

Technische Universität München

Institut für Geschichte und Ethik der Medizin

Arztgestalten in Goethes *Faust*

Monika Helene Anny Buchinger

Vollständiger Abdruck der von der Fakultät für Medizin
der Technischen Universität München zur Erlangung des akademischen Grades eines
Doktors der Medizin
genehmigten Dissertation.

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. E. J. Rummeny

Prüfer der Dissertation:

1. Univ.-Prof. Dr. D. von Engelhardt, em.
2. Univ.-Prof. Dr. Dr. M. Gadebusch-Bondio

Die Dissertation wurde am 19.03.2012 bei der Technischen Universität München
eingereicht und durch die Fakultät für Medizin
am 24.10.2012 angenommen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung	1
1.1 Stand der Forschung	3
1.2 Methodisches Vorgehen	4
2. Wissenschaftshistorischer Hintergrund	8
2.1 Die Medizin im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert oder „Die Suche nach der medizinischen Wissenschaft“	8
2.2 Medizinische Ansätze und Theorien	9
2.3 Medizinische Praxis	21
2.4 Der ärztliche Beruf	23
2.5 Ausblick: Bahnbrechende Veränderungen in der Medizin des 19. Jahrhunderts	25
3. Goethes Zugang zur Medizin	27
3.1 Eigene Krankheiten und Krisen	28
3.2 Goethes Verhältnis zu seelischen Erkrankungen	30
3.2.1 Goethes psychische Konstitution	32
3.2.2 Therapiegedanken bei Goethe	33
3.3 Studium der Naturwissenschaften	35
4. Arztgestalten in Goethes <i>Faust</i>	38
4.1 Faust	38
4.1.1 Die Gestalt des historischen Doktor Faustus	38
4.1.2 Von der Sagengestalt zu Goethes <i>Faust</i>	41
4.1.2.1 Inspiration und Entstehung	41
4.1.2.2 Inhaltliche Abweichungen von der Volkssage	42
4.1.3 Doktor Heinrich Faust - Der Arzt an der Zeitenwende	43
4.1.4 Das Ende der ärztlichen Tätigkeit - Faust als „Patient“	73
4.2 Mephistopheles	76
4.2.1 Der Teufel - Etymologie, Synonyme und Umschreibungen	76
4.2.2 Der Teufel in der Religions- und Philosophiegeschichte	76
4.2.3 Mephistopheles als literarische Gestalt in der Faustsage	78
4.2.4 Mephistopheles in Goethes <i>Faust</i>	79
4.2.5 Mephistopheles in der Rolle des Dozenten	80
4.2.6 Die „Therapie“ des Mephistopheles	90

4.3 Chiron	101
4.3.1 Der KentaurChiron in der Mythologie	101
4.3.2 Chiron in Goethes <i>Faust</i>	101
4.3.3 Chiron – Der heilkundige, weise Arzt	105
4.4 Wagner	120
4.4.1 Die historische Gestalt Wagner in Literatur und Bühnenfassung	120
4.4.2 Wagner in Goethes <i>Faust</i>	121
4.4.3 Wagner – Der technologische, moderne Arzt	122
5. Diskussion der Ergebnisse	136
6. Zusammenfassung	141
7. Literaturverzeichnis	145
8. Abbildungsverzeichnis	172

Für

Prof. Dr. Dietrich von Engelhardt

1. Einführung

„Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahr konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache.“¹

Diese Worte schrieb Johann Wolfgang von Goethe kurz vor der Fertigstellung des *Faust* zweiter Teil, der sein Lebenswerk, das ihn rund sechzig Jahre seines Lebens begleitet hat, vollenden sollte. Die Vollendung war keinesfalls sicher, da er in immerwährenden Kämpfen das Voranschreiten verzögerte. Der *Faust* gehört zu den bekanntesten Werken der Weltliteratur, er wurde in nahezu 50 Sprachen übersetzt und symbolisiert so seine interkulturelle Bedeutung. Er inspirierte zu zahlreichen Nachdichtungen, Parodien und einer Vielzahl von Kommentaren und Interpretationen, bis hin zur philosophischen und künstlerischen Aufarbeitung. Darüber hinaus sind Faustsche Redewendungen in die Alltagssprache integriert worden, z. B. „des Pudels Kern“ als berühmte Metapher für einen markanten Sachverhalt.

Bereits im „Vorspiel auf dem Theater“, das Goethe dem eigentlichen Beginn des *Faust* vorausgeschickt hat, kündigt der Theaterdirektor seinem Publikum an, worum es im folgenden Schauspiel geht. Er kennt die Vorlieben der Zuschauer und bietet ihnen ein Stück, das nahezu alle Themen des menschlichen Daseins tangiert. Es handelt u.a. vom Leben und Sterben, von Liebe und Hass, von Realität und Fantasie, von Religion und Wissenschaft, von Himmel und Hölle. Die Form der Darstellung ist ebenfalls sehr vielfältig und wechselt beispielsweise zwischen philosophisch-banal und humorvoll-ernst. Das zentrale Thema des *Faust* ist die Frage nach dem Sinn des humanen Daseins, dem sich jeder Mensch immer wieder stellen muss. Der Gelehrte Faust muss trotz seines Wissensstrebens die Begrenztheit der daraus gewonnenen Erkenntnisse wahrnehmen. Diese Wahrnehmung erschüttert ihn zutiefst. Seine Rettung sucht er im Ausbruch aus den kognitiven Barrieren. Die Wahl der Mittel ist begrenzt, und so ergreift er die Gelegenheit, die übernatürlichen Fähigkeiten und Dienste des Mephistopheles in Anspruch zu nehmen. Gemeinsam reist er mit ihm durch die „kleine Welt“ (*Faust I*) des universitären und kleinbürgerlichen Lebens. Danach verlässt er die profane Ebene der irdischen Existenz, um sich in die „große Welt“ (*Faust II*) emporzuschwingen. Hier wird er mit dem vollständigen Erfahrungs- und Erkenntnisstand von 3000 Jahren Menschheitsgeschichte konfrontiert, von der griechischen Antike bis zu Goethes Lebenszeit.

Es ist die Bühne für die „großen“ Themen des Lebens: Politik, Macht, Kriege, Kunst und Wissenschaft, aber auch visionäre Darstellungen geschichtlicher und mythologischer Art sind hier zu finden.

¹Goethe an Zelter, 1.6.1831: Werke FA, 1993, II. Abteilung, Bd. 2, S. 396-397

Gerade der zweite Teil der Tragödie zeigt auf beeindruckende Weise Goethes weitreichendes Wissensspektrum. Für den Leser wird das Werk mit seinen „Mantelfalten“, den rasanten Wechseln von Ort und Zeit, einer atemberaubenden Figurenvielfalt und geschichtlichen Verknüpfungen zu einer Herausforderung.

Was aber lässt Goethes *Faust* für eine medizinische Betrachtungsweise relevant werden? Zunächst einmal ist hier der Protagonist selbst zu nennen. Doktor Heinrich Faust, ein universell gebildeter Arzt, steht im Mittelpunkt der weltweit größten Strebensdichtung. Kein Autor zuvor hat die historische Figur so nachdrücklich in seiner ärztlichen Position, mit beruflichem Erfolg und Misserfolg dargestellt wie Goethe. Seine realistische Schilderung der seelischen Zerrissenheit des neuzeitlichen Arztes führt dazu, dass *Faust* auch noch im 21. Jahrhundert, einem Zeitalter der technologischen Medizin, fesselt und berührt. Darüber hinaus hat der Dichter neben Heinrich Faust noch weitere Arztgestalten eingeführt sowie eine Vielzahl an medizinischen Textpassagen eingeflochten.

Ein weiterer Grund liegt in der Person des Dichters. Goethe war geprägt vom Zeitalter der Aufklärung. Damit war der Boden für Goethes dichterisches Werk, aber auch für seine Bestrebungen als Künstler und Naturforscher bereitet. Als einer der letzten großen Universalgelehrten stand er mit namhaften Persönlichkeiten lebenslang im regen Austausch. Seine nie endende Passion für die Medizin zeichnete sich bereits in den ersten Studienjahren ab. Die Ursachen liegen hier in der damals üblichen Auffassung von einer universellen Verknüpfung der Bereiche Kunst und Wissenschaft, sind aber auch in Goethes lebenslanger Konfrontation mit seiner labilen physischen und psychischen Konstitution zu sehen. In 83 Lebensjahren stand er sechsmal an der Schwelle zum Tod, unternahm insgesamt 25 Bäderreisen und befand sich in der Behandlung von 25 Ärzten. Ohne diese Erfahrungen wäre *Faust* undenkbar. Nachdem man lange Zeit in Goethe vordergründig den großen Dichter und Denker - den Olympier - gesehen hatte, schlug das Pendel in die entgegengesetzte Richtung, und man begann, ihn auch unter psychopathologischen Gesichtspunkten zu betrachten und einzuordnen. Erst mit der Zeit erkannte man sein tatsächlich universelles Genie und setzte sich umsichtiger mit seiner Pathografie auseinander. Inzwischen ist es zahlreichen Autoren zum Anliegen geworden, sich Goethe aus einer ganzheitlichen Betrachtung heraus zu nähern.

Dabei zeigt das Studium der jüngeren Publikationen, dass immer deutlicher ein Talent Goethes in den Vordergrund rückt, das bereits einer seiner Zeitgenossen, der Arzt Carl Gustav Carus (1789-1869), an ihm bewundert hatte: Goethes Kunst zu leben, auch mit Krankheiten.² Wie kaum ein anderer vermochte der „heilkundige Dichter“³ seine zahlreichen Lebenskrisen zu bewältigen, ohne jedoch an schöpferischer Kraft zu verlieren. Goethe selbst schrieb diese erfolgreiche Überlebensstrategie einer methodischen Vorgehensweise zu: „Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muss sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben.“⁴ Die Grundlage für diese systematisch angewandte Lebenskunst bildete das für einen Nicht-Mediziner beachtliche Wissen Goethes von den drei

² Vgl. Carus: 1843, S.14

³ Vgl. Nager: 1994

⁴ Goethe: Werke HA, 1981, Bd.10, S. 542

grundlegenden Säulen einer Medizin, die er immer als Heilkunst verstand. Physiologie, Pathologie und Therapie vereinten sämtliche seiner Erfahrungen von Gesundheit, Krankheit und dem unendlich weiten Feld der Heilbehandlungen. Dieses Wissen und eine systematische Anwendung der in diesem Zusammenhang erlangten Erkenntnisserechtfertigen, so der Medizinhistoriker Heinrich Schipperges, dass man von Goethe tatsächlich als einem heilkundigen Dichter sprechen kann.⁵ Somit ist Goethes *Faust* für eine medizinhistorische Betrachtungsweise nicht nur relevant, sondern sogar in besonderer Weise geeignet, stimulierend zugleich für gegenwärtige Überlegungen zum Krankheitsbegriff, Therapieziel und zur Arzt-Patienten-Beziehung.

1.1 Stand der Forschung

Die Literaturrecherche zur vorliegenden Dissertation ergibt, dass eine große Anzahl an Werken zu Goethes *Faust* existiert. Hier seien vor allem die Faustbibliografie von Hans Henning (1966-1976) sowie die Monografie von Hans-Jürgen Schings (2011) genannt. Das Feld der populären Bücher, die Goethe und die Medizin zum Thema haben, ist breit gefächert. Es existiert jedoch keine systematische Aufarbeitung von Goethes *Faust I* und *II* unter medizinischen und medizinhistorischen Gesichtspunkten.

Die mehrfach vorliegenden Arbeiten zur Beziehung Goethes mit der Medizin sind Publikationen von Autoren, die Goethes Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften bzw. der Medizin um 1800 in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellen, wie beispielsweise Hermann Berger (1935), Karl Deichgräber (1984), Hans Fischer (1962), Peter Heusser (2005), Thomas Schnalke (1989), Karl Sudhoff (1932), Johannes Urzidil (1932), Wolfgang Vulpius (1932).

Darstellungen von Goethes Pathografie, seinem persönlichen Umgang mit Krankheit und Therapie, aber auch in seiner allgemeinen Bedeutung, finden bei Dietrich von Engelhardt (2008), Friedrich Husemann (2002), Frank Nager (1994), Heinrich Schipperges (1996) und Manfred Wenzel (1992) besondere Beachtung.

Nach Herausarbeitung und Sichtung sämtlicher medizinisch relevanter Textstellen (inklusive medizinisch orientierter Metaphern) wurde deutlich, dass sich die Passagen signifikant um vier Gestalten im Werk gruppieren. Auch hier zeigt das Studium der Literatur, dass dieses Thema in einigen Werken zwar angeschnitten wird, aber in seiner Gänze nicht beleuchtet ist. Beispiele liefern hier Wolfgang Schad⁶ mit einem Beitrag zur Person des Doktor Faust und Frank Nager, der sich im Kapitel „Ärzte in Goethes Dichtung“ mit vier Ärztepersönlichkeiten im *Faust* auseinandersetzt.⁷ Der Schwerpunkt liegt hier vor allem in der Darstellung Wagners, „als Sinnbild moderner Medizintechnik.“⁸ Es findet allerdings keine vertiefte Ausarbeitung aller Figuren statt.

⁵ Schipperges:1996, S. 9

⁶ Schad, in: Husemann: 2002, S. 127-138

⁷ ebda.: S. 240-255

⁸ ebda.: S. 279-298

Die vorliegende Dissertation stellt einen Versuch dar, diese Lücke zu schließen. Die Arztgestalten im *Faust* sollen vor dem Hintergrund der Medizin um 1800 sowie der medizinischen Denkweise Goethes dargestellt und interpretiert werden. Der Begriff Medizin umfasst hier: „Physiologie, Pathologie, Ätiologie, Diagnostik, Therapie, Arzt, Patient, Krankenhaus, Forschung, Lehre, Theorie und Philosophie[, Theologie] der Medizin wie ebenfalls Gesellschaft und Kultur.“⁹

1.2 Methodisches Vorgehen

Wie muss ein dichterisches Werk beschaffen sein, damit es die Menschen über Jahrhunderte hinweg fesseln kann? Goethe wählte hierfür bewusst zeitumfassende Themen und Symbole aus den griechischen Mythen, der Bibel, Sagen und Märchen und verband sie mit Erkenntnissen aus der Philosophie und den Naturwissenschaften. Dabei gelang es ihm, die Erfahrungen der Menschen aus verschiedenen Ländern und Epochen miteinander zu verflechten und zu integrieren. Albrecht Schöne prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der „dichterischen Formel.“¹⁰ Darunter versteht Schöne die oben genannten Geschichten und Erzählungen, aber auch literarische Texte wie den *Faust*, die sich durch ihre Klarheit und Einfachheit den Menschen einprägen und ihnen auf diese Weise universell gültige, von Raum und Zeit befreite Zusammenhänge und Weisheiten vermitteln.

Goethe selbst bediente sich des Begriffs „Formel“: „Als ethisch-ästhetischer Mathematiker muss ich in meinen hohen Jahren immer auf die letzten Formeln hindringen, durch welche ganz allein mir die Welt noch fasslich und erträglich wird.“¹¹ Im Kommentar zu diesem Zitat konkretisiert Albrecht Schöne noch einmal den Sachverhalt: „Solche Formeln besitzen freilich nicht den Abstraktionsgrad der nackten mathematischen Konstruktionen. Vielmehr erscheinen sie in „eingekleideter“, anschaulich gestalthafter Form. [...] Die Präzision aber und die universale Gültigkeit mathematischer Gebilde hat Goethe mit diesem Sprachgebrauch gewiss auch für sich in Anspruch nehmen wollen.“¹²

Die mannigfaltigen poetischen Formeln im *Faust* skizzieren gedanklich geschlossene, konkrete Zusammenhänge, die sich auf verschiedene Lebenssituationen anwenden lassen. Die Ursache hierfür liegt in einer vom Epochenbegriff unabhängigen, strukturellen Vergleichbarkeit menschlichen Handelns, die Goethes Werk so überzeitlich werden lässt. Dadurch ähneln diese Formeln Lebensweisheiten, die auch dem Menschen des 21. Jahrhunderts - mehr denn je - verständlich sind und ihm als Ratgeber in Alltagssituation dienen können.

Als Beispiel für die bedeutendste und damit richtungsweisende poetische Formel im Werk sei hier die Biografie Fausts angeführt. In ihr spiegelt sich der intelligente, wissenschaftlich tätige Arzt, ein Mensch mit „höheren“ Zielen. Er steht im Spannungsfeld zwischen den Anforderungen, die eine Medizin des rasanten Fortschritts und der eminenten Wissensexplosion an ihn stellt, sowie

⁹ von Engelhardt: 1997, S. 65

¹⁰ Schöne, in: Goethe: Werke FA, 1994, I. Abt., Bd. 7/2, S. 57-62 und 138

¹¹ Goethe an Boisserée, 3.11.1826: Werke FA, 1993, II. Abt., Bd. 10, S. 427

¹² Goethe: 1994, I. Abt., Bd. 7/2, S. 61

dem Anspruch, den er selbst an sich richtet, fachlich wie ethisch-moralisch. Die Hybris des neuzeitlichen Arztes, der auf Irrwegen die Zerrissenheit zwischen Herz und Verstand durchleidet, hat nichts an Aktualität eingebüßt und beschreibt ein grundsätzliches Problem des ärztlichen Berufes. In seiner Dichtung räumt Goethe diesem Thema einen besonderen Stellenwert ein, kennzeichnet es sogar als sein persönliches Anliegen. Doktor Heinrich Faust und der Wundarzt Wilhelm Meister, die ärztlichen Protagonisten seiner beiden Werke, an denen Goethe nahezu ein Leben lang gearbeitet hat, tragen eine vergleichbare Problematik in sich. Auch Wilhelm Meister steht im Konflikt zwischen vorgegebenen Lehrmeinungen und einem inneren Wissen, das man nicht aus Büchern lernen kann. Doch im Gegensatz zu Faust lässt er seine Irrwege zum Pfad der Tugend werden.

Im 2. Kapitel der vorliegenden Arbeit wird zunächst die Epoche der Aufklärung und Romantik als Lebens- und Schaffenszeit des Dichters der Textanalyse vorangestellt, um auf die Umbrüche hinzuweisen, denen auch Goethe ausgesetzt war, die seine Tätigkeit aber wiederum auf einzigartige Weise befördert haben.

Die Betrachtung der wichtigsten medizinischen Theorien des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts führt in die Vielfalt der damaligen, zum Teil sehr gegensätzlichen Lehrmeinungen ein. Diese Gegensätzlichkeiten beziehen sich aber nicht nur auf wettstreitende Ansätze in der Medizin, sondern auch auf den Diskurs mit geisteswissenschaftlichen Schulen. Des Weiteren werden die ärztliche Ausbildung, die verschiedenen hierarchisch gegliederten Heilberufe und die ärztliche Praxis dieser differenzierten Epoche skizziert.

Im 3. Kapitel wird Goethes Zugang zur Medizin thematisiert. Diese relativ knappe Abhandlung rechtfertigt sich durch die Fülle der bereits vorliegenden Publikationen, als auch dadurch, dass weitere Aspekte in die späteren Kapitel einfließen. Ein intensiverer Zugang zur vorliegenden Fragestellung wird in 3.2 behandelt.

Im Prozess der textanalytischen Erfassung sämtlicher medizinisch relevanter Textpassagen in beiden Teilen der Tragödie hat sich ein Spektrum divergierender Arztgestalten herauskristallisiert. Eine ausführliche Analyse und Interpretation findet im 4. Kapitel statt. Die jeweiligen Verse werden nach der Frankfurter Ausgabe (FA) zitiert¹³ und durch Zeilennummerierung in Klammern gekennzeichnet. Weitere, im Rahmen der Textanalyse verwendete Gesamtwerte, werden wie folgt angegeben: Hamburger Ausgabe (HA), Weimarer Ausgabe (WA).

Den Beginn macht der neuzeitliche Arzt Heinrich Faust. Er steht als Sinnbild für den um Erkenntnis ringenden Arzt seiner Epoche. Ihm zur Seite Mephistopheles als steter Begleiter und Schattenseite Fausts. Der heilkundige Chiron, als Stellvertreter der antiken Heilkunst, führt zu den Wurzeln der Medizin. Zuletzt bietet der technologisch orientierte Wagner einen Ein- und Ausblick in die wissenschaftlich gewordene Medizin nach 1800. Die Figuren werden vor dem Hintergrund der antiken und neuzeitlichen Medizin, der Medizin um 1800 sowie der medizinischen Denkweise Goethes dargestellt und interpretiert. Die Betrachtung legt zudem Bezüge zur Gegenwart nahe. Zu diesem

¹³ Goethe: Werke FA, 1994, I. Abt., Bd. 7/1

Zweck sollen Originalquellen von Goethe beeinflussenden Ärzten, wie z. B. Carl Gustav Carus (1789-1869), Johann Christian August Heinroth (1773-1843), Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836), Johann Christian Reil (1759-1813) herangezogen sowie Tagebucheintragen, Briefe und Gespräche des Dichters berücksichtigt werden. Als forschungsleitendes Denkmodell wird ein interpretatives Paradigma formuliert. Der Grundgedanke ist, das menschliche Tun, hier Goethes schöpferische Tätigkeit als medizinisch versierter Literat, in einem Gesamtspektrum aus Normen, Symbolen, Rollen seiner Zeit (normatives Paradigma), seiner individuellen Deutung sozialen Handelns und von Interaktionen sowie seiner Visionen und Lösungen zu interpretieren. Als wissenschaftliche Methode bietet sich hier die Hermeneutik an. Ein literarisches Werk wie der *Faust* ist, wie alles was Menschen „produzieren“, mit einem individuellen Sinn versehen und kann durch eine rein äußerliche Analyse nicht entschlüsselt werden.¹⁴ Der subjektive Sinn muss deshalb interpretativ herausgearbeitet werden. Als erster Forscher thematisierte Wilhelm Dilthey (1833-1911) den Zusammenhang zwischen einer deskriptiv-hermeneutischen Erkenntnissuche und den erklärenden Konstruktionen der Naturwissenschaft.¹⁵

Die zu untersuchenden Charaktere vermitteln das Bild des Arztes und des ärztlichen Berufes. Die ausgewählten Textpassagen folgen dem Verlauf der Handlung. Hier finden besonders Schriften und Werke von Christoph Wilhelm Hufeland Berücksichtigung, da dieser als einer der behandelnden Ärzte Goethes, Hochschullehrer und Verfasser zahlreicher Schriften, wie kaum ein anderer die ärztliche Elite und das medizinische Gewissen dieser Epoche repräsentiert. Darüber hinaus werden auch Werke von Carl Gustav Carus, Johann Christian Reil, Johann Christian Heinroth, Immanuel Kant (1724-1804), Arthur Schopenhauer (1788-1860) herangezogen. Da über den historischen Doktor Johann Faustus nahezu keine wissenschaftlich verwertbaren Quellen existieren, werden zur Interpretation medizinischer Aspekte der Neuzeit vor allem Werke von und über Paracelsus (um 1493-1541) berücksichtigt, da er die zeitgenössische Leitfigur eines medizinisch reformierten Denkens ist.¹⁶ An einigen Stellen wird auf Agrippa (1486-1535) verwiesen, da er ebenfalls als ärztlicher Zeitgenosse Fausts angesehen werden kann und Goethe nachweislich seine Werke studiert hat.

Forschungsleitend ist auch die Frage, inwieweit das Profil der vier Charaktere durch Selbstoffenbarung oder Zuschreibung im dyadischen Interaktionsgeschehen herausgebildet wird, ein Prozess, der in der Psychologie auch als Fremd- und Selbstbild beschrieben wird. Die relevanten Dialoge sind vor allem die zwischen den Arztgestalten selbst.¹⁷

Bei der Bearbeitung von Goethes *Faust*, nach den oben genannten Gesichtspunkten, wird zudem auf drei Funktionen Bezug genommen. Diese Funktionen besitzen, nach Dietrich von Engelhardt, für die Verknüpfung von Literatur und Medizin eine grundlegende Signifikanz.¹⁸ Die „literarische Funktion“ zeigt, dass Medizin und Medizinhistorie als Hilfestellung für die Literatur fungieren können, um

¹⁴ Vgl. Watzlawick et al.: 1969; vgl. Wittgenstein: 2003; vgl. de Shazer: 2010

¹⁵ Vgl. Dilthey: 1924, Bd. V, S. 317-338; Figal: 2007; Jung: 1996; Mayring: 2007

¹⁶ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1924, 1928, 1929; vgl. von Engelhardt: 2001; Schipperges: 1974, 2001

¹⁷ Vgl. Watzlawick et al.: 1969; de Shazer: 2010

¹⁸ von Engelhardt: 1991 a, Bd. 1, S. 12-20

medizinische Sachverhalte in einem literarischen Werk zu verdeutlichen oder verständlich zu machen. So kann Fausts seelische Zerrissenheit vor dem Hintergrund der medizinischen Lehrmeinungen um 1800 betrachtet werden. Die „medizinische Funktion“ bietet Ärzten und Medizinstudenten eine Möglichkeit zur Rückbesinnung auf die Individualität des Patienten und auf ein ganzheitliches Verständnis von Krankheit. Dieses ökologische Modell schließt immer auch den gesellschaftlich-kulturellen Hintergrund mit ein. Therapiemodelle in Werk, Position und Rolle des Arztes, ärztliche Ausbildung, Bedeutung und Umgang mit Krankheit sind weitere denkbare Themenkomplexe. Medizinische Sachverhalte in einem literarischen Werk bieten für den Autor die Möglichkeit, mithilfe der „genuinen Funktion der literarisierten Medizin“ den auf die Medizin gerichteten Blickwinkel zu beeinflussen. Das Augenmerk kann hier auf das Arzt-Patientenverhältnis gerichtet sein, aber auch die Vorstellung von Krankheit und Heilung, Chancen und Grenzen der Medizin bzw. der medizinischen Forschung betreffen.¹⁹

Doch das Potenzial dieses unergründlichen und lebendigen Werkes ist damit bei Weitem nicht ausgeschöpft und kann, ganz im Sinne Goethes, auch künftige Generationen beschäftigen: „Da steht es nun, wie es auch geraten sei. Und wenn es noch Probleme genug enthält, keineswegs jede Aufklärung darbietet, so wird es doch denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte.“²⁰

¹⁹ Vgl. von Engelhardt: 2007, S. 238-239

²⁰ Goethe an Boissereé, 8.9.1831: Werke FA, 1993, II. Abt., Bd. 11, S. 460

2. Wissenschaftshistorischer Hintergrund

„Wenn man sich nur halbwege den Begriff von einem Menschen machen will, so muß man vor allen Dingen sein Zeitalter studieren, wobei man ihn ganz ignorieren könnte, sodann aber, zu ihm zurückkehrend, in seiner Unterhaltung die beste Zufriedenheit fände.“²¹

2.1 Die Medizin im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert oder

„Die Suche nach der medizinischen Wissenschaft“

Mit der zweiten Überschrift leitet Roy Porter in seinem medizinhistorischen Standardwerk *Die Kunst des Heilens* (2003) zur Medizin der Aufklärung über und charakterisiert damit das medizinische Thema einer ganzen Epoche. Im Zuge der Aufklärung stieg auch in der Medizin der Anspruch nach einem höheren Maß an Wissenschaftlichkeit. Wie in den übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen traten exakte Methoden an die Stelle von Spekulationen. Die Kritik der Vernunft setzte auf Objektivität und Fortschrittlichkeit. Daraus resultierend sah man Krankheit, Leiden und Tod nicht mehr als von Gott gegebene Buße und Vorbereitung auf ein Leben im Jenseits. Der aufgeklärte medizinisch tätige Mensch forderte von der Kirche ein neues, emanzipiertes Krankheitsverständnis. Indem die Medizin auf die existenziellen Ereignisse Geburt und Sterben immer mehr Einfluss nahm, stieg auch der gesellschaftliche Stellenwert der Ärzte. „Mehr Menschen kamen in Gegenwart eines Mediziners zur Welt, mehr starben, während ein Arzt und nicht ein Priester ihnen den letzten Dienst erwies [...] Durch die Aufklärung hatten Leben und Tod, wie wir wissen, immer mehr mit Medizin zu tun.“²²

Das Zeitalter der Aufklärung umschreibt die geistesgeschichtliche Entwicklung der westlichen Gesellschaft im 17. und 18. Jahrhundert, die zunächst von England, Frankreich, den Niederlanden und später auch von Deutschland ausgehend das europäische Denken stark beeinflusste.

Diese Entwicklung war keine plötzliche Erscheinung, sondern entstand auf dem Boden des Humanismus und der Reformation. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wurde die Aufklärung von neuen, teilweise gegenläufigen Geistesbewegungen überlagert. In der Philosophie wirkte u.a der Idealismus und Spinozas Pantheismus (Goethe, Lessing). Literarisch waren Sturm und Drang, Weimarer Klassik und Romantik bezeichnend.

Die Romantik war keine einheitliche Strömung, sondern trat in Abhängigkeit von den jeweiligen deutschen Kleinstaaten und den Universitäten in unterschiedlicher Ausprägung auf. Zudem variierte ihre inhaltliche Ausrichtung, die geprägt war „von der transzendentalen Naturphilosophie Kants sowie

²¹ Goethe an Zelter, 9.8.1828: ebda., S. 35

²² Porter: 2003, S. 304; vgl. von Engelhardt: 1999

der metaphysischen Naturphilosophie Schellings und Hegels.²³ Spezifisch sind darüber hinaus im Spektrum der zeitgenössischen Beziehungen von Wissenschaft, Philosophie und Kunst die Positionen von Goethe, Alexander von Humboldt und Schopenhauer.²⁴

Besonders ärztliche Pioniere wie „Paracelsus, Stahl, Haller, Brown, Blumenbach“ haben die romantische Medizin maßgeblich beeinflusst. Ihre Nachfolger, die Vertreter eines romantischen Ansatzes, betrachten bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts die Begriffe Naturwissenschaft und Medizin als nahezu sinngleich. „Die Aufhebung der Grenzen zwischen den Disziplinen geht aber noch weiter; Mediziner werden zu Philosophen, Philosophen zu Medizinern.“²⁵ In der Medizin erhielt die Beschäftigung mit der Geschichte nun ebenfalls einen hohen Stellenwert, denn man erkannte, dass in der Vergangenheit die notwendige Voraussetzung für die Zukunft lag. Der Botaniker und Medizinhistoriker August Wilhelm Henschel (1790-1856) sah in diesem Zusammenhang „die Medizin als eine organische Entwicklung“, von der ausgehend man eine „innere Notwendigkeit“ für die verschiedenen medizinischen Ansätze und Theorien ableiten konnte.²⁶

Doch bereits in der Neuzeit war ein Prozess in Gang gekommen, der um die Wende zum 19. Jahrhundert eine immer größer werdende Kluft zwischen den Naturwissenschaften bzw. der Medizin und den Geisteswissenschaften offenbarte und schließlich in einer endgültigen Entzweiung mündete. Die Entwicklung der Medizin zu einer empirisch fundierten, positivistischen Disziplin wurde durch die Romantik nur vorübergehend aufgehalten. Der bis heute vorherrschende Positivismus führte in der Medizin zu einer Abkehr von den Geisteswissenschaften und der Medizingeschichte.²⁷

Obwohl die Romantik bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung verlor, ist ihr Einfluss auf die Medizin in Deutschland, insbesondere auf den Bereich der seelischen Erkrankungen, als bedeutungsvoll einzustufen.²⁸ Vorrangige Vertreter und Krankheitskonzepte der romantischen Medizin werden in Kapitel 2.2 ausführlicher vorgestellt.

2.2 Medizinische Ansätze und Theorien

Die Medizin des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts war geprägt von den zahlreichen Umbrüchen und Veränderungen, entsprechend vielfältig zeigte sie sich in ihren Ansätzen. Aus der Fülle an Theorien und medizinischen Schulen werden im Folgenden diejenigen Konzepte näher ausgeführt, die medizinhistorisch als richtungweisend gelten und gleichzeitig für die Fragestellung der Dissertation Relevanz besitzen. Dabei kann jedoch nur ein Überblick gegeben werden, der an den entsprechenden Stellen auf weiterführende Literatur verweist.

²³ von Engelhardt: 2001, S. 33

²⁴ ebda.: S. 33; vgl. Leibbrand: 1937

²⁵ von Engelhardt: 1999, Bd. 2, S. 95; vgl. von Engelhardt: 2000 a, S. 65

²⁶ Henschel: 1828, S. 252, n. von Engelhardt: 2000 a, S. 65-66

²⁷ Vgl. von Engelhardt: 1991 b, Bd. 2, S. 95-96; vgl. 2000 a, S. 65-70

²⁸ Von Engelhardt, 1997, S. 68-69

Im Sinne Newtons entwickelte Hermann Boerhaave (1668-1738), Medizinprofessor in Leiden, sein auf der Grundlage physikalischer Gesetzmäßigkeiten und mechanistischer Philosophie beruhendes Modell von Gesundheit und Krankheit. Dabei vertrat er die Ansicht, dass die Entstehung von Krankheit durch ein Ungleichgewicht des hydrostatischen Drucks im menschlichen Körper verursacht wird. Boerhaaves Erklärungsansatz gab die Anregung zu verschiedenen Versuchen im Bereich des Gefäßsystems. „[D]as [scheinbare] Charakteristikum der Boerhaave-Schule [war] nämlich der geschlossene Zusammenhang von Schöpfungsglauben, rationalistischem Weltmodell und empirischer Erkenntnismethode.“²⁹

Entgegen einer ausschließlich rationalistischen Sichtweise entstanden medizinische Modelle, wie die „Irritabilität“ und „Sensibilität“, die eine gefühlsbetonte und von Empfindungen getragene gesellschaftliche Strömung widerspiegeln. Der Zwiespalt zwischen Gefühl und Verstand, zwischen einer rationalen Sicht auf die menschliche Anatomie bzw. Physiologie und dem Wirken einer Seelenkraft avancierte, zum zentralen Thema dieser Zeit. Vor allem in den Konzepten zweier deutscher Mediziner: Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl, die beide an der Universität Halle lehrten, wird diese Auseinandersetzung deutlich.

Friedrich Hoffmann (1660-1742) definierte in seinem Konzept des „Biomechanismus“ die Medizin als, „Kunst, physisch-mechanische Prinzipien fachgerecht anzuwenden, um die menschliche Gesundheit zu erhalten oder, wenn sie verloren, wiederherzustellen.“³⁰ Dabei war er der Überzeugung, dass die Mechanik des Körpers durch eine Flüssigkeit im Nervensystem betrieben wird. Eine Veränderung des Spannungszustandes, vor allem an den Gefäßen, führe zu einer fehlerhaften Flüssigkeitsverteilung und zu Störungen der Ausscheidung. „Dauerhafter Stillstand bedeutet unweigerlich den Tod.“³¹ Die Therapie sollte deshalb, im Sinne der Humoralpathologie sowie Hoffmanns mechanischer Vorstellung, in einer Regulierung des Flüssigkeitsgleichgewichts (Aderlässe, Abführmittel, Brechmittel etc.) und der Anwendung diätetischer Maßnahmen bestehen.

Dieser Ansicht stand Georg Ernst Stahls (1659-1734) „Animismus“ entgegen. Für ihn war der menschliche Körper nicht auf den Status eines Apparates reduziert, dessen Mechanik fachgerecht gewartet werden musste und der eine bloße Sammlung von Organen darstellte. Stattdessen stand für Stahl die Seele (Anima) zentral als treibende und bewusstseinsbildende Lebenskraft des Körpers im Vordergrund. Entsprechend folgerte er, dass sämtliche Krankheiten letztlich einen seelischen Ursprung haben müssten. Krankheitsauslöser konnten außerordentliche Seelenerregungen negativer oder positiver Art sein, wie z. B. Wut, Trauer, Liebe, Freude, aber auch durch stark gegensätzliche Willensstrebungen verursacht sein. Die Seele versuchte das körperliche Gleichgewicht wieder herzustellen, indem sie sich krankmachender Stoffe entledigte, ein Vorgang, der sich in körperlichen Symptomen wie Fieber äußern konnte. Die Aufgabe des behandelnden Arztes bestand darin, die

²⁹ Vgl. Toellner, in: von Engelhardt (Hg.): 1991, Bd. 1, S. 229

³⁰ Hoffmann, n. Porter: 2003, S. 249

³¹ Müller, in: von Engelhardt (Hg.): 1991, Bd. 1, S. 209

Selbsteilungskräfte der Seele zu unterstützen. Erstaunlicherweise nahm Stahl bereits im 18. Jahrhundert ein Unbewusstes an, das Körper und Geist entscheidend beeinflusste. Stahls „Animismus“ steht damit der vorherrschenden Tendenz, den menschlichen Organismus vor allem unter dem Aspekt der anatomischen, chemischen und physiologisch-physikalischen Gesetzmäßigkeiten zu betrachten, entgegen und schuf das Basiskonzept für eine Reihe von weiterführenden medizinischen Theorien, die in der Medizin der Romantik, dem Idealismus und im Positivismus ihren Niederschlag fanden. Darüber hinaus mag er als Wegbereiter einer Psychosomatik im modernen Sinn gelten.³²

William Cullen (1710-1790) war für damalige Verhältnisse ein sehr gut ausgebildeter Mediziner. Ursprünglich als Wundarzt tätig, absolvierte er später ein zusätzliches Medizinstudium. An der Universität von Edinburgh wurde er zum geschätzten Professor und Inhaber des Lehrstuhls für praktische Medizin. Mit seinem „nervosistischen“ Krankheitsverständnis vertrat er ursprünglich die Meinung, dass sämtliche Krankheiten vom Nervensystem ihren Ausgang nahmen. In späteren Jahren schloss er sich jedoch zunehmend der Lehrmeinung John Lockes (1632-1704) an und befürwortete dessen „Sensualismus“, der den Einfluss der Sinnesorgane auf das Empfinden sowie die menschlichen Begriffsbildung hervorhob.

Der Arzt, Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller (1708-1777) unternahm physiologische Experimente im Bereich der Erregbarkeit von Muskelfasern und knüpfte dabei an die Untersuchungen zur „Irritabilität“ (Erregbarkeit/Reizbarkeit) von Francis Glisson (1597-1677) an. Jahrelange Forschungsarbeiten ließen Haller sein Konzept weiter differenzieren. Er unterschied eine „Irritabilität“, die alle Muskelfasern besaßen, und eine „Sensibilität“, die er ausschließlich als Fähigkeit der Nervenfasern ansah, die er wiederum entsprechend ihrer Art, auf Reize zu reagieren sowie an Muskeln eine Kontraktion auszulösen, unterschied. Durch physiologische Versuche gelang es ihm, die Herzaktion am entnommenen Herzen nachweisen.

„Haller wird von den bedeutendsten seiner Zeitgenossen gerade in der Ganzheit seines Denkens und der Gesamtheit seines Werkes wahrgenommen.“³³ Seine Bemühungen um die experimentelle Physiologie sowie Publikation einer umfassenden Sammlung physiologischer Erkenntnisse lassen Haller zu einem Pionier der aufgeklärten modernen Physiologie werden. Im Rahmen seiner physiologischen Versuche wurde Haller jedoch immer wieder mit der Tatsache konfrontiert, dass ein ausschließlich mechanistisches Verständnis von menschlichen Körpervorgängen zwar die Wirkung (Muskelbewegung) beschrieb, aber bei Weitem nicht die Ursache für eine Aktivierung der Nerven erklären konnte. Der Einfluss einer „Kraft“, die allem Leben zugrunde lag, war nicht mehr zu leugnen. Haller und Cullen, beide Vitalisten der Schule von Montpellier, verband die Vorstellung, dass Irritabilität und Sensibilität die grundlegenden Eigenschaften des Lebens seien. Als entscheidenden Unterschied zwischen dem Organischen und dem Anorganischen nahmen sie ein eigenständiges Prinzip, die Lebenskraft an.

³² Porter: 2003, S. 248-249; von Engelhardt: 2000 a, S. 75; Bauer, in: von Engelhardt (Hg.): 1991, Bd. 1, S. 198; von Engelhardt, in: Seidler: 1984, S. 17-31

³³ Toellner, in: von Engelhardt (Hg.): 1991, Bd. 1, S. 248

Als Vorläufer des Vitalismus kann Aristoteles gesehen werden, der dieses Lebensprinzip als „Entelechie“ bezeichnete.³⁴ Der Vitalismus vertrat eine Physiologie, die Gesundheit als dynamische, harmonische Einheit der Organe verstand. Folglich lehnte der Vitalismus einseitig materielle, starre Erklärungsansätze ab und stand sowohl dem Mechanismus Boerhaaves als auch dem modernen Brownianismus als diametraler Entwurf entgegen. Wichtige Vertreter waren neben Haller und Cullen u.a. Jean Baptist van Helmont (1577-1644), Georg Ernst Stahl, Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) und Christoph Wilhelm Hufeland.

John Brown (1735-1788), ehemaliger Schüler und späterer Gegner William Cullens, konnte sich als Begründer des „Brownianismus“ bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts einer großen Bekanntheit und Gefolgschaft erfreuen. Auf die Theorie Cullens aufbauend, war Brown der Überzeugung, dass lebende Organismen im Gegensatz zur unbelebten Materie über ein vielschichtiges Spektrum an „Erregbarkeit“ verfügen. Für Brown existierte nur eine Grunderkrankung, deren Ausgangspunkt grundsätzlich im Nervensystem zu suchen war und sich in unterschiedlichen Formen manifestierte. In Abhängigkeit zur Reizstärke differenzierte Brown entsprechend „sthenische“ (Reizüberflutung) und „asthenische“ (Reizmangel) Erkrankungen. Der behandelnde Arzt musste die charakteristischen Symptome wie Hitzewallungen, gesteigerter Puls, körperliche Schwäche, Niedergeschlagenheit erkennen und einschätzen. Die Behandlung sollte entsprechend stimulierend oder dämpfend wirken und bestand möglicherweise aus Gaben von Opiaten, Wein und Moschus oder Verordnung von Aderlässen, Brech- und Abführmitteln.

Christoph Wilhelm Hufeland, einer der bedeutendsten Ärzte der Goethezeit, Professor in Jena und Berlin, Autor medizinischer Publikationen, setzte sich immer wieder mit der Lehre John Browns auseinander und widerlegte mit wissenschaftlicher Genauigkeit dessen Thesen. Sein Resümee: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen“³⁵ nahm vorweg, dass sich der vormals populäre Brownianismus mit der Zeit in der Bedeutungslosigkeit verlor. Hufeland vertrat die sogenannte „Lebenskrafttheorie“, eine Art Kombination aus „Animismus“ und „Irritabilitätslehre“. Obwohl er wusste, wie wissenschaftlich anfechtbar allein der Begriff „Kraft“ war, bezog er öffentlich Stellung zu einer Instanz, die seiner Ansicht nach alles Leben durchpulsen, erneuern und in einer harmonischen Balance halten konnte, aber auch die Fähigkeit besaß, eine Reizbarkeit des Körpers zu bewirken. War sie in ihrer Wirkung beeinträchtigt, hatte dies Krankheit zur Folge. Der Versuch des Organismus, aus eigenem Impuls die Blockade zu beheben, äußerte sich in körperlichen Symptomen. Wie Stahl sah auch Hufeland die Aufgabe des Arztes darin, den Körper in seiner Selbstheilungstendenz zu unterstützen. Entsprechend seiner „Krankheitslehre“, die noch stark von der Humoralpathologie geprägt war, befürwortete Hufeland als geeignete Therapieform eine diätetische Lebensweise. Hufelands Hauptwerk erschien erstmals 1796 und erlangte bereits 1805 in der dritten Auflage unter dem vollständigen Titel *Makrobiotik, oder die Kunst das menschliche Leben zu*

³⁴ Vgl. Husemann: 2002, S. 58-60

³⁵ Hufeland, in: Pfeifer: 2000, S. 146

verlängern³⁶ Weltruhm. Es kannals dezidierte Gesundheitsprophylaxe und Appell zur generellen Mäßigung, als Anleitung das menschliche Leben zu verlängern, verstanden werden. Diesem Ziel wirkten leidenschaftliche oder ausschweifende Gepflogenheiten ebenso entgegen wie diverse medizinische Methoden, insgesamt alle auf den Organismus einwirkenden Reize, die eine Erhöhung der „Lebensconsumtion“ bewirkten, somit „Lebenskraft“ vergeudeten und letztlich über den Weg der Krankheit zu einer verkürzten Existenz führten. Hufelands Buch, ursprünglich eine Vorlesungssammlung, war, dem Anspruch seines Verfassers gemäß, nicht ausschließlich an medizinische Fachkreise, sondern an ein breites interessiertes Publikum gerichtet.³⁷

In Anlehnung an Hufelands berühmtes Werk veröffentlichte der Arzt Sabattia Joseph Wolff (1756-1832) im Jahr 1811 *Die Kunst krank zu seyn nebst einem Anhang von Krankenwärtern wie sie sind und sein sollten. Für Aerzte und Nichtärzte*. Wolff propagierte ebenfalls die Erhaltung und Wiederherstellung von Gesundheit und nannte Möglichkeiten für einen sinnvollen Umgang mit der Krankheit.³⁸

Die Nachfolger Boerhaaves versuchten zunehmend durch methodische Handlungsweisen den Unterschied zwischen der belebten und unbelebten Materie zu erklären. Im Rahmen ihrer Suche nach einer wissenschaftlichen, aber auch organischen Medizin, begannen einige Ärzte, alternative Wege zu beschreiten.

Christoph Friedrich Samuel Hahnemann (1755-1843), Begründer der Homöopathie, teilte Hufelands Ansichten über die Lebenskraft. Für Hahnemann entstand jede Erkrankung als Folge einer Beeinträchtigung dieses Lebensprinzips, die sich in Form von Symptomkomplexen ausdrücken konnte. Hahnemann sah dabei von einer körperlichen Untersuchung ab, da seiner Meinung nach nicht das einzelne Organ erkrankt, sondern Krankheit als Prozess des ganzen Körpers zu verstehen sei. Dementsprechend sollte auch die Therapie den gesamten Organismus mit einbeziehen. Im therapeutischen wie auch im prophylaktischen Sinn propagierte Hahnemann eine gesunde Lebensführung wie sie der antiken Diätetik entsprach. Darüber hinaus etablierte er eine besondere Art der Therapie, die sich bis in die Gegenwart im Kern nicht verändert hat und auf dem homöopathischen Ähnlichkeitsprinzip Hahnemanns „*similia similibus curantur*“, „Ähnliches möge durch Ähnliches behandelt werden“, beruht. Das besagt, dass zur Heilung der Erkrankung ein Mittel eingesetzt werden musste, das bei einem gesunden Menschen ähnliche Krankheitssymptome hervorgerufen hätte. Bei Hahnemann fanden pflanzliche, tierische und mineralische Bestandteile sowie Metalle Anwendung, darunter hochgiftige Substanzen wie Belladonna, Arsen und Quecksilber, aber auch Körpersekrete Erkrankter, die sogenannten Nosoden (s.a. 4.2.6).

Um die Vergiftungserscheinungen zu minimieren, gleichzeitig aber die Wirkung zu verstärken bzw. zu dynamisieren, entwickelte Hahnemann das spezielle Verfahren der „Potenzierung“. In einem genau festgelegten Prozess des Verdünnens und Verschüttelns entstand eine Arznei, die letztlich nur noch die

³⁶ Vgl. Hufeland: 1805

³⁷ Vgl. Neumann, in: von Engelhardt (Hg.): 1991, Bd. 1, S. 339-359

³⁸ Vgl. Wolff: 1811

Information der Grundsubstanz trug. Das Heilmittel diene dem Organismus (menschlich, tierisch, pflanzlich) als Reiz zur Selbstheilung. Hahnemanns *Organon der Heilkunst* (1833) gilt bis heute als Grundlagenwerk der Homöopathie.³⁹

Franz (Friedrich) Mesmers (1734-1815) Lehre vom „animalischen Magnetismus“, auch „Mesmerismus“ genannt, war eine weitere Theorie aus dem Bereich der alternativen Medizin. Mit seiner Dissertation über den *Einfluss der Gestirne auf den Menschen* („De planetaria influxu“) erhielt er 1766 den medizinischen Doktorgrad. In den folgenden Jahren entwickelte er sein psychodynamisches Modell vom „thierischen (lebenden) Magnetismus“. Mesmer ging von der Annahme aus, dass die gegenseitigen Anziehungskräfte der Planeten auch Einfluss auf das Nervensystem des Menschen ausüben. Seine Meinung gründete auf dem Newtonschen Gravitationsgesetz (1666), das den Einfluss der Himmelskörper u.a. auf die Gezeiten beschreibt. Mesmer schloss daraus, dass Krankheiten das Resultat ungünstiger Planetenkonstellationen seien⁴⁰, Magnete dagegen, aufgrund ihrer natürlichen Strahlungseigenschaft, heilende Einflüsse auf den Organismus ausüben können. Diese „alle Körper, die großen wie die kleinen, so den Raum bevölkern, beseelt und unbeseelt und belebt“ durchflutende Kraft des Magnetismus bezeichnete er als „Fluidum“.⁴¹ Demnach war Krankheit folgerichtig in einer verminderten Zirkulation zu sehen. Die Therapie bestand deshalb in einer Wiederherstellung der Homöostase durch Übertragung des Fluidums auf den Patienten. Dies konnte z. B. durch Auflegen der Hände, durch Blicke oder durch Verwendung von „magnetisiertem Wasser“⁴² geschehen. In der Medizingeschichte haben wenige Lehren eine so vehemente Ablehnung und gleichzeitige Mystifizierung erfahren, wie der Mesmerismus. Doch entgegen aller Kritik bemühte sich Mesmer stets um eine wissenschaftliche Begründung seiner Arbeit und orientierte sich entsprechend an zeitgenössischen Konzepten.

Arthur Schopenhauer äußerte in seiner *Abhandlung Über das Geistersehn und was damit zusammenhängt* (1850) wiederholt seine Anerkennung des Mesmerismus: „Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehns bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.“⁴³

Mesmer selbst sah in seiner Methode nichts Übersinnliches, sondern deutete die auftretenden Phänomene „des Träumens, des Schlafwandeln (Somnambulismus), der Visionen im Wachzustand [...] physiologisch: es handele sich hier (bei der Telepathie, den Wahrträumen, dem Vorherwissen, dem Hellsehen) um Wahrnehmungen des inneren Sinnes des Menschen (sensorium commune), der dann, wenn die äußeren Sinne zur Ruhe kommen, ausgeschaltet sind, empfänglich wird für die feinsten Schwingungen der All-Flut, die sich unmittelbar dem gesamten Nervengefüge mitteilen kann.“⁴⁴ Daraus geht hervor, dass Mesmer bereits um 1800 eine dem wachen Geist nicht zugängliche

³⁹ Vgl. Wittern, in: von Engelhardt: 1991, Bd. 1, S. 37-50

⁴⁰ Vgl. Schott: 1985

⁴¹ Mesmer, in: Porter: 2003, S. 288

⁴² ebda.: S. 288

⁴³ Schopenhauer: Werke, 1988, Bd. 6, S. 243-244; vgl. Schopenhauer: Werke, 1988, Bd. 4, S. 99-127

⁴⁴ Schott: 1985, S. 241-242

Bewusstseinsform annahm. In der Romantik fand Mesmers Modell rege Anerkennung. Es entsprach den Themen und Gefühlen der Zeit, verband wissenschaftliche Ansätze mit naturphilosophischen Vorstellungen und führte zu einem grundsätzlich neuen Verständnis vom menschlichen Seelenleben.⁴⁵ Um die Jahrhundertwende nahm die romantische Naturphilosophie Friedrich Wilhelm Schellings (1775-1854) vor allem auf die Physiologie einen nachhaltigen Einfluss.⁴⁶ In einem Stufenmodell unterteilte er die belebte Natur in drei Kategorien: vegetativ (Wachstum, Fortpflanzung, Ernährung), animalisch (Muskelbewegung, Herz, Kreislauf) und sensitiv (Sinnesleistungen, Seele). Die sensitive Dimension stand auf der obersten Stufe, umfasste die Qualitäten aller drei Kategorien und war ausschließlich den Menschen zueigen. Für Schelling bildete Materie, in deren Innerem Naturkräfte (chemisch, elektrisch, magnetisch) tätig waren, die Grundlage jeder Existenz. Durch die Polarität erhielt das Leben seine Impulse – als Schrittmacher der belebten Existenz.⁴⁷ Krankheit war im Sinne Schellings einerseits das Resultat eines Ungleichgewichtes von „Irritabilität“ und „Sensibilität“, damit knüpfte er an die Physiologie Albrecht von Hallers an, andererseits Folge einer Störung der Fortpflanzungsfähigkeit.⁴⁸ Mit der Zeit beriefen sich immer mehr geistige Größen auf Schelling, darunter auch renommierte Ärzte. Entsprechend bezeichnete man die Jahre 1797-1830 als „Zeitalter der romantischen Medizin“.⁴⁹ Nach Rothschuh kann die romantische Medizin in eine naturphilosophische und eine tatsächliche, romantische Strömung unterteilt werden. Die naturphilosophische Strömung, die sich auf Schelling bezog, basierte auf einer sachlich naturwissenschaftlichen Sichtweise. Die romantische Strömung besaß darüber hinaus eine metaphysische Dimension. Zu ihren wichtigsten Vertretern gehörten Reil, Heinroth und Carus. In der Beschäftigung mit charakteristischen Themen der Romantik wie Irrationalität, Traum, Fantasie, Unendlichkeit, Mystik, Religion, Unbewusstes sahen sie zudem eine ergänzende Möglichkeit, den in der Natur und dem Menschen wirkenden Geist (Spiritus) zu erfassen. Dabei verstand man den Menschen (Mikrokosmos) als Teil der Natur (Makrokosmos), deren Gesetzen er unterstand. In Anlehnung an Paracelsus' Naturlehre glaubte man, die unsichtbare Natur durch sichtbare Erscheinungen erkennen zu können.

Dieser Tiefblick in das Wesen aller Dingespiegelte sich in den Studien zur unbewussten Seelentätigkeit und ihren körperlichen Auswirkungen auf den Organismus wider. Krankheit und Tod wurden als Teil des menschlichen Daseins verstanden, die Natur im therapeutischen Sinn als Quelle der Heilkraft.

Patienten waren gehalten, aktiv am Genesungsprozess mitzuwirken. Neben einer natürlichen Lebensweise, wie sie die antike Diätetik empfahl, kamen der moralischen und künstlerischen Therapie eine erste Bedeutung zu. Dabei war das Arzt-Patienten-Verhältnis von Homogenität, Symmetrie

⁴⁵ Vgl. von Engelhardt, in: Schott (Hg.): 1985, S. 88-107

⁴⁶ Vgl. von Engelhardt: 1984, S. 17-31; 2005 b

⁴⁷ Vgl. Rothschuh: 1978, S. 390

⁴⁸ von Engelhardt: 1991 b, S. 96

⁴⁹ Rothschuh: 1978, S. 385

geprägt und von der Überzeugung, dass zum Verständnis des Patienten neben körperlichen Auffälligkeiten auch die geistige Komponente nicht außer Acht gelassen werden dürfe.⁵⁰

Carl Gustav Carus war Naturphilosoph, Maler und in einem umfassenden Sinne Arzt. Bereits mit 22 Jahren war er zweifach promoviert (Dr. phil./ Dr. med.), was seine Zugewandtheit zu den Geistes- wie den Naturwissenschaften unterstreicht. In den Therapiemethoden des Mesmerismus, den er als „Lebensmagnetismus“ bezeichnete,⁵¹ aber vor allem im künstlich evozierten Schlaf und Traum erkannte Carus für sich die Möglichkeit, tiefere Einblicke in das menschliche Seelenleben zu erhalten, ein Bereich, der ansonsten durch kognitive Kontrolle des Tagesbewusstseins verschlossen bleibt.⁵² Detaillierte Vorstellungen vom Unbewussten des Menschen finden vor allem in seinem Werk *Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele* (1846) ihren Niederschlag. Neben seiner ärztlichen Tätigkeit in den Fachbereichen Gynäkologie, Pathologie und Anatomie war er der Leibarzt König Friedrich II. von Sachsen, bekleidete öffentliche Ämter und galt als kompetenter Verfasser wissenschaftlicher Publikationen (vergleichende Anatomie und Physiologie, Gynäkologie). Darüber hinaus widmete er sich in verschiedenen Schriften dem Leben und Werk Goethes.

Wie *Die spekulative Medizin in der Romantik* (1956) von Werner Leibbrand (1896-1974) verdeutlicht, war die Medizin um 1800 sehr breit gefächert. Dadurch wurde auch Carus in seinem philosophisch-spekulativen Forscherdrang veranlasst, weitere Interessengebiete zu erschließen und das weite Feld der geheimnisvollen und magischen Künste (Séancen, Schlafwandeln, Gebrauch von Wünschelruten, Praxis des Tischrückens, vorausschauende Träume) zu ergründen. Gemeinsam mit Novalis verkörpert Carus den „magischen Idealismus“ und gilt als Begründer einer spirituellen Medizin.⁵³

Ein wissenschaftliches Verständnis von den Wechselwirkungen zwischen Körper und Geist hatte sich erst im 17. Jahrhundert allmählich entwickelt. Ausgangspunkt war Descartes' mechanistische Philosophie. Er suchte nach dem Verbindungsglied zwischen den bis dahin getrennten Dimensionen. Als Ergebnis dieser Bemühung definierte er die Seele als übergeordnete Zentrale, deren Sitz er in der Epiphyse vermutete. Descartes' Erkenntnis veränderte langfristig auch die Sichtweise auf geistige Erkrankungen, die von diesem Zeitpunkt an nicht länger übernatürliche Ursachen hatten, sondern vielmehr als körperliche Funktionsstörung zu verstehen waren. Die daraus resultierende physiologisch orientierte Therapie bestand aus stimulierenden oder dämpfenden Maßnahmen: Medikamente, Aderlässe, Schockbehandlungen, Zwangsjacken, Opium.

Dennoch blieb das Gebiet der Geisteskrankheiten zunächst ein eher vernachlässigter Teilbereich der Medizin, bis sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Psychiatrie als eigenständige Fachdisziplin etablierte. Auf den Grundlagen des aufgeklärten Denkens entwickelte sich nun die hehre Idee von der Heilbarkeit geistiger Erkrankungen. Dieser „therapeutische Optimismus“⁵⁴ schlug alsbald

⁵⁰ Vgl. von Engelhardt, in: Gerabek et al. (Hg.): 2005, S. 903-907; von Engelhardt, in: Frewer; Winau (Hg.): 1997, S. 43

⁵¹ Vgl. Carus, in: Ditzfelbinger: 1986

⁵² Vgl. von Engelhardt: 1985

⁵³ Vgl. Fintelman et al. (Hg.); vgl. Leibbrand: 1956

⁵⁴ Eckart: 2006, S. 23

internationale Wellen und fand seinen Niederschlag u.a. in der weltweiten Zunahme an Fachliteratur. In England, Frankreich und Deutschland kam es zu Bemühungen, die Situation der „Irren“ zu verbessern und den „Irrsinn“ komplett zu beseitigen.

Das Menschenbild der Aufklärung war vom Gedanken einer individuellen Autonomie geprägt. Jeder Einzelne war aufgefordert, sein Schicksal selbst zu gestalten - seines „Glückes Schmied“ zu werden. Doch die Kehrseite des Versprechens auf Glückseligkeit war, dass nicht jeder die gesellschaftlichen Anforderungen oder eigene Erwartungen erfüllen konnte. Im Spannungsfeld zwischen potenziellen und begrenzten Möglichkeiten, die sich aufgrund von individuellen oder gesellschaftlichen Situationen ergaben, versuchte der Organismus im Sinne Stahls durch Krankheit, bevorzugt durch seelische Erkrankungen, einen Ausgleich für die enttäuschten Hoffnungen zu schaffen. In der Melancholie fand diese, um 1800 charakteristische Stimmung ihren Ausdruck.⁵⁵ Sie wurde deshalb nicht nur als Krankheit im eigentlichen physischen wie psychischen Sinn, sondern vielmehr als Metapher verstanden.⁵⁶ Die Melancholie avancierte zur „Modekrankheit“ einer ganzen Epoche und stieß auf ein breites Interesse der Wissenschaften, ein Sachverhalt, der zu einem gleichberechtigten Nebeneinander von philosophischen Theorien wie auch physiologischen Konzepten führte. Diese Coexistenz von Philosophie und empirischer Medizin prägte die sich entwickelnde Psychiatrie noch über die Romantik hinaus bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Janzarik (1974) sah in dieser Verknüpfung einen gemeinsamen Weg, „der in der Antike und bei Augustinus beginnt und in neuerer Zeit über Leibniz, Herder, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, Scheler [...] bis in die Gegenwart reicht. Bei aller Verschiedenheit erinnern die psychoanalytischen Schulen, die Psychosomatik, anthropologische und daseinsanalytische Richtungen der neueren Psychiatrie bis hin zur Sozialpsychiatrie über wesentliche Anteile ihrer Herkunft an die gemeinsamen frühen Quellen.“⁵⁷

Immanuel Kant beteiligte sich an der regen Debatte über Krankheiten des Geistes bzw. des Gemütes und formulierte eine eigene Didaktik, die er aus seinen Beobachtungen im Umgang mit den Mitmenschen ableitete. So interpretierte er beispielsweise „die Grillenkrankheit (hypochondria vaga)⁵⁸, welche keinen bestimmten Sitz im Körper hat, und ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, [als] Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein bestimmtes Objekt, mutlos zu überlassen (mithin ohne den Versuch zu machen, über sie durch die Vernunft Meister zu werden).“⁵⁹ Die „Schuld“ des Kranken bestand für Kant gewissermaßen darin, dass er als grundsätzlich vernunftbegabter Mensch nicht Willens war, sein Gemüt dem Verstand unterzuordnen. Als Ursache für diese Schwächenahm er einen „Fehler des Erkenntnisvermögens“, eine Verkehrung der Vernunft, an. Er sah aber auch einen Zusammenhang zwischen der besonderen Begabung eines Menschen und dessen latenter Nähe zur Melancholie. Seine Aufsätze *Versuch über die Krankheit des Kopfes* (1764);

⁵⁵ Vgl. von Engelhardt: 2003 b, S. 304; vgl. Schipperges: 1996, S. 163

⁵⁶ Vgl. Mauser: 1990, S. 53-58

⁵⁷ Baer: 1998, S. 8

⁵⁸ Die „Grillenkrankheit“ war ebenso wie die Hypochondrie ein Synonym für die Melancholie

⁵⁹ Kant: Werke, 1907, Bd. 7, S. 98

Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798) und *Von der Macht des Gemüts durch den bloßen Vorsatz, seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein* (1798) -Letzteren übersandte er in einem Dankeschreiben bereits 1796 an Hufeland - sind Ausdruck seiner ernsthaften Auseinandersetzung mit der Thematik und seiner Überzeugung, dass Gemütskrankheiten nicht allein durch eine physiologische Therapie behandelt werden können. Bezüglich der in Fachkreisen gängigen Meinung, die eine moralisch angewandte Philosophie als Patentmedizin rühmte, gab er zu bedenken: „Dieses Universalmittel betrifft aber nur die Diätetik, d.i. es wirkt nur negativ, als Kunst, Krankheiten abzuhalten.“ Dabei verwies der Philosoph auf seine eigenen Erfahrungen in den verschiedenen Bereichen der Diätetik.⁶⁰

Kant, der bereits wesentliche Grundzüge seelischer Erkrankungen, insbesondere der Melancholie, erkannt hatte, gab zu bedenken: „Von dem, der mit dieser Krankheit behaftet, und so lange er es ist, kann man nicht verlangen, er solle seiner krankhaften Gefühle durch den blossen Vorsatz Meister werden. Denn wenn dieser könnte, so wäre er nicht hypochondrisch.“⁶¹ Vorausschauend forderte er zur Krankheitsbewältigung eine pädagogische Führung.

Der bedeutendste deutsche Reformator im Bereich der Seelenheilkunde war Johann Christian Reil, ein vielseitig gebildeter Gelehrter, Professor für Therapie und Stadtphysikus in Halle. Im Jahr 1810 folgte er dem Ruf an die Universität in Berlin, wo er den Lehrstuhl für klinische Medizin bekleidete.

Anfänglich widmete er sich anatomischen Studien des Gehirns und des Nervensystems, später betätigte er sich darüber hinaus auf dem Gebiet der Geistesstörungen. Reil gilt gemeinsam mit Franz Joseph Gall (1758-1828) als Begründer der wissenschaftlichen Psychiatrie im Sinne einer eigenständigen medizinischen Disziplin. Darüber hinaus wies er auf die menschenunwürdigen Verhältnisse der „tollen Tollhäuser“ hin und appellierte eindringlich an seine Kollegen, sich dieses Problems couragiert anzunehmen.⁶²

Im Jahr 1803 publizierte Reil sein Werk *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerüttung*. Obwohl er keine praktischen Erfahrungen in der Arbeit mit psychiatrischen Patienten besaß, zeigte sich die Fachwelt beeindruckt von der Praxisnähe seines Buches. Obgleich Reil einräumte, dass bereits in der Antike Kenntnisse über psychische Behandlungsmethoden bestanden hätten, war es ein Novum, wie er selbst bemerkte, die psychische Kurmethode neben den beiden herkömmlichen Therapiesäulen Chirurgie und Medizin mit dem Anspruch der Gleichwertigkeit einzuführen.⁶³ In seiner Definition des fixen, partiellen Wahnsinns bzw. der Melancholie beschrieb er diese Erkrankung als einen fixen Wahnsinn der „in einer partiellen Verkehrtheit des Vorstellungsvermögens [besteht], die sich auf einen oder auf eine Reihe homogener Gegenstände bezieht, von deren Daseyn der Kranke nicht zu überzeugen ist, und die daher die Freiheit seines Begehrensvermögens beschränkt, und dasselbe gezwungen, seiner fixen Idee gemäß, bestimmt.

⁶⁰Kant: Werke, 1907, S. 98

⁶¹ebda.: S. 103-104

⁶²Reil: 1803, S. 16; vgl. Shorter: 1999, S. 31; Eckart; Grandmann: 2006, S. 273

⁶³Reil: 1803: S. 32

Beide Merkmale, fixe Idee und subjektive Überzeugung, daß der Wahn Wahrheit sey, gehören wesentlich zur Charakteristik dieser Krankheit.⁶⁴ Mit der fixen Idee benannte Reil den Wesenskern des Leidens und versuchte den komplexen Begriff näher zu konkretisieren: „Die fixe Idee kann so verschieden seyn, als es subjektive und objektive Gegenstände des Vorstellens und Begehrens giebt. Sie kann ein Hirngespinnst seyn, das in sich selbst Widersprüche hat, oder einen möglichen Fall des Lebens betreffen, der aber unter den vorhandenen Umständen keine Realität hat. Sie kann sich auf einen bereits erreichten oder noch nicht erreichten Zweck, dessen Hindernisse größer oder geringer gedacht werden, auf ein erlittenes oder gefürchtetes Uebel beziehen, ein Gegenstand der Sehnsucht oder des Abscheus seyn. Die Idee fesselt den Kranken durch ihr Interesse, aber auch ohne dasselbe, sofern sie ihm habituell geworden ist. Bald schwebt sie ihm immerhin gezwungen vor; er hasst sie, kann sie aber nicht loswerden; sie verfolgt ihn wie eine Furie, die ihn unglücklich macht.“⁶⁵

Das Therapieziel der psychischen Kurmethode bestand deshalb in einer Tilgung der fixen Vorstellung. Nur so sei es möglich, dass der Kranke seine Seelenstärke und Vernunft wiedererlange und so zu seiner Willenskraft zurückfinde. Dadurch sei er in der Lage, den Ursprung seiner starren Idee aufzusuchen und zu betrachten, oder möglicherweise solange unbeachtet zu lassen, bis sich die fixierten Gedanken von alleine auflösen. Die Therapie richtete sich deshalb auf zwei wesentliche Bereiche. Einerseits sollte nach Reils Empfehlung versucht werden, durch „pharmaceutische“ Heilmittel auf die körperlich manifeste Erkrankung einzuwirken, andererseits war er davon überzeugt, dass beim Wahn, welcher Form auch immer, gleichzeitig eine moralische Störung „durch psychische Mittel“ und folglich interdisziplinär behandelt werden müsste.⁶⁶ Sowohl ein Arzt als auch ein Psychologe, die er beide als ebenbürtige „Heilkünstler“, Vertreter zweier Zweige einer Heilkunst bezeichnete, seien hier von Nöten. Beide sollten entsprechend ihrer beruflichen Profession nach den körperlichen oder seelischen Krankheitsursachen forschen, um schließlich einen gemeinsamen Behandlungsplan erstellen zu können. Es bestand nach Reil aber auch die Möglichkeit, beide Therapeudentypen in der Person des Arztes zu vereinen.⁶⁷ Die praktische Therapie bestand in der Zerstreuung der Patienten durch verschiedenartige Aktivitäten, die den Interessen der Betroffenen entsprechen sollten, z. B. künstlerische Tätigkeiten, Beschäftigung unter freiem Himmel (Gärtnerei, Feld), ihn von seinen kreisenden Gedanken ablenken sollten. Zurückhaltung bot Reil jedoch bei Tätigkeiten, welche die fixe Idee ausgelöst hatten. So war ein Patient angehalten „mit dem Körper [zu] arbeiten, wenn er vorher mit der Seele gearbeitet hat.“⁶⁸ Das Therapiekonzept sah zudem eine diätetische Lebensführung der Patienten vor, die zur Mäßigung und Regelmäßigkeit in allen Dingen angehalten werden, z. B. sich an bestimmten Schlafenszeiten zu orientieren, Ordnung und Reinlichkeit zu halten, Gerechtigkeit, Sittlichkeit zu pflegen.⁶⁹ Darüber hinaus sollte der Patient auf eine bestimmte

⁶⁴Reil: 1803, S. 306-308

⁶⁵ Vgl. ebda.: S. 310-311

⁶⁶ ebda.: S. 476

⁶⁷ Reil, 1803: S. 476-478

⁶⁸ ebda.: S. 452

⁶⁹ Vgl. ebda.: 1803, S. 232-233

Speisenordnung und auf Abwechslung zwischen Tätigkeit und Ruhe achten.⁷⁰ Eine Veränderung der Kleidung, insgesamt des Äußeren wurde angeregt, war aber der individuellen Entscheidung des Patienten überlassen.⁷¹

Nach Reil wurden die Bemühungen um ein erweitertes Verständnis von Seelenkrankheiten, aber auch die Suche nach probaten Psychotherapiemethoden fortgesetzt und waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von der Auseinandersetzung zwischen den sogenannten „Somatikern“ und „Psychikern“ gravierend beeinflusst. Die wichtigsten Vertreter der beiden vermeintlich polarisierenden Richtungen waren auf der einen Seite Max Jacobi und Friedrich Nasse, auf der anderen Seite J.C.A. Heinroth. Seelische Erkrankungen waren im Sinne der Somatiker eine Manifestation körperlicher Leiden, da die unsterbliche Seele selbst nicht erkranken könnte. Die Psychiker dagegen nahmen wiederum an, dass seelische Störungen von der Seele selbst ausgelöst würden und sich als körperliche Krankheiten zeigten, da die gegenstandslose Seele über keine eigene Manifestationsmöglichkeit verfügte. Besonders deutlich zeigte sich diese „psychosomatische“ Anschauung im Konzept Heinroths, den Shorter als „wichtigste Figur der romantischen Psychiatrie in Deutschland“ bezeichnete.⁷²

J.C.A. Heimroth wurde im Jahr 1818 an Deutschlands ersten Lehrstuhl für „psychische Heilkunde“ nach Leipzig berufen. Krankheit als Manifestation von Sünde, mit dieser stark im pietistischen Sinn von Moral und Verfehlung geprägten Sichtweise fand Heinroth bei seinen Zeitgenossen wenig Zustimmung. Heinroth vertrat die Überzeugung, dass der Mensch von Natur aus willensfrei und vernunftbegabt geschaffen war und allein aufgrund seiner Leidenschaften von Gott mit dem Entzug des freien Willens und Vernunftlosigkeit bestraft wurde. Im Jahr seiner Berufung veröffentlichte er das *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens* in zwei Bänden. Die Melancholie erhielt darin eine besondere Stellung und zeigte sich in der Systematik Heinroths, wie auch im Sinne Kants, als Krankheit „des Geistes, des Gemütes und des Willens“.⁷³

In seiner *Wesenslehre der Gemüthsstörungen* schilderte Heinroth auf sehr empathische Weise den Leidensdruck der Erkrankten. Losgelöst von der Vernunft „wird der Mensch eine Beute der zwingenden Gewalten, welche auf sein Herz eindringen [...]. Sich loszureißen und wieder selbstständig zu werden, ist keine Möglichkeit mehr: Das Herz und sein Gegenstand sind verschmolzen. Weil aber in diesem Zustande das Herz nicht mehr des Menschen ist, sondern des Gegenstandes, so faßt den Menschen eine unendliche Qual, denn er ist in einem unendlichen Widerspruch versetzt, in diesen: daß er von sich selbst geschieden ist, und doch nicht von sich scheiden kann. Dies ist wahre Höllenqual: denn das Wesen der Hölle ist die Anschauung und das Gefühl dessen, was in sich Eins ist, als eines Getrennten. In diesem Selbstgefühl des Nicht-sich-selbst-Angehörens ist das Gemüthbey der Melancholie verloren; und dieß ist das Wesen der Melancholie, welches allen Erscheinungsweisen derselben zum Grunde liegt.“⁷⁴

⁷⁰ Vgl. Reil, in: Cox: 1811, S. 46-49

⁷¹ Reil: 1803, S. 450-452

⁷² Shorter: 2003, S. 56

⁷³ Heinroth: 1818, S. XII

⁷⁴ Heinroth, in: Schmidt-Degenhard, in: von Engelhardt; Gerigk et al.(Hg.): 1990, S. 170-171

Heinroth verwendete die Begriffe Gemüt und Herz synonym in der Tradition der „Philosophia cordis“, die er mit den deutschen Mystikern wie „Hildegard von Bingen und [...] Paracelsus“ teilte. Daraus schloss er: „Herz und Schwermut haben einen gemeinsamen Bedeutungsgrund, sind wesensverwandt. Melancholie ist also die Krankheit der personalen Mitte des Menschen; sie begründet eine schwerwiegende Störung der Entfaltung des personalen Gefüges.“⁷⁵ In diesem Zustand des Selbstverlustes erleidet, so Heinroth, der Kranke seine persönliche Hölle auf Erden, in der ihm seine dunkle Seite als Doppelgänger entgegentritt.⁷⁶ Die zentrale Frage war deshalb auf den Ursprung des Bösen gerichtet, der für Heinroth grundsätzlich im Menschen selbst zu suchen sei. Allerdings vertrat er in seinem anthropologischen bzw. psychosozialen Ansatz die Auffassung, dass der Sündenkeim auch durch Lebenssituationen oder andere Menschen ausgesät werden konnte. Darüber hinaus erkannte Heinroth eine Wechselbeziehung zwischen den Krisen im Leben eines Menschen und dessen seelischer Erkrankung, die „als missglückte Reifungskrisen im Übergang der Lebensalter beschrieben wurden, in denen der »göttliche Schöpfungsplan« der menschlichen Entwicklung »verrückt« werde.“⁷⁷ Entsprechend stand bei Heinroth die Biografie des Kranken unweigerlich im Mittelpunkt der ärztlichen Betrachtung und schließlich auch jeder weiteren Behandlung. Der symbolhaltige Doppelgänger war in diesem Zusammenhang weit mehr als nur die Manifestation des Bösen. Er stellte dem Menschen eine persönliche Lebensaufgabe - fungierte gewissermaßen als „Motor“ für die individuelle Entwicklung des Betroffenen, wie sie der damaligen Geisteshaltung entsprach. Das daraus resultierende Therapieziel, „die Erhellung des menschlichen Wesens“ und somit eine Überwindung der Gemüthskrankheit, konnte durch ein beständiges Streben nach moralischer Festigung im Sinne einer diätetischen Lebensführung erreicht werden.⁷⁸ Insgesamt wird deutlich, dass Heinroths Konzept weit über die kontrovers diskutierte Sündentheorie hinausreicht. Es stellt einen konsequenten Versuch dar, das unerklärliche Rätsel seelischer Erkrankungen wie der Melancholie erklärbar zu machen.

2.3 Medizinische Praxis

Trotz vielfältiger Bemühungen, die Heilkunst auf ihrem Weg zur wissenschaftlichen Disziplin voranzutreiben, war die Realität ernüchternd. Obwohl seit der Renaissance beachtliche Erkenntnisse gewonnen werden konnten, lag die Medizin im Vergleich zu den Erfolgen anderer naturwissenschaftlich-experimenteller Fächer weit zurück und wurde ihrem eigentlichen Anspruch, der Heilung des Patienten, nicht wirklich gerecht. Den Vorwurf an die Medizin, sie hätte die Praxis zugunsten theoretischer Ansätze vernachlässigt, sieht der Medizinhistoriker Porter jedoch nicht bestätigt. Vielmehr handelt es sich, seiner Ansicht nach, um ein „Paradoxon der medizinischen

⁷⁵ ebd.: S. 169

⁷⁶ Vgl. Schmitt, in: Barkoff; von Engelhardt (Hg.): 2010, S. 243-257

⁷⁷ Schmidt-Degenhard, in: von Engelhardt; Gerigk et al. (Hg.): 1990, S. 167

⁷⁸ Rechlin, in: Baer: 1998, S. 134

Wissenschaft zur Zeit der Aufklärung⁷⁹, denn die praxisnahe anatomische Forschungsarbeit war seit Vesalius nie zum Stehen gekommen, erzielte vielmehr durch ihre nunmehr fallbezogene Forschung beachtliche Erfolge. Wie bereits erwähnt, wurde Leiden durch Boerhaaves Bemühungen zum Zentrum der anatomischen Forschung. Seiner gemeinsam mit Bernhard Siegfried Albinus (1697-1770) publizierten Neuauflage von Vesalius' Werken folgten zahlreiche Schriften und Atlanten namhafter Autoren wie beispielsweise Albrecht von Haller oder Giovanni Battista Morgagni (1682-1771). In seinem Werk *Desedibus et causismorborum* (*Von dem Sitze und den Ursachen der Krankheiten*), das im Jahre 1716 erschien, beschrieb Morgagni, dass Krankheitssymptome sich auch im Bereich der Organe manifestieren: „Es war gleichsam der Samen einer Revolution im medizinischen Denken: Die Krankheit hat ihren Sitz in einem Organ, und das klinische Symptom ist das Produkt der anatomischen Veränderung der Organstruktur.“⁸⁰ Etwa zeitgleich kam Caspar Friedrich Wolff (1734-1794) in der vergleichenden Anatomie zu der Erkenntnis, dass „alle Theile der Pflanze, den Stengel ausgenommen, auf die Form des Blattes zurückgeführt werden können, und nichts als Modificationen derselben sind“⁸¹ - ein Gedankenmodell, das an die Ausführungen Goethes zur Urpflanze erinnert, aber auch in den Studien zur Wirbeltheorie des Schädels enthalten ist. Der naturphilosophisch orientierte Lorenz Oken (1779-1851) war ebenfalls der Überzeugung, dass die Natur nach einem übergeordneten Entwurf aus grundlegenden Mustern geschaffen sei.⁸²

Ein weiterer praxisorientierter Forscher war Marie-François-Xavier Bichat (1771-1802), der auf der Grundlage von nahezu 600 Obduktionen erkannt hatte, dass in unterschiedlichen Organen gleichartige Gewebe existieren. Bichat differenzierte daraufhin 21 Gewebearten und klassifizierte diese nach Erscheinungsformen, Merkmalen, Funktionen, Abweichungen. Seine Erkenntnisse brachten für die wissenschaftliche Medizin neue Einblicke in die bisher verborgenen Bereiche des menschlichen Körpers und setzten mit der Morphopathologie einen Meilenstein für künftige Forschungen auf dem Gebiet der Pathologie.⁸³

Die medizinischen Modelle der Goethezeit zeigen aber neben allen Fortschritten, wie weit wissenschaftliche Theorie und ärztliche Praxis noch voneinander entfernt waren. Gerade pathophysiologische Erkenntnisse über die Gewebe des menschlichen Körpers wiesen bereits klar den Weg zur Krankheit, führten aber nicht automatisch zu neuen therapeutischen Ansätzen.

Noch immer orientierte sich das ärztliche Handeln am althergebrachten Vorbild der antiken Viersäftelehre. Die Therapie bestand deshalb aus Aderlässen, Schröpfen, Nutzung der herkömmlichen *Materia medica* sowie chirurgischen Eingriffen, die im Rahmen der Möglichkeiten lagen. Die Pharmakologie war zu diesem Zeitpunkt noch weit von ihren großen Erfolgen entfernt, welche erst die Zukunft bringen sollte. Schwerwiegenden Erkrankungs- und Schmerzzuständen sahen sich die Ärzte nach wie vor hilflos gegenübergestellt. Neben den herkömmlichen Arzneien fanden auch

⁷⁹ Porter: 2003, S. 249

⁸⁰ Premuda, in: von Engelhardt (Hg.): 1991, Bd. 1, S. 239

⁸¹ Wolff, in: Porter: 2003, S. 250

⁸² Porter: 2003, S. 249-250; Bach, Breidbach, von Engelhardt (Hg.): 2007, Bd. 1, S. 365-378

⁸³ Porter: 2000, S. 267; Tripp, in: von Engelhardt: 1991, Bd. 1, S. 338

„Wundermittel“ mit der Bezeichnung „Arcana“ den Weg zu den Patienten. Darunter verstand man vielerlei (Heil-) Präparate wie z.B. Bruchpflaster, Berliner Balsam, Bartwuchsmittel oder Gichtketten, deren Herstellung streng geheim war. Verständlicherweise, da einerseits die uneingeschränkte Nachahmung vermieden werden konnte, andererseits fragwürdige Wirkstoffkombinationen verborgen blieben.

Neben der wissenschaftlichen Medizin existierte eine traditionelle Medizin, die seit dem Mittelalter in den Klöstern bewahrt wurde und zu deren Aufgabenbereich die Versorgung Armer, Alter und Kranker gehörte. Große Städte errichteten darüber hinaus außerhalb der Stadtmauern sogenannte Siechenhäuser, die im 18. Jahrhundert ebenso wie die klösterlichen Krankenstationen zu Krankenhäusern erweitert wurden. Wohlhabende Menschen, die sich eine ärztliche Behandlung leisten konnten, bevorzugten weiterhin eine häusliche Betreuung, denn von adäquaten hygienischen Verhältnissen konnte in den Spitälern noch nicht die Rede sein.

In Ermangelung eines wirklichen Therapieerfolges wurde auch die Behandlung von Seelenkrankheiten gegen Ende des Jahrhunderts in spezielle Krankenhäuser verlagert. Man erhoffte sich durch die Ausblendung umweltbedingter Reize einerseits regulierend und somit förderlich auf den Zustand der Kranken einwirken zu können, andererseits die Gesellschaft vor ihnen zu bewahren. Die Realität sah jedoch auch hier völlig anders aus. Die „Irrenhäuser“ entsprachen Verwahranstalten, in denen die Kranken in Fesseln und Ketten vegetierten.

Obwohl im Laufe der Zeit viele Krankenhäuser zunehmend unter städtischer Trägerschaft standen, wurde die Krankenpflege häufig weiterhin von Ordensangehörigen übernommen und Ärzte nur im Bedarfsfall von außerhalb angefordert. Erst im 20. Jahrhundert gab es fest angestellte Krankenhausärzte, ein Schritt, der den Beruf des Arztes weiter etablierte.

2.4 Der ärztliche Beruf

Im Zuge der Aufklärung zählte es in wohlhabenden Familien zum guten Ton, die Söhne auf Bildungsreisen zu schicken. Darüber hinaus war es üblich, ein Studium an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland zu absolvieren. Für das Medizinstudium verhiessen universitäre Hochburgen wie Padua, Pavia, Montpellier, Edinburgh und Paris sehr gute Referenzen. Doch auch nach dem Examen verließen Mediziner im Rahmen ihrer ärztlichen Tätigkeit häufig Stadt und Land.

Wie bereits erwähnt, war William Cullens praktische wie akademisch-theoretische Ausbildung für das 18. Jahrhundert als hoch qualifiziert zu bezeichnen. Im Gegensatz zu heute wurde die Behandlung eines kranken Menschen nicht selbstverständlich von einem studierten Arzt durchgeführt. Obwohl es Mediziner gab, die ein universitäres Studium absolviert hatten, dauerte dies meist nur wenige Jahre und war überwiegend theoretischer Natur. Außerdem orientierte sich der Studieninhalt an den z.T. stark voneinander abweichenden vielfältigen Lehrmeinungen der Professoren, was zu einer anspruchsvollen Studiensituation führte. Ein Studium war dann beendet, wenn der Absolvent seine in

lateinischer Sprache verfasste Doktorarbeit erfolgreich verteidigt hatte. Die Themen hierfür mussten nicht unbedingt medizinischer Art sein. Ein zukünftiger Arzt konnte beispielsweise auch mit einer Dissertation aus dem Bereich der Botanik promoviert werden. Trotz ihres überwiegend theoretischen Wissens konnten diese Ärzte mit einer guten Anstellung in Staatsdiensten oder an einem der europäischen Fürstenhöfe rechnen. Weitere Schilderungen der universitären, insbesondere der medizinischen Ausbildung, finden in Kapitel 4 Erwähnung.

Um 1800 war die medizinische Versorgung der Bevölkerung bedenklich und auf dem Land sogar katastrophal zu nennen. Da nur in den Städten genügend wohlhabende Menschen lebten, deren Honorar einen Mediziner auch finanziell überleben ließ, waren Ärzte überwiegend dort zu finden. Schrecklich war die Not der Menschen in ländlichen Regionen. Da ein Arzt oft Stunden weit entfernt war, bildete sich der Berufszweig der Laienärzte. Häufig handelte es sich um medizinisch kundige Priester, die sich der Leidenden annahmen. König Friedrich II. von Preußen hatte hinsichtlich dieser unmenschlichen Verhältnisse jeden Theologiestudenten zur Teilnahme an medizinischen Vorlesungen verpflichtet.⁸⁴ Diese Laienärzte waren in der Regel mit Bedacht handelnde Helfer, die, wenn möglich, den Rat eines Arztes einholten. Hier fanden in erster Linie physikalische Methoden und Arzneien aus vorhandenen, entsprechend kostengünstigen pflanzlichen Bestandteilen Anwendung. Sicherlich spielte auch das häufig beschriebene Vertrauen der Kranken zu ihren Helfern für die Minderung der Not oder gar Heilung eine nicht unbedeutende Rolle. Eine solche bekannte Persönlichkeit im Umfeld Goethes stellte der Mediziner Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817) dar. Dieser begann seine medizinische Laufbahn mit der Tätigkeit als Laienarzt, bevor er in Straßburg Medizin studierte.⁸⁵ Die Vertreter der dritten Kategorie medizinischer Heilberufe umfasste fahrende, von Stadt zu Stadt ziehende Heiler, die in der Geschichte unter der Bezeichnung Quacksalber Erwähnung fanden.

Sie waren auf Jahrmärkten anzutreffen und boten dort unter großem Wirbel ihre selbst hergestellten Wundermittel feil. Dass diese Produkte häufig nicht hielten, was ihr Hersteller vollmundig versprach, und kranke Käufer um ihr Geld, aber nicht um ihre Leiden brachte, war noch die harmloseste Auswirkung der Tätigkeit dieser „Heilkundigen“. Schlimmer traf es Menschen, die an Umherziehende gerieten, deren Methoden wesentlich invasiver waren als jene der Kurpfuscher. Unter unhygienischen Bedingungen wurden hier nicht nur Zahnextraktionen durchgeführt, sondern auch Staroperationen und die Entfernung von Blasensteinen vorgenommen. Die Folgen für die Behandelten waren meist schwerwiegend. Menschen verloren ihr Augenlicht und nicht selten kam es infolge von Wundinfektionen zu Todesfällen. Die Konsequenzen hatten in der Regel nur die Betroffenen selbst zu tragen, denn der selbst ernannte Heiler hatte die Stadt bereits verlassen, um andernorts Geschäfte mit Krankheit und Leid zu machen. Doch muss erwähnt werden, dass es auch in diesem zwielichtigen Gewerbe Ausnahmen gab. Ein Beispiel war der umherziehende Dr. Eisenbarth, dessen chirurgische Fertigkeit weithin gerühmt wurden. Da aber Ausnahmen nur die Regel bestätigen, wird der berühmterberühmte Mediziner unter Kapitel 4.2.6 näher vorgestellt.

⁸⁴ Pfeifer: 2000, S. 6

⁸⁵ ebda.: S. 6

Obwohl die Chirurgie zu den ältesten Fachdisziplinen in der Medizin zählt, besaßen ihre Vertreter um 1800 einen recht zweifelhaften Ruf. Die Chirurgie wurde der Wundarzneikunde gleichgesetzt und konnte ohne Hochschulstudium ausgeübt werden. Zu diesem Zeitpunkt war die Geburtshilfe noch vorwiegend eine Domäne der Hebammen und wurde erst später dem Tätigkeitsbereich der Chirurgen zugeordnet. Unter ihnen fanden sich vor allem Heilgehilfen, Barbieri und Bader, außerdem gab es die Unterteilung in niedere und höhere Chirurgie. Die Tätigkeiten im Bereich der niederen Chirurgie waren wenig spektakulär und beschränkten sich überwiegend auf das Setzen von Schröpfköpfen und Blutegeln, die Durchführung von Aderlässen durch Öffnung einer subkutanen Vene (Schale als Zunftzeichen der Barbieri und Friseure) sowie Zahnextraktionen. Diese Chirurgen mussten den Anweisungen eines studierten Arztes Folge leisten und besaßen nur einen geringen eigenen Handlungsspielraum. Vertreter der höheren Chirurgie hatten beispielsweise eine Lehre bei einem Bader absolviert und darüber hinaus zusätzliche Qualifikationen erlangt. Es gab spezielle Schulen, die sich auf den Schwerpunkt Kriegsverletzungen spezialisiert hatten, doch die meisten dieser Wundärzte erwarben ihre Praxiserfahrungen unter härtesten Bedingungen auf den Schlachtfeldern der Geschichte. Die operativen Möglichkeiten waren begrenzt, ebenso die Zumutbarkeit für die Patienten, da Eingriffe ohne Narkose durchgeführt werden mussten. Die Sterblichkeitsrate bei diesen Eingriffen war hoch. So hatte die Entbindung durch Kaiserschnitt meist den Tod der Mutter zur Folge. Die Therapie durch einen Chirurgen brachte für viele Patienten leidvolle Erfahrungen mit sich. Die schmerzhaften Behandlungen sowie die hohe Sterblichkeitsrate untermauerten sicherlich das geringe Ansehen dieser „unehrlichen“ Berufsgruppen (Bader, Barbieri, Wundärzte), die sich später zu Zünften und Gilden zusammenschlossen. Es sollte jedoch noch bis zum 19. Jahrhundert dauern, ehe die Chirurgie als gleichwertige Fachdisziplin der Medizin angesehen wurde und die Chirurgen als akademische Ärzte Anerkennung fanden.⁸⁶

2.5 Ausblick: Bahnbrechende Veränderungen in der Medizin des 19. Jahrhunderts

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bildeten gewonnene Erkenntnisse in den Bereichen der Anatomie, Physiologie und Pathologie zwar die Basis der wissenschaftlichen Medizin, für deren praktische Umsetzung allerdings immer noch entscheidende Wissensbausteine fehlten. Diese sollten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts - und damit deutlich nach der Goethezeit - durch kurz aufeinanderfolgende bzw. parallel zueinander stattfindende Entdeckungen ergänzt werden und zu signifikanten Erfolgen in der Therapie führen.

Die wegweisende Einsicht, dass jede Zelle aus einer Zelle entsteht (*Omnis cellula e cellula*), führte unweigerlich zur Entschlüsselung derjenigen Struktur, welche für die Entstehung von Leben, aber auch für den Tod, verantwortlich gemacht werden konnte. Damit offenbarte sich das Mysterium der metaphysischen „Lebenskraft“ und wurde der Vernunft mikroskopisch zugänglich. Mit seiner

⁸⁶ Vgl. Schipperges: 1967, S. 253; vgl. Groß: 1999

Cellularpathologie brachte Rudolf Virchow (1821-1902) im Jahr 1858 den Beweis dafür, dass Erkrankungen des Körpers auf eine gestörte Zellstruktur zurückzuführen seien, eine entscheidende Weiterführung von Giovanni Battista Morgagnis und Marie-François-Xavier Bichats Theorien, die zu einem näheren Verständnis der Krebsentstehung und -therapie führten.⁸⁷ Durch die Bemühungen von Louis Pasteur (1822-1895) und Robert Koch (1843-1910) avancierte die Bakteriologie einerseits zum Fach der Wissenschaft, andererseits entstanden durch die Entwicklung diverser Impfstoffe weitreichende therapeutische Interventionsmöglichkeiten. Ignaz Semmelweis (1818-1865) und Joseph Lister (1827-1912) waren dem Sepsisproblem entgegengetreten, Händewaschung mit Chlorwasser sowie die Desinfektion medizinischer Instrumentarien bewirkten erhebliche Verbesserungen der hygienischen Bedingungen. Vor allem in der Geburtshilfe und der Chirurgie verringerte sich augenblicklich die Anzahl der Todesfälle aufgrund von Kindbettfieber und Wundinfektionen. Darüber hinaus eröffneten sich durch die Einführung der Narkose (1846 Äthernarkose, 1853 Chloroformnarkose, 1885 Cocain als Lokalanästhetikum) für die Chirurgie völlig neue Handlungsspielräume.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts traten zwei völlig konträre, diagnostische und therapeutische Verfahren nahezu zeitgleich auf. Wilhelm Conrad Röntgen (1845-1923) und Sigmund Freud (1856-1939) begannen im Jahr 1895 mit der Entwicklung der Röntgenologie und der Psychoanalyse. Beide „Durchleutungskabinette“⁸⁸, wie Thomas Mann (1875-1955) die neuen „Räume der Heilkunst“⁸⁹ in seinem Roman *Der Zauberberg* (1924) bezeichnete, stehen am Übergang zum 20. Jht. und boten der Medizin die Möglichkeit „Körper und Seele gleichermaßen zu durchleuchten und bislang unsichtbare Innenwelten sichtbar, deutbar und behandelbar zu machen.“⁹⁰

Die verschiedenen medizinischen Modelle zeugen bis ins 21. Jh. von der engagierten Suche nach einem neuen Fundament für eine sich im zunehmenden Maß wissenschaftlich etablierende Medizin. Gleichzeitig treten hinter den theoretischen Ansätzen Ärztebiografien hervor, die vom Hoffen und Streben, beruflichem Erfolg und Misserfolg erzählen.

In Anlehnung an Goethes Empfehlung aus dem Eingangszitat fand eine Auseinandersetzung mit dem historischen Hintergrund der Medizin, den wesentlichen medizinischen Theorien sowie dem ärztlichen Berufsbild seiner Lebens- und Schaffenszeit statt. Im folgenden Kapitel soll nun „zu ihm zurückkehrend“, der Dichter selbst sowie sein Zugang zur Medizin im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

3. Goethes Zugang zur Medizin

⁸⁷ Vgl. Virchow: 1859

⁸⁸ Mann, in: Wilmanns: 2004, S. 3

⁸⁹ Wilmanns: 2004, S. 3

⁹⁰ Vgl. ebda.: S. 3-4; vgl. von Engelhardt: 2003 a, S. 1-25

Bei der intensiven Auseinandersetzung mit einem literarischen Werk ergeben sich regelmäßig Themenaffinitäten, die immer auch bewusst oder unbewusst angelegte biografische Züge des Erzählers aufweisen. Dies trifft in besonderem Maß auf Goethe zu, dessen Facettenreichtum seit jeher Autoren unterschiedlichster Fachrichtungen inspiriert und herausgefordert hat. Wie ein roter Faden zieht sich die Medizin durch Goethes Biografie und sein universales Werk. Ob als Literat, Naturwissenschaftler oder „private“ Persönlichkeit, zeitlebens setzte sich Goethe auf seiner Suche nach Selbst- und Welterkenntnis auch mit Fragen nach dem tieferen Sinn von Krankheit auseinander. Damit bot er immer wieder Anlass, aber auch Angriffsfläche zu vielschichtigen Deutungen und Interpretationen. War Goethe als Schriftsteller nahezu unangefochten, so fehlte es ihm als Naturforscher an der Würdigung durch entsprechende Fachkreise.

Die größten Widersprüchlichkeiten unter den Autoren traten jedoch hinsichtlich seiner eigenen Person auf, Goethe als Patient ist ein „Reizthema“ in der Literatur.⁹¹ Verschiedene Mediziner nahmen ihn in ärztlichen Augenschein und kamen zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Die angeführten Beispiele sollen auf die Diskrepanz hinweisen, stellen jedoch keine erschöpfende Diskussion zu diesem Thema dar. Paul Julius Möbius (1898), Ernst Kretschmer (1929), beides Psychiater, sowie der Psychoanalytiker Kurt Robert Eissler (1983 und 1985) glaubten weitgehend übereinstimmend, dass sie „in Goethe zumindest zeitweise die Züge des Psychopathen entdecken [könnten].“⁹² Im Kontrast dazu stehen Ärzte und Medizinhistoriker wie beispielsweise Christoph Wilhelm Hufeland, Carl Gustav Carus, Friedrich Husemann, Heinrich Schipperges, Dietrich von Engelhardt, Frank Nager, Rainer M. Holm-Hodulla (2009), Manfred Wenzel, aber auch Vertreter anderer Wissenschaftsbereiche wie Wolfgang Schad.

Sie sprechen von Goethes „gesunden Krankheiten“, sehen Goethe nicht nur vor dem Hintergrund seiner körperlichen und geistigen Gebrechen, sondern berücksichtigen außerdem seine Einstellung und Beziehung zu Gesundheit, Krankheit, Leiden und Therapie, wagen den Versuch einer ganzheitlichen Betrachtung. Goethe hinterlässt seiner Nachwelt ein Krankheitskonzept, das immer wieder eingestreut in seinem gesamten Werk verborgen liegt. Einmal erkannt, besticht es durch seinen universellen und überzeitlichen Charakter. Goethe sah in der Krankheit kein Ereignis, das den Menschen rein zufällig trifft, sondern einen Teil des menschlichen Daseins, eine besondere Chance der Auseinandersetzung, Wandlung und Heilung. Dementsprechend war Gesundheit auch nicht unmittelbar an die Abwesenheit von Krankheit gebunden. Eine Erkenntnis, die Goethe immer wieder durch eigene Erfahrungen mühevoll, z.T. schmerzlich erringen musste. Ohne dieses lebenslange Ringen und die mehrfache Nähe zum Tod ist weder Goethes Persönlichkeit noch sein Werk annähernd zu begreifen. Es ist aber nicht das schicksalhafte Erdulden und Abwarten, das hier gefordert wird, sondern vielmehr eine aktive Haltung, eine „Entwicklung der in der Entelechie liegenden geistigen Schicksalskeime.“⁹³ In dieser Kunst des Lebens hat Goethe wie kaum ein anderer wahre Meisterschaft erlangt.

⁹¹ Wenzel: 1992, S. 12

⁹² ebda.: S. 13

⁹³ Husemann: 2002, S. 65; vgl. Schipperges: 1996; vgl. von Engelhardt, in: Bartl et al. (Hg.): 2008

3.1 Eigene Krankheiten und Krisen

Bereits Goethes dramatische Geburt stellt den Beginn einer lebenslangen Konfrontation mit seiner körperlichen Konstitution dar. Die Kindersterblichkeit war im 18. Jahrhundert ausgesprochen hoch, und auch Goethe erkrankte früh an Windpocken, Masern und den gefürchteten Blättern (echte Pocken).⁹⁴ Mit 16 Jahren reiste er 1765 nach Leipzig, um dort ein Studium der Jurisprudenz aufzunehmen. Der Bruch mit seiner frühen Liebe Anna Katharina, Käthchen Schönkopf (1746-1810) beeinflusste sein psychisches Gleichgewicht auf gravierende Weise und manifestierte sich in einer fiebrigen Erkrankung.⁹⁵ Im Laufe seines Lebens sollten sich ähnliche Zusammenhänge zwischen psychischen Belastungssituationen und körperlicher Krankheit mehrfach wiederholen. Im Juli 1768 nahm die sogenannte „Leipziger Krankheit“ ihren Anfang. Bei der Diagnosestellung dieses Leidens herrscht zwischen den Autoren Uneinigkeit darüber, ob es sich um eine Syphilis, eine Blutung des Magens oder Zwölffingerdarms oder um die Auswirkungen einer tuberkulösen Erkrankung handelte. Dem Krankheitsbild zufolge trifft für Nager Letzteres zu. Auch eine in Folge auftretende Geschwulst am Hals erhärtet die Vermutung. Goethes psychische Labilität nahm bedenkliche Züge an, die sich 1773 in seinem Werk *Die Leiden des jungen Werther*⁹⁶ schließlich entluden. Obwohl seine Gesundheit trotz des strapaziösen Alltags am Weimarer Hof verhältnismäßig stabil war, blieb Goethe nicht von seinen seit frühester Jugend auftretenden Obstipationen, Anginen sowie zahnmedizinischen Problemen verschont. Darüber hinaus klagte er häufig über eine gewisse Indisponiertheit (Wetterfühligkeit). Im Sommer 1785 reiste Goethe erstmals zum Kuraufenthalt nach Karlsbad. Der Besuch von Heilbädern war in der gehobenen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in Mode gekommen, aber „Goethes [...] Aufenthalte waren nicht bloß »Badereisen«, wie gerne und etwas abschätzig angenommen wird, sondern es waren Unternehmungen, die das Leben und vielseitige Schaffen des Genies weitgehend beeinflussten und ihn mit einer neuen Welt bekannt machten.“⁹⁷ Für Goethe war die erste Reise nach Karlsbad der Beginn einer nahezu 40 Jahre andauernden Gepflogenheit. Die Korrespondenz aus dieser Zeit vermittelt heute, welchen gesundheitlichen Erfolg der kurende Dichter diesen Aufenthalten zuschrieb. Nicht immer war er zufrieden.

Bis zur Jahrhundertwende änderte sich wenig an Goethes körperlicher Konstitution. Immer wieder traten die bekannten rheumatischen Beschwerden und Katarrhe auf. Seine Seelenlage war erneut als labil zu bezeichnen. Nach 1800 litt Goethe an einer Arthritis urica, daraus resultierend bereiteten ihm Harnsteine immer wiederkehrende Nierenkoliken.

In diesen Jahren zwischen seinem fünfzigsten- und siebzigsten Lebensjahr begannen sich zudem die ersten Beschwerden einer Arteriosklerose zu manifestieren. Im Jahr 1801 erkrankte Goethe akut.

⁹⁴ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 43-44

⁹⁵ Vgl. Goethe an Behrisch, 10.11.1767: Werke FA, 1997, II. Abt., Bd. 1, S. 107

⁹⁶ Vgl. Goethe: Werke FA, 1994, I. Abt., Bd. 8

⁹⁷ Urzidil: 1962, S. 7

Vermutlich als Folge einer „Blattrose“ (Gesichtsrose oder Osteomyelitis) entstand ein Blasen bildendes Erysipel. Durch die Lokalisation auf der linken Gesichtshälfte, das Auge war ebenso wie der Gaumen, Rachen und Kehlkopf in Mitleidenschaft gezogen, befürchtete der behandelnde Arzt eine zusätzliche Beteiligung der Hirnhäute. Diese Befürchtung bestand zu Recht, da Goethe neun Tage und Nächte zeitweise bewusstlos zubrachte. Ein Schwindelanfall im Jahr 1810 sollte die erste Manifestation eines Herzleidens sein, das Autoren aus heutiger Sicht als Angina Pectoris Anfälle und Herz- (Myokard) Insuffizienz deuten und das von diesem Zeitpunkt an Goethes Leben gravierend tangierte. In das Jahr 1823 fiel Goethes Erkrankung, die ihn ein viertes Mal an die Schwelle des Todes brachte. Die Summe der Symptome lässt als Ursache einen Myokardinfarkt erkennen. Seine gesundheitliche Situation schien zu diesem Zeitpunkt so aussichtslos, dass in Weimar bereits Gerüchte über seinen Tod kursierten. So schrieb Johann Dietrich Gries an Bernhard Rudolf Abeken am 24. Februar 1823: „Erst vorgestern, am Sonnabend, hörte ich die erste Nachricht, daß Goethe bedenklich krank sei, und schon gestern, am 23., nachmittags um 5 Uhr, hat sein Geist die Welt verlassen. Sein Geist sage ich? Nein, den soll kein Tod uns rauben!“⁹⁸ Bereits im November erkrankte Goethe erneut. An einen grippalen Infekt schlossen sich wie bereits im Frühjahr Symptome an, die auf Zeichen einer Dekompensation des Herzens hinwiesen. Wieder kämpfte er mit dem Tod, seine Ärzte hatten die Hoffnung bereits aufgegeben. Doch gegen alle Erwartungen überwandt Goethe auch diese Krise. Am 10. November 1830 wurde Goethe vom völlig unerwarteten Tod seines Sohnes benachrichtigt. Scheinbar gefasst nahm er die Hiobsbotschaft entgegen und setzte die Arbeiten am vierten Band von *Dichtung und Wahrheit* sowie am zweiten Teil des *Faust* fort.

Zwei Wochen nach dem Tod seines einzigen Kindes erlitt Goethe einen Blutsturz, den er aufgrund der Heftigkeit nur knapp überlebte. Über die Ursache können wiederum allein Vermutungen angestellt werden. Die Meinungen der Autoren variieren hier und reichen von einem ruptierten Magenukulus, einer Lungenblutung bis hin zu Blutungen aus Ösophagusvarizen.

Am 14. März 1832 unternahm Goethe eine seiner Spazierfahrten in die nähere Umgebung. Es wird angenommen, dass der folgende grippale Infekt (früher Katarrhalfieber) auf diesen Ausflug zurückzuführen war. Sein Arzt Carl Vogel (1798-1864) beschrieb in *Goethes letzte Krankheit* (1833) den Zustand des Patienten, als er am 16. März zu ihm gerufen wurde. Der detaillierte und durchaus berührende Bericht informiert über den weiteren Verlauf der nächsten Tage. Dem Übergang in eine Pneumonie folgten Anzeichen eines erneuten Myokardinfarktes, der letztlich zum Kreislaufversagen führte. Am 22. März 1832 starb Goethe in Weimar.⁹⁹

⁹⁸ Wenzel: 1992, S. 92

⁹⁹ Vogel: 1833, S. 21

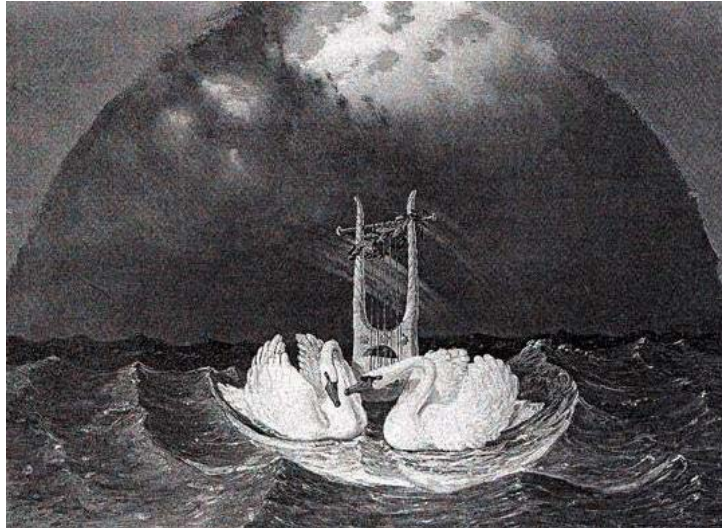


Abb. 1 Carus: Allegorie auf Goethes Tod (1832)

3.2 Goethes Verhältnis zu seelischen Erkrankungen

Goethe hat sich nie medizintheoretisch mit der Pathophysiologie seelischer Erkrankungen auseinandergesetzt und nach Möglichkeit vermieden, „über sein eigenes Denken zu denken.“¹⁰⁰ Er begegnete dem „Psychischen“ zeitlebens mit großer Skepsis und betrachtete das Gehirn bevorzugt mit den Augen eines vergleichenden Anatomen. Dennoch findet man in seinen literarischen Werken ein bemerkenswertes Spektrum an detaillierten Darstellungen von Seelenkrankheiten, oder wie Husemann schreibt: „Man könnte ohne Schwierigkeiten mit diesen Gestalten seiner Werke die Hauptkapitel eines psychiatrischen Lehrbuches illustrieren.“¹⁰¹ Wie ist diese Widersprüchlichkeit zu verstehen?

Zunächst kann hinter Goethes Abwehr die Erfahrung mit eigenen seelischen Konflikten vermutet werden, die ihn aus einem gesunden Impuls heraus, gewissermaßen zum Selbstschutz, von einem Zergliedern der eigenen Psyche Abstand nehmen ließen, denn für Goethe war ein „[g]esundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben [...], mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen“, ein seltenes Talent, das nur wenigen gegeben war. Nur wer diese Gabe besaß, konnte es wagen, „ohne Kränklichkeit auf sein Inneres zurückzugehen.“¹⁰² So sehr Goethe in der Selbstschau die Gefahr des Selbstverlustes ahnte und fürchtete, so stark muß andererseits die Faszination seelischer Leiden auf ihn gewirkt haben.

In einem natürlichen Abweichen von der „Norm“ sah Goethe nicht das Defizitäre, Fehlerhafte, Minderwertige, sondern vielmehr eine physiologische Variation. In den Anomalien erkannte Goethe für sich die Möglichkeit, wie durch ein Fenster in die Tiefe des menschlichen Seins blicken zu können, um auf diese Weise einer Entschlüsselung der Urformen des Lebens näherzukommen.

¹⁰⁰ Steiner, in: Hemleben: 1988, S. 42

¹⁰¹ Husemann: 2002, S. 65

¹⁰² Goethe: 1833, S. 27

Goethe war trotz einschlägiger Studien in den Basisfächern der Medizin kein Arzt, sondern ein „Heil-Künstler“, wie Schipperges zu bedenken gibt.¹⁰³ Für Nager war der heilkundige Dichter, im positiven Sinn, ein Dilettant, ein wahrer Liebhaber der Medizin. Aufgrund seines herzlichen Interesses am Menschen konnte er diese Fachkenntnis erlangen. Seine Bemühungen, anderen Menschen mit den gewonnenen Kenntnissen behilflich zu sein, fanden jedoch nahezu ausschließlich in jüngeren Lebensjahren statt. Später wahrte Goethe immer mehr Zurückhaltung, mied die Nähe psychisch labiler Menschen, die er besonders unter den Romantikern zu erkennen glaubte: „Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke.“¹⁰⁴ Erst im Alter überwand er diese Vorbehalte, da es ihm gelang, Krankheit und Tod einer geistigen Metamorphose zu unterziehen, was sich im Gedicht *Bei Betrachtung von Schillers Schädel* (1826), ursprünglich *Im ernsten Beinhaus war‘s*, verdeutlicht.¹⁰⁵ Von nachhaltigem Einfluss war darüber hinaus die in erster Linie schriftlich geführte Verbindung zu Carus, der Goethes Augen für ein wissenschaftliches Verständnis öffnete – im Sinne einer „wissenschaftliche[n] Augensalbe“, wie der Dichter scherzhaft anmerkte.¹⁰⁶ Carus‘ Ansichten über das „Psychische“ und (s)einer romantisch geprägten Medizin stand er allerdings mit Vorbehalten gegenüber, eine Divergenz, die beiden Seiten durchaus bewusst war. Dennoch übersandte Carus Goethe auch seine *Vorlesungen über Psychologie*, die er „ein Jahr zuvor einem sehr ausgezeichneten Kreise von Männern und Frauen gehalten hatte“ und die 1831 im Druck erschienen waren.¹⁰⁷ In Goethes Tagebucheintrag vom 3. Januar 1832 ist ein gewisses Ressentiment nicht zu verkennen: „Im Stillen großes Bedenken über Carus‘ Psychologie von der Nachtseite. Gegenwirkung einer dergleichen von der Tagseite zu schreiben; gleich festgestellt und Nachts bei einigen schlaflosen Stunden durchgeführt. Streiten soll man nicht, aber das Entgegengesetzte fasslich zu machen ist Schuldigkeit.“¹⁰⁸ Nach Goethes Tod setzte sich Carus in Publikationen mit dessen Leben und Werk auseinander. In *Goethe. Zu dessen näherem Verständnis* (1843) und *Briefe über Goethes Faust* (1835) zeichnet er ein vielschichtiges Bild der Dichterpersönlichkeit. Besonders ist hier hervorzuheben, dass Carus bereits früh Goethes tiefgründiges Potenzial erkannte und damit die oberflächliche Beurteilung des Dichters als Olympier und Heros bei weitem überstieg. Vordergründig beeindruckten Carus, ähnlich wie seine ärztlichen Kollegen Hufeland und Vogel, Goethes körperliches und seelisches Gleichgewicht.¹⁰⁹ Carus sah in ihm ein gutes Beispiel für sein Konzept der „gesunden Krankheit.“¹¹⁰

¹⁰³ Schipperges: 1996, S. 9

¹⁰⁴ Goethe zu Eckermann, 2.4. 1829: Werke FA, 1999, II. Abt., Bd. 12, S. 324; vgl. Fröschle: 2002

¹⁰⁵ Goethe: Werke FA, 1988, I. Abt., Bd. 2, S. 684-685; vgl. Schöne: 2002

¹⁰⁶ Goethe an Carus. 16.8.1827: Werke FA, 1993, II. Abt., Bd. 10, S. 506

¹⁰⁷ ebda.: S. 48

¹⁰⁸ Goethe: 1996, Bd. VIII, S. 574

¹⁰⁹ Carus: 1948, S. 64; Hufeland, in: Vogel, 1833, S. 39

¹¹⁰ ebda.: S. 64

3.2.1 Goethes psychische Konstitution

Goethe gesteht in seinen autobiografischen Schriften, dass sich auch bei ihm in jungen Jahren „d[ie] Grille des Selbstmords [...] eingeschlichen hatte“.¹¹¹ Dennoch attestierte Carus: „[Goethes] Psyche darf genannt werden als eine, deren volle Lebensaufgabe in diesem Dasein gelöst ist und deren gesunde Weiterbildung in einem fortgesetzten Dasein unmöglich fehlen kann.“¹¹²

Nach den tragischen Vorfällen, die dem Erscheinen *Werthers* folgten, wurden wiederholt Vorwürfe gegen Goethe laut, er habe mit seinem pathologischen Werk andere Menschen infiziert. Goethe bedauerte die Geschehnisse zutiefst, wies aber gleichzeitig die Schuldzuschreibung von sich: „»Werther«, bei seinem Erscheinen in Deutschland, hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das in jenen Gemütern verborgen lag.“¹¹³ Vielmehr sah er die vordergründige Ursache in der vorherrschenden gesellschaftspolitischen Situation in Deutschland, die sich in den jungen Menschen mit einer „gewisse[n] Sentimentalität“ verband. Rückblickend räumt Goethe ein: „Ich hatte mich persönlich von diesem Übel zu befreien gesucht und trachtete nach meiner Überzeugung andern hilfreich zu sein; das aber war schwerer, als man denken konnte.“¹¹⁴ Carus übernahm Goethes Metapher der Fieberkrankheit und bezog ebenfalls schriftlich Stellung zu den Vorwürfen: „Gewiß, wer so wenig die innere organische Notwendigkeit einer wahren Dichterseele versteht, um an dergleichen zu denken, der kann auch einem Fieberkranken es verargen, wenn er genesend Krankheitsstoffe aushaucht, welche in andern Disponierten dieselbe Krankheit erzeugen können.“¹¹⁵ Neben *Werther* findet die Melancholie in den beiden sein Leben begleitenden Werken *Wilhelm Meister*¹¹⁶ und *Faust* ihren Niederschlag. Werther wie auch der Harfner in den *Wilhelm Meister* Romanen sterben durch ihre eigene Hand. Heinrich Faust aber überwindet den suizidalen Moment und erlangt am Ende sogar seelische Erlösung.

Goethe ist weder Faust noch eine andere seiner literarischen Gestalten, wenngleich er Teilaspekte der eigenen Persönlichkeit durch sie auf literarische Weise ausleben konnte. In der faustischen Arztgestalt spiegelt sich Goethes eigene seelische Zerrissenheit, jenes gewaltige innerer Ringen, das allein durch die Polarität mit dem Teufel in aller Deutlichkeit dargestellt werden kann.

Wolfram Schmitt beschreibt dieses Phänomen der Zerrissenheit in *Goethes Doppelgänger-Erlebnis*.¹¹⁷ Seine psychiatrische Klassifizierung beinhaltet starke affektive Ambivalenzen, die sich durch eine Persönlichkeitsabspaltung entladen. „Die Doppelgänger-Halluzination ist eine defensive Antwort auf einen anders nicht lösbaren Konflikt. Durch Externalisierung der Gefährdung des Selbst kommt es zu einer Befreiung von Angst.“¹¹⁸ Schmitt sieht in Goethes Gemüthsstörung eine affektive-

¹¹¹ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 636

¹¹² Carus: 1948, S. 68

¹¹³ Goethe: Werke FA, 1994, I. Abt., Bd. 16, S. 528

¹¹⁴ ebda.: S. 529

¹¹⁵ Carus: 1848, S. 78

¹¹⁶ Vgl. Goethe: Werke FA, 1989 und 1992, I. Abt., Bd. 9 und 10; Rothe: 2009, S. 54

¹¹⁷ Vgl. Schmitt, in: Barkoff; von Engelhardt (Hg.): 2010, S. 245

¹¹⁸ ebda.: S. 253; vgl. Mentzos: 1996, S. 20, 29

zyklothyme Persönlichkeitsstörung, die sich in bipolaren Phasen, verbunden mit einem lebenslangen latent drohenden Identitätsverlust äußerte und in dieser Form in seine Werke einfloß.¹¹⁹

Insgesamt exerziert der Dichter anhand der vielschichtigen Charaktere den pathologischen Aspekt von Krankheit, insbesondere der Melancholie. Gleichzeitig präsentiert sich Goethe aber auch als profunder Kenner therapeutisch wirksamer Prozesse zur Heilung.

3.2.2 Therapiegedanken bei Goethe

Goethes labile psychische Konstitution wurde ihm zur lebenslangen Herausforderung. In *Dichtung und Wahrheit* (1811-1813) äußert er sich über seine Bewältigungsstrategien, die man heute am treffendsten mit dem Begriff des „Coping“ bezeichnen könnte.¹²⁰ Darunter sind Maßnahmen, bewusste wie unbewusste, zu verstehen, die das Individuum ergreift, um die unabänderliche Tatsache beispielsweise einer chronischen Krankheit bewältigen zu können. Dietrich von Engelhardt entwirft in diesem Zusammenhang für Goethe die folgende Copingdiagnose: „Umgang mit der Krankheit: akzeptierend, mit aggravierenden Neigungen in der Jugend und als Vermeidung von Belastungen und Gefahren im späteren Leben; Umgang mit der Medizin: kenntnisreich, aufgeklärt, kooperativ, bei ungesunder Lebensweise in früheren Jahren; Umgang mit dem durch die Krankheit veränderten Leben: kreativ-konstruktiv, neben der künstlerischen Produktivität durch Orientierung an der Idee, am Notwendigen und Gesetzlichen in der Welt vergänglicher Erscheinungen.“¹²¹

Goethes Maßnahmen waren Überlebensstrategien, die er zur wahren Kunstfertigkeit etablierte, um aufgrund der „Krankheit“ keine schöpferischen Einbußen zu erleiden, oder gerade durch sie auf seine besondere Art produktiv sein zu können. Die Ansichten des Dichters gingen hier über ein rein psychopathologisches Krankheitsverständnis hinaus. Obwohl Goethe „Krankheit [...] für das größte irdische Uebel [hielt]“¹²², bedeutete für ihn Gesundheit nicht die völlige Abwesenheit derselben. Entsprechen war für ihn Therapie nicht die vollständige Beseitigung aller Symptome, wengleich er auch von seinen Ärzten kompetente Hilfe im akuten Krankheitsfall, z. B. bei Schmerzen, erwartete. Vielmehr bestand für ihn die Lebenskunst bzw. das Therapieziel in der Überwindung der eigenen Natur.

Einen hohen Stellenwert in Goethes Leben besaß die Diätetik. Darunter verstand er die sechs im klassischen Sinn der antiken Vorstellung von Ganzheitlichkeit gebrauchten Lebensbereiche „Licht und Luft, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Essen und Trinken, Ausscheidungen und vor allem Gefühle.“¹²³ Entsprechend seiner Überzeugung, dass nur die im Alltag integrierten diätetischen Gewohnheiten letzten Endes das Leben maßgeblich beeinflussen können, findet man bei Goethe immer wieder, beispielsweise auf der italienischen Reise, den Vermerk: „Ich lebe sehr diät, damit die

¹¹⁹Vgl. Schmitt, in: Barkoff; von Engelhardt (Hg.): 2010, S. 256-257

¹²⁰ Vgl. Guntern: 1980

¹²¹ von Engelhardt: 2008, S. 14-15

¹²² Vogel: 1833, S. 30

¹²³ von Engelhardt: 2008, S.1; vgl. Schipperges: 1996, S. 145-152

Gegenstände die Seele erhöhen.“¹²⁴ In Italien befand er sich nach eigenen Aussagen in bester physischer und psychischer Verfassung, wie er sie später kein zweites Mal erlangen sollte. Der Dichter besaß ein großes Bedürfnis nach Rückzug, Ruhe, Einsamkeit. Schiller gegenüber gestand er, dass für seine schöpferische Tätigkeit „absolute Einsamkeit“ unabdingbar sei.¹²⁵ Obwohl es Goethe meisterlich verstand, seelische Empfindungen facettenreich darzustellen, schwieg er sich über sein eigenes Gefühlsleben weitgehend aus, was Nietzsche zu der Bemerkung veranlasste: „Das Beste was der Alte aus Weimar gewusst hat, hat er mit ins Grab genommen.“¹²⁶

Neben seinem heilkundigen Wissen besaß Goethe ein psychotherapeutisches Talent, das immer wieder in seinen Gesprächen, Schriften und Werken mehr oder weniger deutlich hervor tritt. Nager formuliert in diesem Zusammenhang sieben Grundelemente, die seiner Meinung nach Goethes Seelenheilkunde aufweist: „Seelenheilung als unvermitteltes Gnadengeschenk; Selbstbefreiung durch Selbstbeherrschung und Entsagung; Gehorsam gegenüber dem inneren Lebensplan; die Heilkraft »liebvoller, treuer Herzen«; das therapeutische Gespräch, das heilsame Wort; die Heilwirkung der Kunst; die dichterische Gestaltung der Krise.“¹²⁷ Ein Beispiel für Goethes diesbezügliche Kenntnisse - ein praktischer „Therapieversuch“ bei Melancholie - wird vom Dichter in seiner autobiografischen Schrift *Champagne in Frankreich* (1792) geschildert.¹²⁸

Der schwer an einem melancholischen Gemüt leidende Sohn des Superintendenten Plessing in Wernigerode hatte Goethe in schriftlicher Form eindringlich um dessen Hilfe gebeten. Goethe verhielt sich, wie er berichtet, zunächst abwartend, bekannte jedoch im Rückblick: „aber die Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.“¹²⁹ Im „Patientenfall“ Plessing zeigt Goethe eine herzliche Zugewandtheit im Gespräch. Deutlich hebt er die Notwendigkeit der Selbstveränderung und Eigeninitiative hervor, verweist auf den Einfluss der Lebensführung im Bezug auf die seelische und körperliche Befindlichkeit. Der Dichter selbst gibt Auskunft über den Ursprung seines Wissens, indem er sich auf gewisse „Kreise“ bezieht, vermutlich eine Anspielung auf die „Freitagsgesellschaft“ und diverse Kontakte zu Hufeland, Heinroth und Jacobi. Letztgenannter übersandte Goethe sein aktuelles Psychiatriewerk, wodurch dieser, als interessierter Laie, fundierte Kenntnisse über die wissenschaftliche Psychiatrie um 1800 erhielt.

Goethes therapeutisches Verständnis besticht durch das Zusammenspiel verschiedener Wissensbereiche, deren Mittelpunkt sein künstlerisches Talent bildet. Dietrich von Engelhardt weist in diesem Zusammenhang auf die verschiedenen Funktionen von Krankheit und Kunst hin, ihren gegenseitigen Einfluss aufeinander. Krankheiten können eine Voraussetzung für die Entstehung eines Kunstwerkes - hier eines literarischen Werkes - sein und zum Gegenstand der Betrachtung werden.

¹²⁴Goethe: Werke FA, 1993, I. Abt., Bd. 15/1, S. 665-666

¹²⁵ Goethe an Schiller, 9.12.1797: Werke FA, 1998, II. Abt., Bd. 4, S.461

¹²⁶ Nietzsche, n. Schad: 2007, S. 1061; vgl. Pieper: 1962

¹²⁷ Vgl. Nager: 1994, S. 131-146

¹²⁸Goethe: Werke FA, 1994, I. Abt., Bd. 16, S. 531-543

¹²⁹ebda.: S. 532

Zudem kann eine „therapeutische“ Wechselwirkung zwischen Werk und Künstler bzw. Werk und Leser bestehen. „Die Beziehung von Krankheit und Kunst zeigt sich nicht nur in der Produktion, sondern auch in der Rezeption.“¹³⁰

Wie bereits unter 3.2.1 erwähnt, findet bezeichnenderweise in drei wesentlichen Werken Goethes eine deutliche Auseinandersetzung mit der Melancholie statt.¹³¹ Doch nicht alle Werke Goethes haben pathologischen Charakter, oder, wie Carus zu denken gibt, einige „sind von krankhaften Stimmungen durchaus nicht influenziert“ - sie sind vielmehr als Ergebnis einer psychopathologischen Aufarbeitung zu verstehen. Das Studium von Goethes Pathografie zeigt einen Menschen, der zeitlebens den mannigfaltigen Anfechtungen des Daseins, den „Dämonen“ widerstand, wie Carus es nannte.¹³² Er selbst betrachtete sein Leben, das er mit dem „steten Wälzen eines Steines“ verglich, als sein größtes Kunstwerk.¹³³

3.3 Studium der Naturwissenschaften

Aus dieser Abhängigkeit von der Medizin entwickelte Goethe, der sich selbst als „Kränkling“ bezeichnet hatte, auch eine besondere Haltung zu deren Vertretern, den Ärzten.¹³⁴ In Dichtung und Wahrheit begründet er deshalb sein Studium von Boerhaaves Werken damit, dass seine „langwierige Krankheit [ihn] dem Ärztlichen näher gebracht hatte.“¹³⁵ Bereits während seiner Studienjahre pflegte er einen regen Kontakt zu ärztlichen Kreisen. Dies führte schließlich dazu, dass er medizinische Vorlesungen besuchte, in Krankenhäusern unter namhaften Medizinern hospitierte, sogar an medizinischen Testaten teilnahm und diese bestand – insgesamt den Studien der Medizin mehr Zeit und Herz widmete, als seinem eigenen Fachbereich.¹³⁶

Angeregt von der Physiognomik, einer Disziplin, die von einem äußeren Erscheinungsbild auf das Innere folgert, war er Mitwirkender an den *Physiognomischen Fragmenten* (1775-1778) von Johann Caspar Lavater (1798-1864).¹³⁷ Später befasste er sich als einer der letzten großen Universalgelehrten in seinen naturwissenschaftlichen Hauptwerken mit den Grundlagenfächern der Medizin. Neben der *Metamorphose der Pflanzen* (1790) und seiner *Farbenlehre* (1810) widmete er sich hingebungsvoll der Anatomie und Osteologie. In *Vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie* (1795), oder *Das Schädelgerüst, aus sechs Wirbelknochen aufgebaut* (1824) sowie *Abhandlung aus dem Knochenreiche* (1784) versuchte er die aus seinem Inneren dringenden Erkenntnisse auch unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu beleuchten.¹³⁸ Dabei stellte die Entdeckung des „Os intermaxillare“ einen entscheidenden Wendepunkt im Leben des Dichters dar. Das Resultat aus den

¹³⁰ von Engelhardt: 2008, S. 12

¹³¹ Carus: 1848, S. 72-73; von Engelhardt, 2008, S. 11-12

¹³² Carus: 1948, S. 70

¹³³ Goethe zu Eckermann, 27.1.1824: Werke FA, 1999, II. Abt., Bd. 12, S. 84

¹³⁴ Goethe: Werke, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 369

¹³⁵ ebda: S. 376

¹³⁶ Vgl. Schipperges: 1996

¹³⁷ Vgl. Goethe: Werke FA, 1998, I. Abt., Bd. 18, S. 141-170

¹³⁸ Vgl. Goethe: Werke FA, 1987, I. Abt., Bd. 24

Versuchen von 1784-1786 veröffentlichte Goethe 1820 in den *Morphologischen Heften* als *Abhandlung vom Zwischenkieferknochen*: „Dem Menschen wie den Tieren ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben.“¹³⁹



Abb. 2 Goethe: Zwischenkieferdemonstration (1790)

Goethe stand an der Wende zu einer Zeit, in der sich die Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften immer deutlicher abzeichnete, die Naturwissenschaft, bzw. die Medizin zunehmend positivistisch wurde. Dies führte dazu, dass der stets nach Ganzheitlichkeit strebende Dichter mit seinen Forschungsarbeiten bereits bei Zeitgenossen auf weitgehendes Unverständnis stieß. Anerkennung fand er hingegen bei naturphilosophisch, romantisch orientierten Vertretern der Medizin wie Carus, dessen überschwänglich psychologische Vorstellungen Goethe wiederum nicht uneingeschränkt teilte. Wesentliche Folgerungen und Fragestellungen dieser epochenbedingten Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlich-medizinischen Establishment sowie dessen entgegengesetzten Strömungen fließen in nahezu alle seine großen literarischen Werke mit ein.

Immer wieder treten in Goethes Dichtung Arztgestalten auf, wobei als besonders herausragende Beispiele Wilhelm Meister und Heinrich Faust zu nennen sind. Während Wilhelm Meister aus einer Berufung heraus Wundarzt wird und hierin seine Erfüllung findet, scheitert Faust, „der ‚moderne‘ »Unglücksman«“, an seinen Ansprüchen, divergierende Kräfte erschüttern ihn zutiefst.¹⁴⁰ Das Leitthema in Goethes *Faust*, Fausts Leiden, ist die Hybris des ärztlichen Berufes. Die Zerrissenheit von Ratio und Gefühl, das Zweiseelenproblem, hat die Ärzte nunmehr bis in die Gegenwart begleitet.

¹³⁹Vgl. Goethe: Werke FA, 1987, I. Abt., Bd. 24, S. 16-42

¹⁴⁰ Vgl. Schings: 2001, S. 384

Der aufgeklärte Mediziner hat als Preis für seine wissenschaftlichen Erkenntnisse, für die Einführung des Dualismus, das Wissen vom tieferen Sinn der Krankheit, seine ganzheitliche Anschauung verloren, wie insgesamt dem Menschen auch das Verständnis von Symbolen, Mythen, Sagen und Märchen verloren ging.¹⁴¹

Welche Botschaft oder Anregung kann die moderne Medizin, können moderne Ärzte von einem medizinisch versierten Dichter des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts erhalten?

Goethe, der sich nach seiner Entdeckung des Os intermaxillare in beiden Welten - der sinnlichen sowie der geistigen Welt - zu Hause fühlte, war so praktisch veranlagt, dass er dem suchenden Leser durch konkrete Beispiele und Bilder ermöglichen konnte, ihm auf seinem Weg, das Rätsel der Menschheit zu lösen, zu folgen. Im *Faust* führt Goethe, dessen Wissen nahezu 3000 Jahren Menschheitsgeschichte umspannte, interessierte Leser bis zu den Wurzeln der Heilkunst, in eine Zeit, als die Attribute „heilig“ und „heilen“ sich noch in der Persönlichkeit des Priesterarztes vereinten, und erinnert Ärzte an ihr ganzheitliches Wissen und ihren eigentlichen Auftrag. Nach Friedrich Husemann „wollte [Goethe] den Arzt, der in Gefahr stand, in den Ketten der Tradition und unter dem Alldruck des Vielwissens den Sinn für das Lebendige und die Lust am Handeln zu verlieren, oder im Dilettantismus mit Vielgeschäftigkeit zu verfallen, wieder auf den Weg zu einem wahren Arztum führen.“¹⁴²

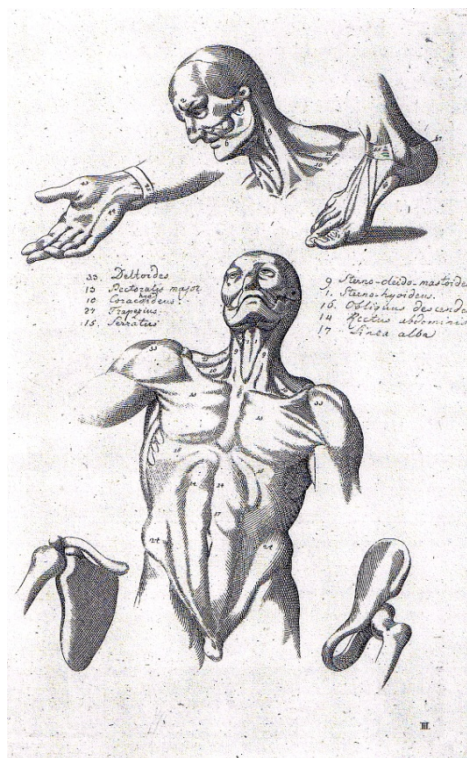


Abb. 3 Goethe: Anatomicstudie (1781)

¹⁴¹ Vgl. von Engelhardt, in: Silomon (Hg.): 1994

¹⁴² Husemann: 2002, S. 129

4. Arztgestalten in Goethes *Faust*

4.1 Faust

4.1.1 Die Gestalt des historischen Doktor Faustus

Es kann vorweggenommen werden, dass bis zum heutigen Tag nicht gänzlich geklärt ist, um wen es sich bei der historischen Gestalt des Doktor Faustus tatsächlich handelt, denn die Quellen lassen kein eindeutiges Forschungsergebnis zu. Für Günther Mahal, den Faustforscher und Verfasser einer umfangreichen Biografie¹⁴³, besteht hingegen kein Zweifel, dass sich hinter der sagenumwobenen Gestalt ein Gelehrter namens Johann Faustus verbirgt. Dieser wurde um 1480 in Knittlingen (Württemberg) geboren und starb um 1540 in Staufen (Breisgau). Laut Mahal sind diese Angaben durch eine verlässliche Chronik der Grafen von Zimmern verbürgt und in der Forschung anerkannt.¹⁴⁴ Obwohl dieser Meinung die Untersuchungen von Frank Baron¹⁴⁵ gegenüberstehen, der Faust als Georg Faustus¹⁴⁶ von Helmstadt identifiziert hat, wird heute Mahals Theorie favorisiert.

Faustus selbst verstand sich als Universalgelehrter und soll in der Tat verschiedene Hochschulstudien absolviert haben. Dennoch wurde er nicht als Gelehrter anerkannt oder gar gewürdigt, wie kritische Anmerkungen seiner Zeitgenossen erkennen lassen. Ein Zeugnis für die Verachtung, die man ihm entgegenbrachte, stellt der Brief Johannes Trithemius, Abt von Spanheim (1462-1516), an den Astrologen Johann Virdung (1465-1535) dar.¹⁴⁷ Trithemius prangerte darin Fausts Überheblichkeit an, sich mit Christus auf eine Stufe zu stellen sowie Aristoteles und Plato als intellektuell unterlegen zu betrachten. Er äußerte sich sehr emotional über diesen „Landstreicher, leere[n] Schwätzer und betrügerische[n] Strolch.“ Seiner Meinung nach hätte Faust verdient, „ausgepeitscht zu werden, damit er nicht ferner mehr öffentlich verabscheuungswürdige und der heiligen Kirche feindliche Dinge zu lehren wage. [Denn] wer in allen guten Wissenschaften unwissend ist, hätte sich lieber einen Narren, denn einen Magister nennen sollen.“¹⁴⁸ Das Schreiben vom 20. August 1507 gilt als einzige wissenschaftlich fundierte Quelle für die Sage von Doktor Faustus. Der umstrittene Arzt und Gelehrte befand sich auf ständiger Wanderschaft und verfügte über Kenntnisse in der Astrologie, Magie und Alchemie. Die Eigenschaft, sich seines übergroßen Wissens zu rühmen, brachte ihm den Ruf eines Prahlers und Quacksalbers ein. Doch damit hatte er sich auch zugleich einen großen Bekanntheitsgrad erworben. Sein Name tauchte beispielsweise schon 1535 und 1537 in Martin Luthers (1483-1546)

¹⁴³ Vgl. Mahal: 1995

¹⁴⁴ Vgl. ebda: S. 346-348

¹⁴⁵ Vgl. Baron: 1978

¹⁴⁶ In sämtlichen Schriftdokumenten, die während der Lebenszeit des Gelehrten entstanden sind, findet dieser als Georg oder Jörg Faustus Erwähnung. Vermutlich legte er selbst den weit verbreiteten ersten Vornamen Johann ab. Erst nahezu zwanzig Jahre nach seinem Tod berichten Zeugnisse von einem Johann Georg Faustus.

¹⁴⁷ Trithemius: 1536, S. 312 ff

¹⁴⁸ ebda: S. 312ff

Tischgesprächen auf.¹⁴⁹ Seine Bewunderer, aber auch seine Kritiker, gestanden ihm beträchtliche Kenntnisse in diesen Fachbereichen zu. Unter ihnen waren Philipp von Hutten (1505-1546) und der Fürstbischof Georg III. von Bamberg (1470-1522).¹⁵⁰

Im 16. Jahrhundert war es nicht ungewöhnlich, dass sich angesehene Humanisten auf diesen Randgebieten betätigten, unter ihnen Agrippa von Nettesheim und Paracelsus. Aufgrund ihrer zeitlichen Nähe zu Faustus wurden sie immer wieder als „faustische“ Ärzte bezeichnet.¹⁵¹ Die Grundlagen ihrer magisch alchemistischen Kenntnisse sahen diese Gelehrten in der Erforschung der Natur. Faustus, Agrippa und Paracelsus waren promovierte Ärzte an der Wende zu einer neuen Zeit, deren charakteristische Einflüsse zu Überschneidungen in ihren Biografien geführt haben. Hier steht das Ringen des Arztes und seiner Suche nach dem Sinn des persönlichen Lebens und ärztlichen Handelns im Vordergrund. Im Gegensatz zu Faustus existiert über Agrippa und Paracelsus eine Vielzahl an Quellen, welche die zeitgemäße Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeiten untermauern, aber auch als Spiegel für die Medizin der damaligen Zeit gesehen werden können.

Der Volkssage zufolge starb Johann Faustus eines unnatürlichen Todes, da er mit dem Gesicht nach unten schwer entstellt aufgefunden wurde. Heute wird vermutet, dass es sich hier um die bedauernswerte Folge eines missglückten Laborversuches handelte. Die Umstände seines Todes sowie Fausts vermeintliche Affinität zu den dunklen Künsten mögen dazu beigetragen haben, dass unmittelbar nach seinem Tod eine rege Sagenbildung einsetzte. Der Grund dafür, dass sich die Figur des Doktor Faustus auch heute noch einer weitreichenden Bekanntheit erfreut, ist jedoch größtenteils einem Buch zu verdanken, dessen Herausgeber ursprünglich das genaue Gegenteil bewirken wollte.

Nach dem Ableben des Gelehrten tauchten vielerlei Erzählungen auf, die sich alle um Fausts Leben und Sterben rankten. Im Jahre 1587 veröffentlichte der Verleger Johann Spieß, auch Spies oder Spiess, (um 1540-1623) in Frankfurt am Main die erste Sammlung deutscher Faustsagen. Mit der Herausgabe des Buches legte er den Grundstein für alle weiteren Arbeiten zu diesem Thema.¹⁵² Die *Historia* war ein Werk der Reformation. In den Augen des unbekanntes, aber streng lutheranisch gesinnten Autors übte Faust in seiner Abtrünnigkeit eine zu große Faszination auf die Menschen aus. Daher sah er seine Aufgabe darin, mithilfe der Sagensammlung ein Exempel zu statuieren. Am Beispiel des Magisters sollte dargestellt werden, wohin es führt, wenn der Mensch über Gott hinausstrebt. Der Verfasser bediente sich des Teufels, der durch die Reformation, insbesondere durch Luthers persönlichen Teufelsglauben, erneut eine zentrale Stellung erhielt - eine wahre „Renaissance“ erlebte. Erkenntnisneugier, sogenannte „Spekuliererei“, galt als Hoffärtigkeit.¹⁵³ Wer zu viele Fragen nach Gott, dem Sinn des Lebens und der Natur stellte, galt bereits als Ketzer. Verstand ein Gelehrter sich auf das Lesen fremdländischer Schriften (persisch, griechisch, hebräisch u.a.), wurde ihm schnell nachgesagt, dass er mit dem Bösen im Bunde sei.

¹⁴⁹ Schmidt: 2001, S. 12; Kreutzer, 2003, S. 12

¹⁵⁰ Meusel (Hg.): 1785, S. 93; Mayerhofer: 1890, H. 1, S. 177-178

¹⁵¹ Vgl. Kuper: 1994; Brockhaus: 1968, Bd. 6, S. 95

¹⁵² Vgl. Spieß, in: Henning (Hg.): 1988

¹⁵³ Spieß, in: Henning (Hg.): 1988, S. 13

„Das gefiel D. Fausto wohl, speculiert und studiert Nacht und Tag darinnen, wollt sich hernach keinen Theologum mehr nennen lassen, ward ein Weltmensch, nannte sich einen D. Medicinae, ward ein Astrologus und Mathematicus, und zum Glimpf ward er ein Arzt, half erstlich vielen Leuten mit der Arzenei, mit Kräutern, Wurzeln, Wassern, Tränken, Rezepten und Klistieren.“¹⁵⁴

Doch der Versuch, Faust als abschreckendes Beispiel vorzuführen, kann als gescheitert betrachtet werden. Die Menschen waren hingerissen von der Höllenfahrt des Protagonisten, dem der Reiz des Verbotenen anhaftete. Zudem lassen manche Geschichten der *Historia*, wie die der drei Grafen, welche mithilfe Fausts Zaubermantel schnell von Wittenberg zur herzoglichen Hochzeit nach München flogen, den Gelehrten eher als klugen und überlegenen Helden denn als gotteslästerlichen Ketzer und abschreckendes Beispiel erscheinen. In gewisser Hinsicht empfand das Volk Mitleid mit dem reumütigen Gelehrten, der am Ende durch seinen Hochmut ein Opfer des Teufels wurde.

In Großbritannien wurde die *Historia* um 1590 ins Englische übertragen. Die Übersetzung diente Christopher Marlowe (1564-1593) als Grundlage für die erste dramaturgische Aufarbeitung der Sage, eine Tragödie entstand (*The tragical history of Doctor Faustus*). Bereits bei Marlowe änderte sich das Bild von Faust, der nicht mehr den armen Sünder verkörperte, sondern einen Menschen, der im Streben nach überirdischer Erkenntnis und weltlicher Macht, durch seine Selbstüberschätzung, zum Scheitern verurteilt ist. Durch englische Komödianten gelangte das Drama bis nach Deutschland, wo es vom 17. Jahrhundert an aufgeführt wurde, und der Fauststoff insgesamt eine Veränderung erfuhr. Nach dem Erscheinen von Spieß' Werk hatten sich verschiedene Autoren mit dem Thema befasst, unter anderem Georg Rudolf Widmann (1599) und der Nürnberger Arzt Nikolaus Pfitzer (1674). So kam es immer wieder zu Modifizierungen, und mit der Zeit entfiel die theologische Schwere. Vom Beginn der Aufklärung an fand sich das erneut gekürzte Buch als Billigausgabe zum Kauf. Damit verlor das vormals nachhaltige Stück seine Literaturfähigkeit und degradierte zum Puppenspiel. Der als Diener eingeführte Hans Wurst oder Kasperl wurde mit seinem Wortwitz zur eigentlichen Lieblingsfigur des Publikums. Im Jahr 1759 wagte Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) den Versuch, aus dem außergewöhnlichen Stoff eine bürgerliche Tragödie zu verfassen. Doch sowohl die Figur des Teufelsbündlers Faust wie auch die übernatürlichen Aspekte im Stück waren nur bedingt mit der vernunftorientierten Auffassung der Aufklärung in Einklang zu bringen. So blieb Lessings Schauspiel vom Dr. Faust ein Fragment. Erst mit dem Zeitgeist des Sturm und Drang gewann das Thema erneut an Aussagekraft. Faust, der gegen die Reglements von Kirche und Universität aufbegehrt, entsprach den vorherrschenden Idealen der Zeit sowie den Ansprüchen der Dichter an einen Protagonisten.

Der Volkssage gelang so eine Reise durch die Jahrhunderte. Nahezu 300 Jahre fasziniert der Stoff seither die Menschen. Künstler aus den Bereichen der Malerei (Carus, Delacroix, Kreling), Literatur (Chamisso, Kafka, Mann, Storm), Musik (Bizet, Wagner), um nur einige Beispiele zu nennen, wurden von ihm inspiriert. Die größte weltweite Bekanntheit erlangte die Sage vom Doktor Faustus allerdings

¹⁵⁴ Spieß, in: Henning (Hg.): 1988, S. 14

durch Goethes Dichtung. Dramaturgische Aufarbeitungen, wie sie durch Gustav Gründgens und Peter Stein vorgenommen wurden, wie auch der 2012 angelaufene Kinofilm „Faust“, lassen sie ein Werk der Gegenwart werden.

4.1.2 Von der Sagengestalt zu Goethes *Faust*

4.1.2.1 Inspiration und Entstehung

In *Dichtung und Wahrheit* gedenkt Goethe des letzten Weihnachtsgeschenkens der Großmutter an die Enkel Johann Wolfgang und Cornelia. Das Puppentheater wurde zu einem besonderen Ereignis in der Kindheit des Knaben, da es ihm „eine neue Welt erschuf.“¹⁵⁵ Schon bald gaben die Geschwister eigenständig ihre Stücke zum Besten, vermutlich gehörte auch die Faustsage zu ihrem Repertoire, die Goethe schon früh als Marionettenspiel kennengelernt hatte. Wie aus seinen Lebenserinnerungen hervorgeht, muss das Drama bei ihm einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben, denn er schreibt: „Die bedeutende Puppenspielfabel [...] klang und summte gar vieltönig in mir wider.“¹⁵⁶ Darüber hinaus ist es denkbar, dass Goethe die Sage auch in Form der „Volksbücher“ gelesen hat, wie sie von einem Frankfurter Verlag auf minderwertiges Löschpapier gedruckt wurden.¹⁵⁷ Zweifellos behielt die Sage lebenslang ihre früh angelegte Faszination auf den Dichter, wengleich für die literarische Umsetzung sicherlich eine Vielzahl an Eindrücken verantwortlich war.

Zwischen den einzelnen Phasen kam es immer wieder zu Schaffenspausen. Immer wieder drohte die Vollendung gefährdet zu sein. Dass Goethe bis zu seinem Lebensende beide Teile des *Faust* abschließen konnte, ist vor allem Friedrich Schiller und Johann Peter Eckermann zu verdanken.

Zahlreiche Briefe zeugen von der Anteilnahme Schillers am langwierigen Entstehungsprozess. Im Jahr 1808 erschien der erste Teil der Tragödie bei Cotta im Druck, dessen Ende bereits die Aussicht auf eine Fortsetzung nahe legte.

Nach Schillers Tod 1805 blieb das Manuskript zum zweiten Teil nahezu 20 Jahre unberührt liegen. Erst durch die Bemühungen von Goethes Vertrautem Johann Peter Eckermann nahm der Dichter die Arbeiten am Werkerneut auf. Eckermann hatte Goethe im Februar 1825 die bisher entstandenen Schriften zum *Faust* vorgelegt und ihn in den folgenden Jahren immer wieder dazu angeregt, das Opus zu vollenden. Ihm gegenüber äußerte er seinen Vorsatz: „Es soll mich nun nichts wieder vom »Faust« abbringen. Denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte, ihn zu vollenden!“¹⁵⁸ Tatsächlich arbeitete Goethe von diesem Zeitpunkt an täglich bis zu sechs Stunden an seinem Lebenswerk. Anders als in seinen jungen Jahren, in denen das Schreiben überwiegend vom Gefühl inspiriert war, sah Goethe die Schreibtätigkeit am zweiten Teil im Wesentlichen vom „Verstand“ geleitet, als bewussten

¹⁵⁵ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 20

¹⁵⁶ ebda.: S. 451

¹⁵⁷ ebda.: S. 42; Schwab: 1988

¹⁵⁸ Goethe, in: Eckermann, 24.1.1830: Werke FA, 1999, II. Abt., Bd.12, S. 379

Prozess.¹⁵⁹ Als Zeitpunkt der Fertigstellung hatte er den 28. August, seinen Geburtstag, bestimmt und dieses selbst gesetzte Ultimatum durch eine bemerkenswerte Arbeitsdisziplin tatsächlich eingehalten.¹⁶⁰ Die Arbeiten am *Faust* erstreckten sich über einen Zeitraum von nahezu 60 Jahren. Am 17. März 1832, nur wenige Tage vor seinem Tod, erwähnte Goethe *Faust* ein letztes Mal in einem Brief an Wilhelm von Humboldt (1767-1835).¹⁶¹ Dadurch wird das Werk zu einem Spiegel für die verschiedenen Lebensabschnitte des Dichters, aber auch für die Entwicklungsphasen des Menschen schlechthin. Die Entstehung kann in fünf Phasen eingeteilt werden:

- | | | |
|----|---------------|---|
| 1. | 1773 bis 1775 | vermutlich in Frankfurt: der <i>Urfaust</i> |
| 2. | 1786 bis 1788 | Italien: <i>Faust. Ein Fragment</i> |
| 3. | 1795 bis 1806 | Weimar: <i>Faust. Der Tragödie erster Teil</i> |
| 4. | 1797 bis 1800 | Weimar: <i>Faust. Der Tragödie zweiter Teil</i> |
| 5. | 1825 bis 1831 | Fortsetzung und Abschluss der Schreibtätigkeit |

4.1.2.2 Inhaltliche Abweichung von der Volkssage

Goethe hatte sich nicht nur mit den Werken von Widmann und Pfitzer beschäftigt, die er am 14.2.1801 aus der Weimarer Bibliothek entlieh¹⁶², sondern 1818 auch die Ausführung Marlowes studiert.¹⁶³ Dieser sah bereits damals in der Gestalt des Doktor Faustus mehr als nur einen dunklen Charakter, eine Meinung, wie sie auch Goethe vertrat. Des Weiteren unternahm Goethe grundlegende Veränderungen an der Form der Sage bzw. an der Sagengestalt selbst. Ein himmlischer Rahmen umfasst die Handlung. Eine Vereinbarung zwischen Gott und dem Teufel stellt die unabdingbare Grundlage für das weitere Geschehen dar.

Goethe propagierte die Aufhebung des Dualismus von Gut und Böse und verstand den Einzelnen als Teil eines Ganzen. Dieser monistischen Überzeugung Goethes begegnet man immer wieder in seinem Werk, besonders aber im Zusammenhang mit dem Teufel Mephistopheles, der deutlich macht: „Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war.“ (1349) An dieser Stelle geht der Dichter mit der Gestalt des Doktor Faust noch einen Schritt weiter als Christopher Marlowe. Erstmals weicht ein Autor von der klassischen Form des Paktes ab. Stattdessen kommt es zum Abschluss einer Wette, die beide Seiten unausweichlich aneinander bindet. Aus dieser Situation entwickeln sich die Versuche von Mephistopheles, der selbst zur tragischen Figur wird, Faust vom rechten Weg abzubringen. Bei Goethe wird diese Auseinandersetzung auf Augenhöhe ausgetragen, wird zu einem miteinander Ringen. Heinrich Faust bleibt bis zu seinem Tod ein strebender Mensch, wenngleich er eine offensichtliche Läuterung, wie man sie bei Wilhelm Meister findet bzw. wie sie dem moralischen

¹⁵⁹ Goethe an Boissereé, 8.9.1831: Werke FA, 1993, II. Abt., Bd. 11, S. 460

¹⁶⁰ Goethe an Zelter, 4.9.1831, in: ebda.: S. 457

¹⁶¹ ebda.: S. 549-550

¹⁶² Trunz, in: Goethe: Werke. HA, 1996, Bd. 3, S. 433; Keudell: 1932, S.44

¹⁶³ ebda.: S. 476

Verständnis der Gesellschaft um 1800 entsprach, vermissen lässt. Goethe wählt für seinen Protagonisten ein völlig neues Ende. Allen Widrigkeiten zum Trotz lässt er dessen Seele in den Himmel auffahren, wo ihr durch die Liebe, losgelöst von jeder Forderung nach Reue, eine gnadenvolle Erlösung zuteilwird. Für die Zeit, in der das Werk entstand, ein Sachverhalt, der beide Konfessionen einheitlich gegen Werk und Verfasser aufbrachte.

4.1.3 Doktor Heinrich Faust - Der Arzt an der Zeitenwende

Ein aussagekräftiges Sinnbild für die Übergangszeit zwischen dem ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit ist der Kupferstich *Adam und Eva* (1504) von Albrecht Dürer (1471-1528).

Die künstlerische Darstellung des Menschen war noch immer ausschließlich im religiösen Kontext erlaubt, der Gebrauch von Farben wurde von den Bilderfeinden radikal abgelehnt. Dürer, selbst Humanist, verstand es mit diesen Einschränkungen umzugehen und sie im Sinne des neuen Zeitgeistes zu transformieren, dass selbst Theologen ihn für die Aussagekraft seiner Bilder schätzten. Der Historiker Eberlein stellte dazu fest: „Selten wurde die Krieg und Hässlichkeit ausschließende Verbindung von Frieden und Schönheit so konzis und dabei nach vielen Seiten offen, antike Klassik und Christentum vereinigend, vorgetragen wie von Dürer.“¹⁶⁴ So sind Adam und Eva in Anlehnung an die antiken Darstellungen von Apollo und Venus als klassisch proportioniertes Paar im Sinne antiker Standbilder konzipiert. Durch die Ausführung als Kupferstich, eine Technik, die Dürer wie kein anderer meisterhaft zu gebrauchen verstand, gelang es ihm ohne Verwendung von Farbe den symbolischen Inhalt ungebrochen zu vermitteln. Die medizinische Interpretation des Kunstwerkes ist insofern interessant, als Dürer das Figuren paar in den Garten Eden vor dem Sündenfall stellt, eine Situation des Friedens und der Harmonie, wie das Nebeneinander der Raub- und Beutetiere andeutet. Adam und Eva sind zudem von Elch, Katze, Ochse und Hase umgeben, Symbole des melancholischen, cholерischen, phlegmatischen und sanguinischen Temperaments. Die epistemische Formel der Humoralpathologie, wonach das Ungleichgewicht der Säfte Krankheit erzeugt, wurde von der Medizin über den Humanismus hinaus bis ins 18. Jahrhundert anerkannt. In Dürers Paradies aber sind die Temperamente noch gleichmäßig verteilt, eine Balance, die Gesundheit im umfassenden Sinn bedeutet.¹⁶⁵

¹⁶⁴Eberlein: 2003, S. 66-67

¹⁶⁵Vgl. ebda.: 2003, S.65

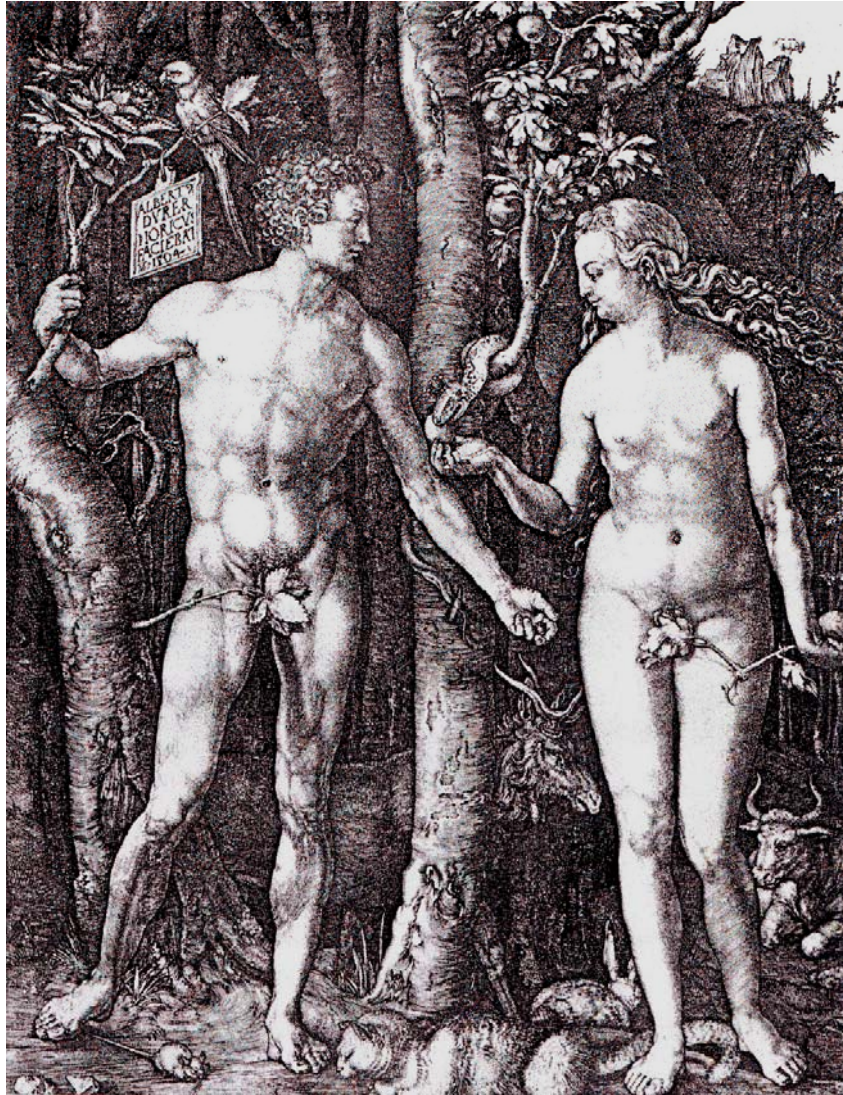


Abb. 4 Dürer: Adam und Eva (1504)

Nacht

„Habe nun, ach! Philosophie,
 Juristerei und Medizin,
 Und leider auch Theologie!
 Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
 Da steh' ich nun, ich armer Tor!

Und bin so klug als wie zuvor;
 Heiße Magister, heiße Doktor gar,
 Und ziehe schon an die zehenJahr,
 Herauf, herab und quer und krumm,
 Meine Schüler an der Nase herum-“ (354-363)

Im Eingangsmonolog stellt sich Heinrich Faust persönlich vor und vermittelt bereits an dieser Stelle ein Bild des universitären Gefüges im 15. und 16. Jahrhundert. Seit dem Mittelalter existierte die Aufteilung sämtlicher Wissensbereiche in vier Fakultäten, eine Ordnung, wie sie auch noch *Der Streit der Fakultäten* (1797) von Immanuel Kant zur Grundlage hatte und bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestand. Studierenden war es möglich, unter den Fächern Philosophie, Jurisprudenz, Theologie und Medizin zu wählen. Üblicherweise wurde zunächst die Artisten-Fakultät (von „artes“), d.h. die

Philosophie als propädeutisches Fach belegt, ehe man das Studium um eine weitere „obere“ Fakultät ergänzte. Dem IV. Dekanatsbuch der Artisten-Fakultät in Köln kann man entnehmen, dass Agrippa von Nettesheim am 29. Mai 1500 für das Baccalaureat zugelassen wurde und erst im Anschluss daran weitere Fakultäten in Köln und Paris belegte, ehe er vermutlich an der Universität von Pavia den medizinischen Doktorgrad erhielt.¹⁶⁶ Das Philosophiestudium wurde mit dem akademischen Grad eines Magisters abgeschlossen. Ein Gelehrter erhielt den Titel eines Professors, wenn er sich in einem der genannten Fachbereiche durch außergewöhnliche wissenschaftliche Erfolge hervorgetan hatte. Doch im Gegensatz zu heute war die Promotion keine Voraussetzung für eine universitäre Professur, wie es heute nur noch in wenigen Bereichen, z.B. der freischaffenden Kunst, möglich ist. Oder anders formuliert, ein lehrender Professor durfte nicht selbstverständlich den Titel eines Doktors tragen. Nur ein Gelehrter, der Herausragendes leistete, konnte sich eines Dokortitels rühmen. Mancher Dozent blieb zeitlebens „nur“ ein Professor. Nicht so Heinrich Faust.¹⁶⁷ Faust hat sein Studium mit viel Engagement absolviert und kann von sich behaupten, dass er alle vier Fakultäten erfolgreich durchlaufen hat. Es gibt keinen Wissensbereich in der damals gelehrten Welt, den er nicht studiert hat. Dementsprechend darf er sich Magister, Professor (Urfaust) und sogar Doktor nennen.

Auch Paracelsus absolvierte nach erster Unterweisung durch seinen Vater, den Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim (um 1460-1534), ein universitäres Medizinstudium. Obwohl aus dieser Zeit keine Immatrikulationsnachweise existieren, erwähnt Paracelsus in seinem Werk *Die Grosse Wundartzney* (1536) diverse Universitäten in Deutschland, Italien und Frankreich, an denen er „den grunt der arznei gesucht“ hat.¹⁶⁸ Einer eidesstattlichen Erklärung während eines Verhörs in Basel am 21. Mai 1527 zufolge schloss er sein Studium (1515) mit der Promotion zum Doktor der Medizin in Ferrara ab. Im Gegensatz zu Faust konnte Paracelsus dem Medizinstudium wenig abgewinnen und beschloss nach der Promotion sein Wissen zunächst an Universitäten im Ausland (Deutschland, Italien, Frankreich) zu erweitern, eine durchaus übliche Praxis. Ungewöhnlich war hingegen, dass Paracelsus auf seinen ausgedehnten Wanderschaften (England, Polen, Spanien, Portugal, Holland, Kroatien etc.), frei von Standesdünkel, auch bei medizinisch Begabten unterschiedlichsten Couleur in die „Lehre“ ging. Unter ihnen waren Bader und Barbieri, Hebammen, Quacksalber und Schwarzkünstler. Mit eigenen Worten beschreibt Paracelsus, dass er nicht nur an Universitäten „nach warhaftenkünsten der arznei nachgefragt habe, sondern auch bei den edlen und unedlen, bei den gescheiden und einfeltigen.“¹⁶⁹

Vor dem Hintergrund der umfassenden Bildung Fausts verwundert die pessimistische Note, die er seiner Vorstellung verleiht. Fausts Andeutungen über seine bisherige Lehrtätigkeit klingen befremdlich. Die Dynamik im Monolog nimmt weiter zu und verdeutlicht, wie ernst es dem Redner mit seiner geäußerten Selbstkritik ist.

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!

Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen,

¹⁶⁶ Kuper: 1994, S. 10

¹⁶⁷ Vgl. Tunz, in: Goethe: Werke HA, 1996, Bd. 3, S. 513

¹⁶⁸ Benzenhöfer: 1997, S. 31

¹⁶⁹ Paracelsus, in: Benzenhöfer: 1997, S. 34

Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel-
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,

Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund so länger leben!“
(364-376)

Im Verlauf der Szene entsteht das Bild eines Akademikers, der resigniert nach dem Sinn seines bisherigen Berufslebens fragt. Fausts akademische Position kann man für damalige Verhältnisse als angesehen bezeichnen, und mit seinen Titeln und Qualifikationen würde er auch heute noch Anerkennung finden. Sein erschütterndes Resümee wirft die Frage nach den Beweggründen für diese Aussage auf. Fausts Unmut scheint vielschichtige Ursachen zu haben. Trotz seines Wissens, seiner akademischen Grade und eines durchaus selbstbewussten und unerschrockenem Naturelles, das ihn auch nicht vor der Hölle zurückschrecken lässt, ist er kein glücklicher Mensch. Seine Resignation erinnert an die selbstkritische Haltung des mythologischen Arztes Chiron, der ebenfalls an seinen pädagogischen Erfolgen zweifelt. Darüber hinaus beklagt Faust, dass sich seine beachtlichen Fähigkeiten in keiner Weise ökonomisch niederschlagen.

Paracelsus' finanzielle Lage entsprach ebenfalls nicht seinen unermüdlichen Bemühungen. Agrippa war mit seinen alchemistischen Studien auf zahlungskräftige Gönner angewiesen und versuchte seinen Lebensunterhalt zu verbessern, indem er Unterricht erteilte und Horoskope erstellte.

Aber auch noch im 18. und 19. Jahrhundert musste ein herausragender Arzt wie Christoph Wilhelm Hufeland ein unglaubliches Arbeitspensum auf sich nehmen, um einen annähernd angemessenen Lebensstandard für sich und seine Familie bestreiten zu können.¹⁷⁰ Hufeland war unter den genannten Ärzten der Einzige, dem bereits zu Lebzeiten hohes Ansehen zu teil wurde. Paracelsus, Agrippa und Faustus führten eine Existenz zwischen Ruhm und Schmach, nicht selten am Rande des Scheiterhaufens.

Bei Heinrich Faust überlagern sich offensichtlich verschiedene Aspekte. Einerseits verkörpert er den einzelnen Menschen, der im Laufe seines Daseins natürlicherweise einen Punkt erreicht, an dem er kritisch nach dem Sinn seiner Existenz fragt. Er durchläuft eine Lebensphase, in der bisher vernachlässigte Anteile seiner Lebensplanung sich zunehmend einen Weg nach außen bahnen. Andererseits ist die Übergangszeit zwischen dem ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit besonders charakteristisch für diese Sinnfrage. Die alte Ordnung mit Gott als Zentrum allen Seins ist aufgebrochen, eine neue Sicherheit, wie sie die Wissenschaft nach Descartes bieten wird, noch nicht gefunden. Im Umgang mit diesen existenziellen Themen des Lebens war und ist der Einzelne aufgefordert, individuelle Lösungsversuche anzustellen. Doch im Gegensatz zu Paracelsus,

¹⁷⁰ Vgl. Pfeifer: 2000

der sich stets allein auf die Suche nach dem Grund aller Dinge begab, scheint Faust in diesem Moment außerstande, sich den quälenden Fragen zu stellen. Er sucht Hilfe von außen.

„Drum hab‘ ich mich der Magie ergeben,	Dass ich erkenne was die Welt
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund,	Im Innersten zusammenhält,
Nicht manch Geheimnis würde kund;	Schau‘ alle Wirkenskraft und Samen,
Dass ich nicht mehr, mit saurem Schweiß,	Und tu‘ nicht mehr in Worten kramen.“
Zu sagen brauche was ich nicht weiß;	(377-385)

In seiner Not ist Faust bereit, übersinnliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dabei handelt es sich nicht um die dunklen Wesen der Schwarzen Magie, sondern vor allem um Elementar- bzw. Naturgeister, die dem Menschen, so Paracelsus, durchaus zugänglich sind. Er selbst verstand die Magie nicht als „Dienerin“ für eigene Zwecke, sondern in einem übergeordneten und demütigen Sinn. Faust wie Paracelsus streben nach der Erkenntnis höherer Zusammenhänge. Faust sucht verzweifelt nach dem, was die Welt in ihrem Innersten zusammenhält, Paracelsus nach dem Grund der Dinge. Wo liegt der Unterschied? Faust wird angetrieben durch einen rein persönlichen Wissensdrang, Paracelsus hingegen wünscht als Arzt diese Erkenntnis zu erlangen, um sie in seine Tätigkeit, die Behandlung der Kranken, einfließen zu lassen.

Leidenschaftlich wendet sich Faust an den Mond: „Ach! könnt‘ ich doch auf Berges-Höh‘n In deinem lieben Lichte gehn, Um Bergeshöhle mit Geistern schweben, Auf Wiesen in deinem Dämmer weben, Von allem Wissensqualm entladen In deinem Tau gesund mich baden!“ (392-397) Dann besinnt er sich wieder auf seine augenblickliche Situation:

„Weh! Steck‘ ich in dem Kerker noch?	Den, bis an‘ s hohe Gewölb‘ hinauf,
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!	Ein angeraucht Papier umsteckt;
Wo selbst das liebe Himmelslicht	Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Trüb‘ durch gemalte Scheiben bricht!	Mit Instrumenten vollgepfropft,
Beschränkt von diesem Bücherhauf,	Urväter Hausrat drein gestopft–
Den Würme nagen, Staub bedeckt,	Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!“ (398-409)

Faust empfindet sein bisheriges Dasein, das überwiegend in seinem Studierzimmer stattgefunden hat, als Gefangenschaft. Jahrelang war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, die wissenschaftlichen Bücher und Instrumente, das Inventar der Vorfahren, in seinem unmittelbaren Arbeits- und Lebensumfeld zu dulden. Unbenutzt und mit Staub beladen schränkten all diese toten Dinge über Jahre hinweg das Leben ihres gegenwärtigen Besitzers zunehmend ein und drohen nun sein Gemüt vollends zu ersticken.

Hufeland, selbst ein gelehrter Arzt, wies auf die Gefahr einer allzu einseitigen geistigen Tätigkeit hin, da sie eine verzehrende Lebensconsumtion steigere. Im Kapitel *Übermäßige Anstrengung der Seelenkräfte* widmete er sich ausführlich der sogenannten „Gelehrtenkrankheit“, beschrieb deren Folgen auf die körperliche und seelische Gesundheit und riet zu prophylaktischen Maßnahmen: „ein schicklicher Wechsel der Gegenstände ist deshalb die erste Regel, um ohne Schaden der Gesundheit zu studiren [...]. Ich kenne große und tiefe Denker, Mathematiker und Philosophen, die in einem hohen Alter noch munter und vergnügt leben; aber ich weiß auch, daß dieselben von jeher sich diesen Wechsel zum Gesetz gemacht haben, und ihre Zeit immer zwischen jenen abstracten Arbeiten und zwischen der Lectüre angenehmer Dichter [...] theilten. Auch ist es selbst in diesem Betracht gut, wenn man immer das practische Leben mit dem speculativen verbindet.“¹⁷¹ Neben den Symptomen Niedergeschlagenheit und Schwermut, die als Folge einer unmäßigen Lebensführung auftreten konnten, definierte er den „Grundcharakter“ der Melancholie als „schwache Erregbarkeit mit langer Dauer der Wirkung.“ Hufeland beschreibt auch die prädestinierte Personengruppe: „In ersterer Hinsicht gehören hierher die *homines tenaces propositi*, die Menschen von tiefem Charakter, tiefem Gefühl, äußerlich wenig bewegt, aber desto tieferes und stärkeres inneres Leben, der Gegensatz von Leichtsinne, aber desto mehr Schwertsinn, der sehr leicht in Schwermuth ausartet, daher auch weniger empfänglich für Freude und Geselligkeit, dagegen die Stille, Einsamkeit und Selbstbetrachtung liebend.“¹⁷² Entsprechend seiner Definition leitete Hufeland die Therapie ab. Der Kranke „brauche körperliche Bewegung, stärkere äußere Reize, mehr Abwechslung, Gesellschaft und Zerstreung“. Darüber hinaus sollte er „alles, was die Seele nach außen ziehen kann, suchen und Stille, Einsamkeit, anhaltendes Nachdenken und Brüten über einzelne Gegenstände möglichst vermeiden [...]“.¹⁷³

Doch schon lange Zeit vor Hufeland sah Dürer in der Melancholie weit mehr als nur eine krankhafte Schwermut. Der Künstler, der sich selbst als melancholischen Menschen bezeichnete, verband mit dem Temperament große geistige und künstlerische Fähigkeiten. Panofsky vermutet deshalb, dass sich Dürer in seinem wohl am häufigsten interpretierten Werk, der »Melencolia I« von 1514, selbst dargestellt hat, und versteht den Meisterstich als „ein geistiges Selbstbildnis von Albrecht Dürer“.¹⁷⁴ Entsprechend deutlich tritt daraus seine Bestrebung hervor, geistiges Genie und Kunstfertigkeit in der allegorischen Darstellung miteinander zu verbinden - der kunstsinnige Gelehrte oder der gelehrte Künstler. Die Figur in schwermütiger Haltung trägt einen Blätterkranz, der das schützende Heilmittel gegen eine melancholische Prädisposition symbolisiert. Neben einem Stundenglas, dessen Sand bereits zur Hälfte verronnen ist, wird sie von wissenschaftlichen Geräten umgeben. Dürer lässt so

¹⁷¹ Hufeland: 1805, Teil II, S. 22

¹⁷² Hufeland: 1826, S. 491

¹⁷³ ebda.: S. 492

¹⁷⁴ Panofsky, in: Eberlein: 2006, S. 120; vgl. Klibansky, Raymond, Panofsky et al., 1990

Fausts berufliche Welt ist auch gleichzeitig seine einzige. Im Angesicht des Totenschädels monologisiert er düster:

„Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang‘ in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,

Da Gott die Menschen schuf hinein,
Um gibt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp‘ und Totenbein.
Flieh! Auf! Hinaus in‘s weite Land!“
(410-418)



Abb. 6 Dürer: Alchemistischer Arzt (1495)

Mit einem klaren Blick, so als hätte er eine Augenbinde abgelegt, kann Faust seine Gefangenschaft erkennen. Er projiziert diese beklemmende Lebenssituation auf sein unmittelbares Umfeld und wünscht zu fliehen – nicht nur aus seinem Studierzimmer, wie sich später zeigen wird.

Doch noch ehe Faust darlegt, welche Schlüsse er aus seiner neu gewonnenen Erkenntnis zieht, wendet er sich dem Buch des Nostradamus zu. Beim Aufblättern fällt sein Blick auf das Zeichen des Makrokosmos. Plötzlich glaubt Faust die verborgenen Kräfte der Natur zu erkennen und kann so „das innere Toben stillen.“ (435) Seine düstere Stimmung schlägt um und ergießt sich in einer Welle der

Euphorie und Größe: „Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!“ (439). Die Worte des Weisen: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!“ (443-444) nimmt er als Bestätigung seiner Einsicht, dass der einseitige, vom Verstand geführte Blick die Suche nach der Erkenntnis höherer Welten- „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt!“ (447-448) - hoffnungslos macht. Ein Beispiel für diesen Gedanken Goethes stellt die Urpflanze dar, welche weder in der realen Welt existiert, noch durch sinnliche Wahrnehmung erfasst werden kann.

Berührt an Herz und Seele bekundet Faust überschwänglich seine Dankbarkeit. Er fühlt sich dem geistigen Erkennen und damit dem Ende seines Leidens nahe. Doch schon kurze Zeit später wechselt die Stimmung erneut und wird von der Enttäuschung, dass alles nur ein „Schauspiel“ war, getilgt. Faust fragt ratlos: „Wo fass‘ ich dich, unendliche Natur?“ (455)

Die innere Bedrängnis des Suchenden kannte auch Paracelsus, der dazu bemerkte: „Unruhe ist besser als Ruhe.“¹⁷⁷ Damit ist jedoch nicht die Unruhe der heutigen Zeit, des reinen Aktionismus gemeint. Paracelsus erkannte vielmehr die innere Unruhe als natürliche Demut eines Geistes, der sich den Offenbarungsgeheimnissen gegenüberstellt. Faust hingegen empfindet „das innre Toben“ als zermürbende Belastung, kann aber seinen Willen auch nicht zurückstellen. Das von Paracelsus geforderte Warten und Bereithalten für das „Licht der Natur“ ist ihm unerträglich. Er will handeln, will die Natur eigenhändig erfassen. Paracelsus Naturverständnis unterscheidet sich an diesem Punkt entscheidend von Fausts Vorstellungen. Für Paracelsus erfüllt sich durch die Selbsterkenntnis des Menschen der göttliche Schöpfungsplan.¹⁷⁸ Faust hingegen versteht sich nicht als Teil eines Ganzen, sondern sieht „[d]ie wirkende Natur vor [seiner] Seele liegen“. (441) Er blickt als Mensch auf sie herab und fragt sich, ob er nicht sogar selbst ein Gott ist. Als Faust das Zeichen des Erdgeistes erblickt, will er diesen mit aller Gewalt beschwören. Durch dessen Erscheinen wird die Natur in ihrer Lebendigkeit, mit Jugend und Alter, dargestellt. So bringt sie in der Reife nicht dasselbe zum Vorschein wie in der Frühzeit. Entsprechend verändert sich auch ihre Offenbarung. Sie ist der göttlichen Fügung unterstellt. Analog dazu steht der Mensch, als Teil der Natur ist auch er am Ende dem Tod geweiht.¹⁷⁹ Paracelsus wie Goethe vermitteln in ihren Schriften ein leidenschaftliches Gefühl der Naturbetrachtung. Ihre geistig-religiöse Annäherung an die Natur mit all ihren Erscheinungsformen des Entstehens, Reifens und Vergehens ist demütig und frei von eitler Selbstgefälligkeit.

Faust, dem ruhelosen Stürmer, bleibt die Sinnhaftigkeit der Worte verborgen, der erhoffte Erkenntnisdurchbruch stellt sich trotz der gewaltigen Begegnung mit dem Erdgeist nicht ein. Zunächst scheint sich Kants These zu bewahrheiten, dass der Mensch nur bis zu einem gewissen Grad Erkenntnisfähigkeit besitzt. Faust ist über diese Einsicht am Boden zerstört. Aus dieser Enttäuschung erlöst ihn sein Famulus Wagner, der ihn wieder in sein enges akademisches Leben - in seine Realität zurückholt. Im folgenden Dialog erscheint Faust als beeindruckend souveräner Dozent, der

¹⁷⁷ Braun: 1988, S. 111

¹⁷⁸ ebda.: S. 106

¹⁷⁹ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1928, I. Abt., Bd. 11, S. 135

unverblümt die Schattenseite der akademischen Praxis kritisiert. Nichts deutet auf seinen vorausgegangenen Zusammenbruch hin.

„Wenn ihr’s nicht fühlt, ihr werdet’s nicht erjagen, Und blas’t die kümmerlichen Flammen
Wenn es nicht aus der Seele dringt, Aus eurem Aschenhäufchen’ raus!
Und mit urkräftigem Behagen Bewund’rung von Kindern und Affen,
Die Herzen aller Hörer zwingt. Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen, Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus, Wenn es euch nicht von Herzen geht.“(534-545)

Wie Paracelsus lehnte auch Goethe das unreflektierte Anhäufen von Bücherwissen ab. Stattdessen forderte er seine Leserschaft auf, im aufgeklärten Sinne Kants den eigenen Verstand zu gebrauchen und den Dialog mit seinen Werken zu suchen. Diese Einstellung Goethes kommt durch Heinrich Faust immer wieder zum Ausdruck, so auch als dieser gegenüber Wagner kontert, dass derjenige, der sich immer nur am Gedankengut anderer bereichert, ein entsprechendes Publikum zur Hörerschaft haben wird. Faust versucht seinem Famulus zu vermitteln, worum es ihm als Dozenten in erster Linie geht. Neben der notwendigen Durchdringung des Gegenstandes zeigt sich für ihn die wahre Lehrkompetenz in der liebenden Hinwendung des Redners zum Zuhörenden. Nur auf diese Weise, nicht durch die Kunst der Rhetorik, der Überredungskunst, kann Wissen von „Herz zu Herzen“ übermittelt werden, denn „was zum Herzen spricht, vergisst man nicht“.¹⁸⁰ Die Lehre wird dadurch von einem ehrbaren Beruf zur wahren Berufung. Ein zeitgenössisches Beispiel mag für Goethe Hufeland gewesen sein, dessen Vorlesungen bei seiner Hörerschaft großen Anklang fanden. Die medizinische Fakultät der Universität Göttingen konnte durch seine Veranstaltungen einen beachtlichen Zuwachs an Studenten verzeichnen. Hufeland selbst sah in der Lehre stets eine Herzensangelegenheit, der er trotz eines überwältigenden täglichen Arbeitspensums seine höchste Aufmerksamkeit schenkte.¹⁸¹

Faust verdeutlicht, wie sinnlos das Streben nach konserviertem Wissen und äußerlicher Anerkennung ist und wendet sich mit einer rhetorischen Frage an Wagner: „Das Pergament, ist das der heil’ge Bronnen, Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?“ und beantwortet die Frage selbst: „Erquickung hast du nicht gewonnen, Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt“ (566-569). Doch die Gesprächspartner befinden sich auf unterschiedlichen Erfahrungsebenen. Der eine wünscht, was der andere bereits erreicht hat, nun aber kritisch verwirft - eine akademische Karriere. Im weiteren Diskurs lässt sich Faust durch die naive Haltung Wagners zu einem bitteren Resümee hinreißen.

„Ja was man so erkennen heißt! Die töricht g’nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Die wenigen, die was davon erkannt, Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“ (588-593)

¹⁸⁰ Vgl. von Negelein: 2011

¹⁸¹ Vgl. Pfeifer: 2000, S. 89

Gelehrte, die öffentlich ihre wissenschaftlichen Ansichten äußerten, gerieten schnell zwischen die Fronten Kirche und Staat. Agrippa erhielt als Rückantwort auf die Textvorlage zu seinem Werk *Occulta Philosophia* (1510) von seinem Lehrer Trithemius neben großem Lob, auch den weisen Rat: „Sag allgemeine Dinge zu der Allgemeinheit, aber weise Dinge zu den Weisen. Gib dem Ochsen Heu, aber dem Papagei Zucker. Bedenke, es sind schon andere vor dir von den Ochsen zertrampelt worden.“ Der Arzt Michael Servetus (1511-1553) bezahlte die Verbreitung seiner Erkenntnisse mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen.¹⁸²

Umsichtiger verhielt sich dagegen Galileo Galilei (1564-1642), der die Meinung vertrat, dass es zwar notwendig sei, nach dem Vorbild des Sokrates (469-399 v. Chr.) für ein hohes moralisches Ziel zu sterben, nicht aber als Märtyrer der Wissenschaft - er widerrief seine These.¹⁸³ Am Ende eines langen erfahrungsreichen Lebens hegte Goethe die berechtigte Befürchtung, seine „lange verfolgten Bemühungen [...] würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben wie ein Wrack in Trümmern“.¹⁸⁴ In weiser Voraussicht verfügte er deshalb, dass Teil II der *Faust*-Dichtung erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollte.

Der wissbegierige Famulus aber nimmt den bitteren Ton in den Worten seines Lehrers nicht wahr. Er verabschiedet sich als fleißiger Student und brennt darauf, am anderen Tag weiteres Wissen anzuhäufen. Faust fühlt sich von Unverstand und Oberflächlichkeit umgeben und fragt sich: „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet, Der immerfort an schalem Zeuge klebt, Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt, Und froh ist wenn er Regenwürmer findet!“ (602-605)

In seiner momentanen Verfassung begegnet er dem Jüngeren mit wenig Nachsicht, empfindet aber auch Erleichterung darüber, dass Wagner ihn aus der Begegnung mit dem Geisterwesen gerettet hat. Zu unerträglich war die Erscheinung, zu schmerzlich die Zurückweisung. Dennoch hadert er weiterhin mit seinem Schicksal. Sein Traum der eigenen Größe ist zerplatzt, und im extremen Gegenzug bezeichnet er sich herabwürdigend als Wurm, „der den Staub durchwühlt“ (653), der durch „[d]es Wanderers Tritt vernichtet und [begraben]“ wird (655). Der Vergleich mit einem im Staub kriechenden Wurm, der keinerlei Einfluss auf den unbewussten oder bewussten Fußtritt des Wanderers nehmen kann - der ihm schließlich den Tod bringen wird - ist ein Bild der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins.

¹⁸² Doberer: 2003, S. 118

¹⁸³ Vgl. von Weizsäcker: 1992, S. 970

¹⁸⁴ Goethe an Wilhelm von Humboldt, 17.3.1832: Werke FA, 1993, II. Abt., Bd. 11, S. 549-550

„Ist es nicht Staub was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen? -
Was grinsest du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmerung
schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret.

Ihr Instrumente freilich, spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Tor, ihr solltet Schlüssel sein;
Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit
Schrauben.
Du alt Gerät das ich nicht gebraucht,
Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
Solangan diesem Pult die trübe Lampe
schmauchte.“ (656-679)

Wiederholt beschreibt Faust die Beklemmung, die er in seiner unmittelbaren Umgebung empfindet. Er sieht die wissenschaftlichen Geräte seines Vaters für sich als nutzlos an, da sie ihn nicht zur wahren Erkenntnis führen und auf seinem Lebensweg nicht wirklich voranbringen. Verächtlich spricht er von altem „Trödel“ und „Tand“, sieht sich in die „Mottenwelt“ gedrängt - in eine Welt, die ihn an Traditionen fesselt. In seinen Augen setzt er nur das Werk fort, an dem sich schon Generationen vor ihm erfolglos den Kopf zerbrochen haben. Wie einem Verratenen wird ihm klar, dass er viele Jahre seines Lebens einem falschen Ziel gefolgt ist. Den vermeintlichen Hilfsmitteln hat er blind vertraut, doch als er am „Tor“ der Erkenntnis angekommen war, blieben sie ihm ihren Dienst schuldig. Faust zieht Bilanz, und obwohl die Umbrüche durch Descartes noch nicht stattgefunden haben, besitzt er bereits zu diesem Zeitpunkt jene Einsicht, die noch in der Gegenwart ihresgleichen sucht - Faust erkennt, dass alle Technik dem Menschen nicht das wahre Geheimnis der Natur und somit des Lebens entschlüsseln kann.

Paracelsus ließ sich weder vom Bücherwissen noch durch andere äußere Einflüsse von seinem Weg - der Suche des Arztes nach höherer Erkenntnis - ablenken. Dabei lagen seinem medizinischen Verständnis völlig andere Prinzipien zugrunde, als sie dem heutigen Bewusstsein zugänglich sind.¹⁸⁵ Paracelsus glaubte, dass sich die Natur vor der sinnlichen Wahrnehmung wie durch einen Schleier verbirgt. So stellt ein Baum zwar einen sichtbaren Gegenstand dar, sein Wachstum und die Kraft, Blätter hervorzubringen, bleiben dem Auge des Betrachters jedoch verborgen. Um die Naturkräfte erkennen zu können, war deshalb eine andere Sehfähigkeit als die rein physiologische notwendig. Dieses Sehen, wie Paracelsus es verstand, war nicht aus Büchern zu erlernen oder durch intellektuelles Bestreben zu erlangen. Es waren völlig andere Fähigkeiten gefragt, als die wissenschaftliche Medizin des Humanismus und der Aufklärung forderte. Das „Licht der Natur“ zeigt sich auf eine andere Weise und nur demjenigen, der in der Lage ist, ohne Bilder zu sehen. Paracelsus nannte es die „Imagination“.

¹⁸⁵ Vgl. von Engelhardt: 1994

Hiermit ist keine bildhafte Vorstellung von absonderlichen Dingen gemeint, sondern die wahre Einbildungskraft, welche die Dinge von ihrem Grunde her hervorruft, erklärt, festlegt und begründet. Durch das Sichtbare das allzeit Unsichtbare in der Natur zu erkennen und als Wirklichkeit wahrzunehmen, diese Fähigkeit besaßen für Paracelsus die Philosophen.¹⁸⁶Aus diesem Grund war es seiner Ansicht nach unabdingbar, dass ein Arzt auch Philosoph sein müsse. Der Arzt ist so in der Lage, die geheime Dimension zu erkennen, welche die Natur durchpulst, sie wachsen und reifen lässt. Sie ist es, die dem Menschen als Teil der Natur Weisheit verleiht, dem Tier den Instinkt und der Pflanze die Tugend. Analog dem Wachstum des Baumes kann der Arzt das verborgene Wirken der Krankheit im Menschen sehen, kann die geeignete Heilpflanze, ihre „Tugenden“ erkennen und somit den Gesundungsprozess einleiten. Ohne diese Fähigkeit, durch den Schleier hindurchzusehen, blieben die Wahl der Heilmittel und ihre Anwendung rein spekulativ, denn nicht glauben, sondern wissen war Paracelsus' resultierende Devise.

Doch mit der Zeit stellten die Menschen Unternehmungen an, die verborgenen Geheimnisse der Natur auf rationelle Weise zu lüften, ihr den Schleier gewaltsam zu entreißen. Francis Bacon (1561-1626) verglich die Bestrebungen der rationalen Denker mit Spinnen, die ihr Netz aus einem Stoff bilden, dessen Herstellung ausschließlich in ihrem Inneren stattfindet. Obgleich es sich bei den Spinnweben um imposante Gebilde handelt, sind sie von ihrem Charakter her subjektive Deutungen, die den Bezug zur äußeren Wirklichkeit entbehren. Die empirischen Denker verglich er wiederum mit Ameisen, die gedankenlos Wissensdaten sammeln, ohne jedoch über einen weiteren Verwendungszweck nachzudenken. Seine Werke *Der Fortgang der Wissenschaften* (1605) und *Novum Organum* (1620) widmen sich dem einzigen für Bacon möglichen Weg zum Fortschritt - der wissenschaftlichen Methode.

Anders die Situation bei Faust. Ihm ist es nicht gelungen, sein berufliches Erbe für sich zu beleben. Nach Jahren unermüdlicher Tätigkeit ist er nun an der Schwelle seiner persönlichen Existenz angelangt. Diese Grenzerfahrung ist gekennzeichnet durch Einsamkeit, Schwermut, Sinnentleerung des Lebens und Hoffnungslosigkeit. Hilfe von außen kann er nicht erwarten. Ein Seelenzustand, wie ihn Faust augenblicklich erlebt, ist einer der dramatischsten überhaupt. Für ihn ist es die Stunde der Wahrheit - die Konfrontation mit sich selbst, er ist allein auf sich zurückgeworfen.

Viele Male hat Goethe diese Erfahrung in seinem eigenen Leben gemacht. Doch im Gegensatz zu seinem Protagonisten gelang es ihm immer wieder, die seelischen Anfechtungen in schöpferische Kraft zu transformieren.¹⁸⁷Vom Beginn der Handlung an erlebt man die Tragödie des Gelehrten Faust, der starken Stimmungsschwankungen ausgesetzt ist. In Bezug auf seine wissenschaftliche Tätigkeit zeigt er sich erregt, angesichts seines bisherigen Lebens und den auferlegten Erkenntnisgrenzen zutiefst betrübt. Nie ist er gleichmütig, seine Argumente sind stets von Leidenschaftlichkeit getragen. Haltlos sucht er nach einem Weg, den inneren Sturm zur Ruhe zu bringen, und erkennt die Gunst des Augenblicks:

¹⁸⁶ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1924, I. Abt., Bd. 8, S. 71

¹⁸⁷ Vgl. Bronisch: 2002; vgl. Durkheim: 2006

„Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?	Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte,
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?	Erweise deinem Meister deine Gunst!
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,	Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?	Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Ich grüße dich, du einzige Phiole!	Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach.
Die ich mit Andacht nun herunterhole,	In 's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.	Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
Du Innbegriff der holden Schlummersäfte,	Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“ (686-701)

Ein Mensch, der vollkommen von seiner eigentlichen Aufgabe abweicht, wird sündig gegen den Heiligen Geist, da er die Augen vor den Geheimnissen der Erde verschließt.¹⁸⁸ Dabei könnte jedem Menschen die Güte des Lichtes zuteil werden, so Paracelsus. Verwehrt er sich, wird er gleich dem verzweifelt Suchenden in einem Labyrinth umherirren. Vorankommen oder weiteres Umherirren wäre reiner Zufall, der Irrende wäre nicht in der Lage, selbst den Ausgang zu erkennen, sollte er auch noch so nah sein. Nur derjenige, der es vermag, sich über den Irrgarten zu erheben und aus dieser Perspektive auf die Gefangenen herabblicken kann, erkennt ihr hoffnungsloses Suchen. Der Suchende im Labyrinth ist Sinnbild für den in Äußerlichkeiten gefangenen Menschen. Wer sich allein auf die Vernunft verlässt, ist ein Gefangener seiner selbst.

Diese Ansicht stand im direkten Gegensatz zur aufgeklärten Meinung um 1800. Doch Jahrhunderte nach Paracelsus zeigen sich gerade in der Humanmedizin von heute, dass eine zu einseitig wissenschaftliche und vernunftbetonte Orientierung als durchaus kritisch zu betrachtende Auswirkung der Aufklärung angesehen werden kann. Frei sein bedeutet für den Arzt Paracelsus, ohne Ungeduld und Ablenkung dem Willen der Natur zu entsprechen, auf ihre Stimme zu hören und sich bereitzuhalten. Fühlt sich ein Mensch jedoch auf diese Weise gefangen, wie Paracelsus es bildhaft beschreibt und Faust als Betroffener eindrücklich schildert, ist der Blick in die Zukunft nicht nur hoffnungslos, sondern gar unmöglich. Der Suizid ist deshalb nicht als der „freie[n] Tod“ – Freitod - im Sinne Friedrich Nietzsches (1844-1900)¹⁸⁹, sondern als scheinbar einziger Ausweg zu verstehen.¹⁹⁰

Der eigenhändig herbeigeführte Tod eines Menschen ruft bei den Hinterbliebenen neben Trauer auch Gefühle der Betroffenheit, Hilflosigkeit und nicht selten der Wut hervor. Gerade im 21. Jahrhundert, in einer Zeit, wo die moderne Medizin vieles als machbar propagiert, Geburt und Tod überwiegend in Anwesenheit eines Arztes stattfinden, sprengt der Suizid den augenscheinlich sicheren medizinischen Rahmen. Ein Mensch hat sich der Medizin und damit der Begleitung und Therapie durch einen Arzt entzogen.

Ein besonderer Fall tritt ein, wenn dieser Mensch selbst Arzt ist, zu dessen Aufgaben in erster Linie zählt, das Leben von seinen Grundsätzen her zu bejahen. Carus, „der selbst von melancholischen und

¹⁸⁸ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1929, I. Abt., Bd. 12, S. 319

¹⁸⁹ Vgl. Nietzsche: 2010, S. 430

¹⁹⁰ Vgl. Bähr: 2005; Baumann: 2001

depressiven Stimmungen bis hin zu Selbstmordgedanken mehrfach befallen war¹⁹¹, wusste, wie belastend die Verantwortung des Arztes wiegen kann: „Schwer an sich ist die Kunst des Lebens, weit schwerer aber ist noch die Lebenskunst des Arztes, welcher, außer dem eigenen, auch noch das Leben so vieler andern zu wahren und zu führen berufen ist.“¹⁹² Die Aufgabe des Arztes besteht deshalb idealerweise darin, den anvertrauten Menschen bei der Erhaltung und Wiedererlangung seiner Gesundheit zu unterstützen, oder in medizinisch ausweglosen Situationen derjenige zu sein, der den Kranken auf seinem Weg begleitet, selbst dann, wenn dessen Nahestehende sich abwenden, da sie das Leid nicht mehr ertragen können.

Das Thema des ahnungslosen Menschen, der scheinbar aus dem Nichts, von oben herab, mit Leiden überhäuft wird, oder ohne sein Wissen durch Gott einer Prüfung unterzogen wird, ist mit den Fragen nach dem Zusammenhang von Glauben und Leiden in seiner Art zeitlos. Bereits in antiken Quellen gibt es vergleichbare Erzählungen, die sich mit dem Sinn des Lebens angesichts des menschlichen Leidens auseinandersetzen. In der alten ägyptischen Schrift *Ein Disput über den Selbstmord* kommt es zum Zwiegespräch zwischen einem völlig verzweifelten Mann, der seinem Leben keinerlei Sinn mehr abgewinnen kann, und dessen Seele.¹⁹³

Für Hiob wird durch sein körperliches Leiden die Versuchung einer Abkehr von Gott und die damit verbundene Kapitulation überwältigend groß. Doch trotz aller Klagen und Anklagen, die Hiob gegen Gott richtet, widersteht er, und obwohl er in seiner Not den erlösenden Gnadentod herbeisehnt, bleibt er stets mit Gott verbunden und hat in keinem Augenblick seines Leidens die Möglichkeit des Selbstmordes in Erwägung gezogen. In Goethes Tragödie wird der Protagonist ebenfalls zum „Spielball“ der Schöpfung. Entsprechend dem Abkommen im Himmel trifft das Schicksal den nichts Ahnenden von „oben herab“, sinnbildlich für eine gravierende Krise im Lebenslauf, die den Menschen völlig überraschend zu ereilen scheint und die bisher das Leben tragenden Säulen zum Einstürzen bringt. Die Szene ist geprägt von Fausts Einsamkeit und seelischer Anspannung. In dieser Situation liegt der Wendepunkt für jedes weitere Geschehen im Werk, bildet überhaupt erst die Voraussetzung für das spätere Erscheinen des Teufels. In dieser verhängnisvollen Lage wird der Arzt Faust selbst bedürftig, bräuchte nach heutigem Wissen die Hilfe eines kompetenten Kollegen. Doch auf diese Hilfe war im 16. Jahrhundert nicht zu hoffen. Hier stellt sich die Frage, ob Faust, als im 21. Jahrhundert lebender Mensch, tatsächlich professionelle Unterstützung in Anspruch genommen hätte. Dagegen spricht, dass sich auch heute viele Ärzte aus Angst vor Prestigeverlust und Versagensgefühlen nicht zu diesem notwendigen Schritt entschließen können.¹⁹⁴ Dabei ignorieren bzw. überschreiten Mediziner ihre physischen wie psychischen Grenzen, und für eine nicht unerhebliche Anzahl kommt jede Hilfe zu spät.¹⁹⁵ Die oben genannten Quellen weisen nach, dass durchaus auch erfolgreiche medizinisch

¹⁹¹ Vgl. Carus, in: von Engelhardt: 2008, S. 12

¹⁹² ebda.: S. 10

¹⁹³ Vgl. O'Donnell: 1987, S. 94

¹⁹⁴ Vgl. Meyer, in: Dt. Ärzteblatt, Jg. 106, 2009, C 242-243; vgl. Gieske, in: Dt. Ärzteblatt, Jg. 106, 2009, C 1390

¹⁹⁵ Vgl. Rabbata, in: Dt. Ärzteblatt, Jg. 106, 2009, C 363

Tätige, darunter Professoren und Klinikleiter, zu den Opfern gehören.¹⁹⁶ Von menschlichen Tragödien dieser Art berichtet auch die Medizingeschichte; sie verdeutlichen noch einmal die Zeitlosigkeit dieses Problems. So schied der erste deutsche Ordinarius für Hygiene, der verdiente Max Josef von Pettenkofer (1818-1901), in München durch Suizid aus dem Leben.

Faust verkörpert den Menschen an der Zeitenwende vor Descartes, der mit seiner mechanisch-technischen Sicht auf den Menschen die Medizin in ihren Grundfesten erschüttern sollte. Bis heute ist das menschliche Verständnis von Krankheit und Schmerz durch diese Vorstellung geprägt. Krankheit wird als technischer Defekt verstanden, dessen Therapie und Heilung im Wesentlichen einer Reparatur entspricht.¹⁹⁷ Francis Bacon und Tommaso Campanella (1568-1639) beschrieben „die grenzenlosen Hoffnungen und Erwartungen der neuzeitlichen Menschen an die Medizin.“¹⁹⁸ Der Dualismus prägte ein völlig neues Körperbild, wodurch der Suizid „in platonisch-stoischem Geist wieder gerechtfertigt werden [konnte].“¹⁹⁹ Eine Entwicklung, die weder für die Ärzte der Antike (mit Ausnahme der Stoiker) noch für die gläubigen Menschen des Mittelalters überhaupt denkbar gewesen wäre.²⁰⁰ Doch obgleich die Säkularisierung in der Neuzeit immer weiter voranschritt, besaß die Kirche weiterhin einen großen Einfluss auf das Leben der Menschen. Noch immer sah man in Gott den alleinigen Herrscher über Leben und Tod. Ein Mensch, der gegen dieses göttliche Vorrecht verstieß, „der sein selbst mörder“ - zum Selbstmörder (von Neulateinisch „suicidium“) wurde, wie Martin Luther 1527 erstmals annahmte, wurde allein durch diese Begrifflichkeit mit dem schwerwiegendsten Vergehen im theologischen Sinn von Sünde sowie dem juristischen Strafdelikt in Verbindung gebracht.²⁰¹

Wer diesen letzten Schritt tat, wusste, dass er sich damit nicht nur aus der Gemeinschaft der Lebenden ausschloss, sondern auch ein Leben nach dem Tod für immer verwirkt hatte. Wie schwer mag der Leidensdruck selbst für einen unerschrockenen Menschen wie Faust gewogen haben, wenn er dies auf sich nahm? Doch die Ausweglosigkeit eines Betroffenen kann Formen annehmen, die es ihm in dieser Situation unmöglich machen, an eine Änderung des Zustandes oder gar an eine Heilung zu glauben.²⁰² Fausts Versuch, aus dem Leben zu scheiden, findet, wie es in diesem Zusammenhang häufig der Fall ist, impulsiv statt. Eine Vorplanung hatte es allem Anschein nach nicht gegeben. In diesem Moment überschneiden sich Gefühlslage und Gelegenheit. Schnell und möglichst schmerzlos soll ein Gift wirken. Aus diesem Grund wurde seit dem Altertum bei der Wahl des Mittels zur Selbsttötung grundsätzlich auf Bewährtes zurückgegriffen. Allerdings muss man bei Menschen mit entsprechenden beruflichen Kenntnissen auf Unübliches gefasst sein.²⁰³ Auch Faust scheint in seiner Phiole eine todbringende Besonderheit zu besitzen. Die nahe Erlösung aus der empfundenen Ausweglosigkeit lässt ihn Fantasien heraufbeschwören, die sich bis zur Euphorie steigern.

¹⁹⁶ Vgl. Nager: 1994, S. 246

¹⁹⁷ von Engelhardt: 1999, S. 50

¹⁹⁸ ebda.: S. 50

¹⁹⁹ ebda.: S. 50

²⁰⁰ Vgl. Bryan: 2007, S. 46-47

²⁰¹ Luther 1527, in: Lomler, Lucius, Rust: 1830, S. 375; vgl. Schlemm; Buntrock: 2005, S. 69

²⁰² Vgl. Signori: 1994

²⁰³ Vgl. Schwerdt: S. 167; vgl. Lewin: 1920; vgl. Fischer-Homberger: 1983, S. 353-401; Lüllmann; Mohr: 1999, S. 495-496

„Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
 An mich heran! Ich fühle mich bereit
 Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
 Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.
 Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
 Du, erst noch Wurm, und die verdienst du?
 Ja, kehre nur der holden Erdersonne
 Entschlossen deinen Rücken zu!
 Vermesse dich die Pforten aufzureißen,
 Vor denen jeder gern vorüber schleicht!

Hier ist es Zeit durch Taten zu beweisen,
 Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
 Vor jener dunklen Höhle nicht zu beben,
 In der sich Phantasie zu eigener Qual verdammt,
 Nach jenem Durchgang hinzustreben,
 Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
 Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
 Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen.“
 (702- 719)

Noch zu Goethes Lebzeiten war der Selbstmord, rechtlich gesehen, eine Straftat. Unter den Gelehrten gingen jedoch die Meinungen auseinander. Während Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) das Recht des Menschen, sein Leben selbst zu beenden, abstritt, zeigen sich bei Kant platonisch-stoische Einflüsse. Schopenhauer hingegen vertrat in seinem Essay *Über den Selbstmord* (1826) die eindeutige Sichtweise, dass „doch offenbar Jeder auf Nichts in der Welt ein so unbestrittenes Recht hat, wie auf seine eigene Person und Leben.“²⁰⁴ Goethe selbst war auf literarische Weise an einem veränderten, idealisierten Bild des Suizids nicht unbeteiligt. Seine eigene Todessehnsucht, die er in *Dichtung und Wahrheit* schildert, schrieb er sich mit *Werther* von der Seele. Goethe überlebte, für ihn starb seine Romanfigur. Dieses berührende Werk löste unter der Jugend Deutschlands, die zu diesem Zeitpunkt bereits von einem kollektiven Gefühl des Weltschmerzes ergriffen war, eine Welle der Melancholie aus. Der 25 Jährige verstand es, die Gefühle einer ganzen Generation derartig brillant in Sprache umzusetzen, dass es eine Reihe junger Menschen gab, die sich nach dem Vorbild Werthers das Leben nahmen.

Werther tat den letzten Schritt, Faust hingegen philosophiert mit dem todbringenden Trunk in der Hand über längst vergangene, durchaus frohe Feierstunden im Haus des Vaters. Als Sokrates beeindruckend und beinahe übermenschlich souverän den Schierlingsbecher an die Lippen setzte, bestand kein Zweifel daran, dass er dessen Inhalt auch trinken würde.²⁰⁵ Bei Fausts bleibt es fraglich, ob er das Gift in der Schale zu sich nehmen wird. Als er die Glocken und die Chorgesänge der Osternacht hört, fühlt er sich noch tiefer in seine Jugendzeit zurückversetzt. Goethe lässt Faust in dem Moment die österlichen Glocken hören, in dem er von seinem seelischen Leid überwältigt zu werden droht. Verschiedene Autoren und Kommentatoren haben angemerkt, dass es nicht Fausts Gläubigkeit war, die ihn von der letzten Konsequenz abgehalten hat, sondern allein seine sentimental Empfindungen.²⁰⁶ An dieser Stelle ist ein nochmaliger Verweis auf das Buch Hiob angebracht, da sich daraus mögliche Parallelen zu Goethes Verständnis von Krankheit, Leiden und Tod

²⁰⁴ Vgl. Schopenhauer: 1988, Bd. 6, S. 325

²⁰⁵ Vgl. Platon: 2007

²⁰⁶ Vgl. Trunz, in: Goethe: Werke HA, 1996, Bd. 3; vgl. Nager: 1994

erschließen. Zudem spielt der Bibeltext in der Erlösungsszene eine entscheidende Rolle.²⁰⁷ Was auch immer Faust abhielt, durch seine eigene Hand zu sterben, die Wirkung war wie die des Tropfens, der das Fass zum Überlaufen bringt. Seine seelische Starre löst sich und die Sehnsucht nach den Jugendjahren, die noch frei von quälender Schwermut waren, überwältigt ihn, sodass er erleichtert und zutiefst bewegt seiner Rührung nachgeben kann.

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen	Der Frühlingsfeier freies Glück;
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,	Erinnerung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Und unter tausend heißen Tränen	Vom letzten, ernstesten Schritt zurück.
Fühlt‘ ich mir eine Welt entstehn.	O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,	Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!“ (775-784)

Vor dem Tor

Nach der dramatischen Nacht begibt sich Faust zusammen mit Wagner vor die Tore der Stadt. Wie zahlreichen anderen Menschen ist es auch ihm an diesem sonnigen Ostermorgen möglich, die belebende Kraft dieses Spazierganges zu empfinden. Fausts Beschreibung vom scheidenden Winter und dem einziehenden Frühling lässt eine gehobene Seelenstimmung erkennen. Der von Witterungseinflüssen unbehelligte Wagner genießt es zwar, sich im gesellschaftlichen Licht seines Lehrers zu sonnen, kann aber diesem allzu menschlichen Treiben nichts abgewinnen. Als ein alter Bauer Faust unter den Menschen erblickt, ist er hoch erfreut und erweist dem „Herr[n] Doktor“ (981) sogleich seine Ehrerbietung. Mit den besten Wünschen für Fausts Gesundheit reicht ihm der Mann einen Krug mit erfrischendem Getränk, den der Geehrte dankend annimmt. Von einer Menschenmenge umringt muss er weitere Lobesworte des alten Mannes über sich ergehen lassen:

„Fürwahr, es ist sehr wohl getan,	Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Daß ihr am frohen Tag erscheint;	Auch damals ihr, ein junger Mann,
Habt Ihr es vormals doch mit uns	Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
An bösen Tagen gut gemeint!	Gar manche Leiche trug man fort,
Gar mancher steht lebendig hier,	Ihr aber kamt gesund heraus.
Den euer Vater noch zuletzt	Bestandet manche harte Proben;
Der heißen Fieberwut entriß,	Dem Helfer half der Helfer droben.“ (993-1006)

Auch das Volk stimmt in die Rede des Bauern mit ein: „Gesundheit dem bewährten Mann, Daß er noch lange helfen kann!“ (1007-1008). Doch Faust wehrt bescheiden ab: „Vor jenem droben steht gebückt, Der helfen lehrt und Hülfe schickt“ (1009-1010).

²⁰⁷ Goethe zu Eckermann, 18.1.1825: Werke FA, 1999, II. Abt., Bd. 12, S. 140

Für die vorliegende Dissertation ist diese kurze Passage von zentraler Bedeutung, da sie die einzige Aussage ist, die Faust in seiner Tätigkeit als Arzt beschreibt und den Grund für sein Ansehen bei der Bevölkerung nennt. Obwohl sich Faust eingangs als Universalgelehrter vorgestellt hat, sehen ihn die Menschen der Umgebung seiner Heimatstadt vordergründig als Arzt. Man erinnert sich an die medizinische Hilfe von Fausts Vater und den couragierten Einsatz des Sohnes während einer schweren Epidemie.

Die Menschen Europas wurden seit dem frühen Mittelalter immer wieder von Pestepidemien heimgesucht. Als im Jahr 1347 die Seuche vermutlich durch Passagiere genuesischer Galeeren den Hafen von Messina erreichte, war sie auf ihrem Vormarsch in Richtung Deutschland nicht mehr aufzuhalten. Die Pest stellte in Europa den Höhepunkt allen Schreckens - ein „Menschheitstrauma“ dar.²⁰⁸ Bis zum 17. Jahrhundert trat sie periodisch und bis zu sechs Mal in hundert Jahren auf, dezimierte die Population Europas gravierender als jede andere Krankheit zuvor. So schildert Giovanni Boccaccio (1313-1375) in seinem *Decameron* (um 1349-1353) die Schrecken der Pestepidemie in Florenz: „Wie manche würdige Männer, wie viele schöne Frauen und blühende Jünglinge, die selbst ein Galen, ein Hippokrates und ein Äskulap für Bilder der Gesundheit erklärt haben würde, saßen mittags an der Tafel mit ihren Verwandten, Bekannten und Freunden und hielten das Abendmahl in einer andern Welt mit ihren Vorfahren.“²⁰⁹

Die Menschen glaubten, dass der Jüngste Tag gekommen sei, an dem sich die Hölle öffnete, um sie ihrer Sünden wegen zu verschlingen.²¹⁰ Der Schwarze Tod verschonte niemanden, wütete unter allen Ständen, wie die allegorische Darstellungen des „Danse macabre“ beispielsweise in der Lübecker Marienkirche veranschaulicht.²¹¹ Über Jahrhunderte hinweg hat das Thema in der Kunst und Literatur ihren Niederschlag gefunden, so auch in Goethes Ballade *Totentanz* von 1815.

Die Entdeckung Amerikas im Jahr 1492 durch Christoph Kolumbus führte darüber hinaus zu folgenschweren Veränderungen in Bezug auf Infektionskrankheiten und deren Ausbreitung. Durch die Europäer wurde eine ungeahnte Lawine an Seuchen entfesselt, die auf dem neu entdeckten Kontinent mit solcher Schwere wüteten, wie sie die Welt bis dahin noch nicht erlebt hatte. Im Gegenzug brachten die Konquistadoren bisher unbekannte Krankheiten, z.B. die Syphilis, aus der Neuen Welt mit nach Europa.

²⁰⁸ Vgl. Meier:2005, S. 237-265

²⁰⁹ Boccaccio: 2010, S. 23

²¹⁰ Vgl. Huizinga: 2006

²¹¹ Im Jahr 1463 schuf Bernt Notke (um 1430-1509) den nahezu lebensgrossen Totentanzfries für die Lübecker Marienkirche. Er zeigt, als ein mittelalterlich populärer Kunsttypus, die Vertreter aller Stände im Tanz mit dem Tod vereint.



Abb. 7 Notke: Der Arzt beim Totentanz (Lübeck 1463)

Der Bauer erwähnt als Leitsymptom der tödlichen Krankheitswelle, die Faust später selbst als Pest bezeichnen wird, „Fieber (-wut)“ (999). Boccaccio, dessen Schilderung der Pest auch heute noch medizinhistorische Relevanz besitzt, berichtet hingegen in seiner Novellensammlung, dass die Krankheit ohne Fieber auftrat. Möglicherweise handelt es sich hier um Formvariationen einer Erkrankung. Es sei jedoch angemerkt, dass der Begriff „Pest“, bzw. „Pestilenz“ grundsätzlich als Sammelbegriff für ansteckende Erkrankungen wie z.B. Masern, Fleckfieber, Pocken verwendet wurde. Die massiven Auswirkungen der Pockenepidemie hatte Goethe als Kind, wie er in *Dichtung und Wahrheit* berichtet, am eigenen Leibe erfahren müssen. Obwohl der britische Arzt Edward Jenner (1749-1823) die erste Pockenschutzimpfung mit Kuhpockenlymphe (Vakzination) bereits 1796 eingeführt hatte und damit die Impfung mit Menschenpocken (Variolation) ablöste, zögerten die deutschen Ärzte, die neue Methode anzuwenden. Goethe kam mit dem Leben und ohne schwerwiegende Entstellungen davon, doch beklagt er eine lebenslange Veränderung der Gesichtshaut.²¹² Ch. W. Hufeland war in seiner großen Praxis immer wieder mit den Schrecken der Pockenerkrankung konfrontiert, die durch die Heftigkeit der Epidemien zuweilen mit der Pest verwechselt wurde. Er setzte sich sein Arbeitsleben lang für die Bekämpfung der Pocken ein. Später ließ auch Goethe seinen Sohn August (1789-1830) von Hofrat Johann Christian Stark d. Ä. (1753-

²¹² Vgl. Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 43-44

1811) impfen. Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757-1828) folgte Goethes Beispiel und stimmte der Vakzination seiner Kinder nun ebenfalls zu.²¹³

Dem alten Bauern zufolge handelte Faust bewundernswert selbstlos, indem er nicht davor zurückschreckte, die Kranken in ihren Häusern aufzusuchen. Mit „Krankenhaus“ kann aber auch ein Leprosenhaus, Spital oder „lazaretto“ - ein Pestkrankenhaus - gemeint sein, wie sie sich damals bevorzugt außerhalb der Stadtmauern befanden.²¹⁴ Wenngleich den damaligen Ärzten profunde Kenntnisse über die Genese der Seuche fehlten, versuchten sie durch Isolierung der Betroffenen eine weitere Ausbreitung zu vermeiden. In Berlin war aus einem Gebäude am Rande der Stadt, das man 1710 in Erwartung einer großen Anzahl von Pestkranken zur Verfügung stellte, die heutige Charité entstanden.²¹⁵ Und auch der erste Bau des Münchner Klinikums Rechts der Isar wurde ursprünglich aufgrund der immer wieder kehrenden Choleraepidemien erbaut, denen das bis dahin zuständige Siechenhaus am nahegelegenen Gasteig in keiner Weise mehr Stand gehalten hätte.

Die Hilfe des jungen Faust war keine Selbstverständlichkeit, denn die Angst vor Ansteckung war auch unter der Ärzteschaft groß. Trotz verschiedener Vorsichtsmaßnahmen, die den Helfern Schutz gewähren sollten, suchten viele Mediziner, wie Samuel Pepys (1633-1703), ein hoher Beamter der englischen Flotte, beschrieb, ihr Heil in der Flucht. Als Begründung gaben sie an, ihre Patienten, die in Scharen die Stadt verließen, nicht im Stich lassen zu wollen.

Meist waren es die Wohlhabenden und Reichen, denen ein Ausweichen auf ihre Güter möglich war, wie im *Dekameron* eindrücklich geschildert wird. Aber auch unter der Landbevölkerung gab es so viele Tote, dass manche Gegenden vollkommen verlassen waren. Vater und Sohn Faust aber blieben, um die Notversorgung der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Couragierte Ärzte gab es auch in der Realität. Während die Pest im Jahr 1529 in Antwerpen wütete, versorgte Agrippa von Nettesheim die dortige Bevölkerung. Er blieb auch dann in der Stadt, als seine Frau an der Seuche verstarb. Lediglich die Kinder ließ er in Sicherheit bringen.

Wagner beneidet seinen Lehrer um dessen Ansehen. Doch das weitere Gespräch nimmt einen unerwarteten Verlauf. Faust offenbart sich gegenüber seinem Assistenten auf eine Weise, die einem Geständnis gleichkommt, und stellt damit nicht nur seine berufliche Qualifikation, sondern auch seinen ärztlichen Ethos infrage.

²¹³ Vgl. Pfeifer: 2000

²¹⁴ Porter: 2003, S. 127

²¹⁵ Pfeifer: 2000, S. 181

„Hier saß ich oft gedankenvoll allein
 Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
 An Hoffnung reich, im Glauben fest,
 Mit Tränen, Seufzen, Händeringen
 Dacht' ich das Ende jener Pest
 Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
 Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
 O könntest du in meinem Innern lesen,
 Wie wenig Vater und Sohn
 Solch eines Ruhmes wert gewesen!
 Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
 Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
 In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
 Mit grillenhafter Mühe sann.
 Der, in Gesellschaft von Adepten,
 Sich in die schwarze Küche schloß,

Und, nach unendlichen Rezepten,
 Das Widrige zusammengoß.
 Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
 Im lauen Bad, der Lilie vermählt
 Und beide dann, mit offenem Flammenfeuer,
 Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
 Erschien darauf mit bunten Farben
 Die junge Königin im Glas,
 Hier war die Arznei, die Patienten starben,
 Und niemand fragte: wer genas?
 So haben wir, mit höllischen Latwergen,
 In diesen Tälern, diesen Bergen,
 Weit schlimmer als die Pest getobt.
 Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
 Sie welkten hin, ich muß erleben,
 Dass man die frechen Mörder lobt.“ (1024-1055)

Faust schildert sich als Arzt, der trotz aller guten Absichten moralisch, menschlich und fachlich versagt hat. Er absolvierte ein Studium der Medizin „mit heißem Bemühn“ (356) und stellte sein heilkundiges Wissen bescheiden in den Dienst der ihm anvertrauten Menschen. Man begegnet in der Erzählung aber auch einem jungen Mann, der durch die Schrecken der Pestilenz und die ärztlichen Aufgaben, die für ihn aus der Situation erwachsen, an seine persönlichen Grenzen stößt. Betend sucht er Zuflucht in der Einsamkeit und erbittet in seiner Not die Rettung vor der Seuche, gleichzeitig aber auch aus seiner beruflichen Verantwortung. Faust sah sich zum Handeln verpflichtet, soviel wird aus seiner Schilderung deutlich, denn die medizinische Versorgung der Landbevölkerung war nicht nur zu Zeiten der Pest unzulänglich, sondern stellte auch noch zu Goethes Zeiten ein grundsätzliches Problem dar. Ein Arzt war im Umkreis von vielen Kilometern völlig auf sich gestellt. Eine Situation, die dem Einzelnen physische, wie psychische Höchstleistungen abverlangte. Mit einem höchst bedauerlichen wie bemerkenswerten Beispiel einer gesteigerten „Leibes- und Seelenconsumtion“ hebt Hufeland in der *Makrobiotik* aus den aufgezählten Berufsgruppen den praktischen Arzt hervor, der vor allem in den ersten zehn Jahren seiner Praxis durch die „Strapazen und [...] Krankheitsgifte“ prädestiniert ist, frühzeitig das Leben zu verlieren. Nach Überwindung dieser Zeit würde sich jedoch eine gewisse „Unempfindlichkeit“ einstellen und der Arzt „mehr Gleichmuth bey den täglichen herzbrechenden Jammerscenen [bekommen]“. Unter ausgewogener Tätigkeit von „Kopf und Fuß“, könne er jedoch durchaus auf ein langes Leben hoffen.²¹⁶

Die Konfrontation und Behandlung unheilbar Kranker, wie sie Faust erlebt hat, stellt für jeden Arzt eine besondere Belastungssituation dar. Obwohl Paracelsus darin geübt war, sich demütig wie geduldig für seine ärztliche Lebensaufgabe bereitzuhalten, traf ihn als tatkräftigen Menschen seine

²¹⁶ Hufeland: 1805, I. Teil, S. 128-129

Ohnmacht besonders hart. In diesem Fall bestand die Aufgabe des Arztes in der empathischen Begleitung des Kranken auf seinem leidvollen Weg. Die Bürde der Hilflosigkeit, die sich aus den medizinischen Gegebenheiten seiner Epoche ergab, lastete schwer auf den Schultern des jungen Faust, die er als Schuldzuweisung nach außen projiziert. Seiner Andeutung nach liegt die Ursache für diese Schuld vor allem in der Tätigkeit des Vaters begründet, den er als „dunklen Ehrenmann“ (1034) bezeichnet. Hier unterscheidet sich Fausts Verhältnis zum Vater grundsätzlich von anderen realen Vater-Sohn Beziehungen, die Goethe vermutlich als Vorbild gedient haben. Hufeland schätzte seinen Vater als kompetenten Ratgeber²¹⁷, und auch der selbstbewusste Paracelsus verneigt sich vor seinem Vater, dem „ehrbar[en], wolgelehrt[en], und berüembte[n] Wilhelm Bombast von Hohenheim, [...] Arzney Licenciat“, Stadtarzt von Villach, indem er ihn als seinen ersten Lehrer bezeichnet.²¹⁸

Zunächst stellt Faust den Vater als durchaus redlichen Menschen dar, der sich den Gedanken über die Natur und ihre höheren Zusammenhänge, über den „Grund aller Dinge“, wie Paracelsus es nennt, hingeeben hat. In der *Historia* von 1587 wird diese ketzerische Leidenschaft konkret benannt und Faustus als „Spekulierer“ bezeichnet.²¹⁹ Name und Beruf des Vaters werden an keiner Stelle erwähnt, dem Bericht seines Sohnes zufolge hat er sich jedoch intensiv mit alchemischen Experimenten beschäftigt. Diese Beschäftigung war einerseits unter Ärzten übliche Praxis, andererseits galt sie in medizinischen Fachkreisen des 15. und 16. Jahrhunderts im zunehmenden Maße als unwissenschaftliche Methode. Paracelsus hingegen forderte, dass jeder Arzt gleichzeitig auch ein Alchemist sein müsse, um die Heilmittel, die Gott in „Schlacken“ bereitgestellt hat, in eine reine, veredelte Form zu überführen. Erze in der Erde oder Pflanzen können so durch die Fähigkeiten des Arztes, z.B. zu destillieren, in nunmehr veränderter Form zur Behandlung von Erkrankungen eingesetzt werden. Es ist deshalb nur verständlich, dass der überzeugte Alchemist neben der Behandlung Kranker, die stets im Vordergrund von, Leben stand, einen Großteil seiner Zeit mit Versuchen zubrachte.²²⁰ Zeitzeugen zufolge trug Paracelsus während der Vorlesungen statt des akademischen Mantels den Lederschurz eines Alchemisten. Der Brief des Schweizer Reformators Heinrich Bullinger (1504-1575) an den Professor für Medizin Thomas Eratus (1524-1583) schildert dessen Eindruck von der äußeren Erscheinung des umstrittenen Dozenten: „Du würdest keinen Arzt in ihm vermutet haben, eher einen Fuhrmann“.²²¹ Zudem fand weder Paracelsus' Arbeitsweise noch sein Vorlesungsstil unter den ärztlichen Kollegen Anerkennung, stattdessen ein hohes Maß an Missgunst und Anfeindungen.

Der junge Faust, Absolvent eines universitären Studiums, erlebt als Arzt die Schwelle zum größten Umschwung, den die Medizin auf ihrem Weg zur modernen Wissenschaft erfahren hat, und verkörpert den Arzttypus dieses neuzeitlichen Bewusstseins. Entsprechend ablehnend steht er der Arbeit seines Vaters gegenüber. Faust wirft ihm vor, sich gemeinsam mit seinen eingeweihten Helfern im Geheimen

²¹⁷ Pfeifer: 2000, S. 46-48

²¹⁸ Braun: 1988, S. 20

²¹⁹ Spieß, in: Henning (Hg.): 1988, S. 14

²²⁰ Vgl. Jung: 1978, Bd. 13, S. 123-209

²²¹ Bullinger, in: Benzenhöfer: 2003, S. 61

den dunklen Künsten hingegeben zu haben. Ein Vorwurf, der auf eine übliche Praxis hinweist, denn die Verschwiegenheit zählte seit jeher zum Ehrenkodex der Alchemisten und trug sicherlich viel zu ihrem geheimnisumwitterten Ruf bei.²²² Faust schildert in bildhafter Alchemistensprache die chemischen Zutaten und ihre Verwandlung: Der Rote Leu (Löwe) verkörpert das Prinzip des Männlichen (Sulfur) und bezeichnet die Vorstufe des Goldes. Diesem soll die Lilie, der Adlers Verkörperung des weiblichen Prinzips (Mercur), die Vorstufe des Silbers, beigemischt werden. Durch Wärmeanwendung kommt es zur chemischen Bindung, der sogenannten Vermählung. Daraus resultierend entsteht Quecksilbersulfid (HgS). Wird erneut Wärme zugeführt, entsteht Zinnober, dessen leuchtend rote Farbe sich am kälteren Hals der gläsernen Retorte niederschlägt - bildlich der König bzw. die Königin im Glase genannt.

Das entstandene Zinnober wurde in der Malerei noch bis ins 18. Jahrhundert verwendet. Eine Besonderheit aber ist der symbolische Charakter, der dieser Verbindung zugeschrieben wird, denn die Vereinigung der beiden Prinzipien zu einem harmonischen Ganzen galt schon seit der Antike als erstrebenswert. Da dem Menschen eine Vollendung im Diesseits versagt bleibt, sah man in der Zusammenführung der Qualitäten die Möglichkeit, bereits während des Erdenlebens auf besondere Weise geistig zu reifen. Diese geistige Seite der Alchemie, einer alten und komplexen Wissenschaft, lässt Faust in seiner Ausführung jedoch völlig unbeleuchtet.²²³



Abb. 8 Reusner: Die Königin im Glase (um 1550)

²²²Nach der etymologischen Herleitung stammt der Begriff „Alchemie“ vom arabischen „al-kymiya“ ab. Hier verbindet sich das ägyptische Wort „kemet“ (das Schwarze) mit dem griechischen „chymeia“ (schmelzen, gießen). Als Begründer der Alchemie wird der ägyptische Weise Hermes Trismegistos (ca.1000 v. Chr.) vermutet. Doberer: 2003, S. 16

²²³Vgl. Doberer: 2003; vgl. von Makensen, in: Schad (Hg.): 2008

In Dichtung und Wahrheit beschreibt Goethe seinen Zugang zur Alchemie. Nach der Rückkehr aus Leipzig kam es im Dezember 1768 zu einer erneuten gesundheitlichen Krise, die eine ärztliche Behandlung notwendig werden ließ. Eine tuberkulöse Geschwulst am Hals wurde vom Chirurgen Crisp und dem Arzt Johann Friedrich Metz (1724-1782) behandelt. Eine im 18. Jahrhundert übliche Arbeitsteilung, wie bereits unter 2.4 beschrieben wurde. Darüber hinaus konnte eine starke Obstipation durch die Behandlung mit einem geheimnisvollen Digestiv, das im Ruf eines „Universalmittels“ stand, kuriert werden. Metz hatte in diesem Zusammenhang „seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystisch chemisch-alchemische Bücher empfohlen, und zu verstehen gegeben, dass man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben.“²²⁴

Susanna Katharina von Klettenberg (1723-1774), eine Verwandte und Freundin von Goethes Mutter, ließ sich von den Worten des Arztes anregen und studierte Georg von Wellings (1652-1727) *Opus mago-cabbalisticum* (1735). Doch aufgrund der Komplexität des Werkes suchte sie nach einem Verbündeten, den sie schnell in Goethe fand. Nach Wilperg (1998) setzte er der Freundin mit der „schönen Seele“ in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ein Denkmal. In den Jahren bis 1770 studierte Goethe weitere alchemistische, pansophische und rosenkreuzerische Schriften sowie deren Quellen, aber auch kabbalistische Bücher und die Werke des Paracelsus. „Indessen zog [mich] das chemische Compendium des Boerhaave gewaltig an, und verleitete mich, mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mit dem Ärztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand.“²²⁵ Die vielschichtigen Erkenntnisse aus diesen Studien inspirierten ihn zu eigenen, alchemistischen Experimenten, wie die Herstellung von „Liquor silicum“ (Kieselsaft).²²⁶ Im Zusammenhang mit der *Farbenlehre* und der Arbeit am *Faust* griff Goethe immer wieder auf dieses Wissen zurück.

Doch auch in der jüngeren Geschichte gibt es Ärzte, die sich mit der Alchemie auseinandergesetzt haben. Um dem kollektiv Unbewussten näherzukommen, richtete beispielsweise C.G. Jung sein Augenmerk auf die seelischen und philosophisch-psychologischen Komponenten der Alchemie.²²⁷ Mag die jeweilige Motivation für ihre Studien auch unterschiedlicher Art gewesen sein, so verband diese Mediziner doch die Suche nach geistiger Erkenntnis, welche die Grenzen der rein wissenschaftlichen Seite des ärztlichen Berufes überschritt.

Die in Fausts Laboratorium hergestellte „Arznei“ musste für die Patienten tödlich sein, wie heute jeder Arzt bestätigen kann. Bereits die ungeschützte Verarbeitung von Quecksilber führt durch die Entwicklung von giftigen Dämpfen zu erheblichen gesundheitlichen Schäden. Faust berichtet seinem Famulus, dass die Patienten „[dahin-] welkten“ (1054) und gibt dadurch einen möglichen Hinweis auf eine chronische Quecksilberintoxikation.²²⁸

²²⁴ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 372

²²⁵ ebda., S. 376

²²⁶ ebda.: S. 375

²²⁷ Vgl. Jung: 1972

²²⁸ Vgl. Schwerd: 1992, S. 165; Lüllmann; Mohr: 1999, S. 491-494

Dennoch galt die therapeutische Anwendung von quecksilberhaltigen Arzneien bis in die Goethezeit als bevorzugte Medikation bei der Behandlung von Obstipationen und Syphilitis-erkrankungen. Sogar Kindern wurde Quecksilberwasser verabreicht, von dem man sich, wegen seiner weißen Farbe, eine reinigende Wirkung versprach.²²⁹ Die gravierenden Nebenwirkungen einer Syphilitisbehandlung waren Goethe durchaus bekannt, da sich sein Souverän Herzog Carl August aufgrund eines ausschweifenden Lebensstils dieser martialischen Therapie unterziehen musste. Diesbezügliche Beobachtungen sollen bei dem Dichter einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Die Ärzte damals waren von der gesundheitsfördernden Wirkung von Mercurius überzeugt, und auch Hufeland griff bei seinen Verordnungen immer wieder darauf zurück, wie Schriften und Rezepte noch heute belegen. Hufeland, der nicht nur über ein umfassendes fachtheoretisches wie praktisches Wissen verfügte, sondern auch einen hohen moralischen Wertekodex vertrat, kann deshalb als Indikator für den Stand der medizinischen Forschung sowie als Leitfigur der Medizinethik betrachtet werden. Daraus resultierend entsprach um 1800 die Behandlung mit Quecksilber bzw. quecksilberhaltigen Arzneien, bei entsprechender Indikation, durchaus dem Goldstandard.

Paracelsus favorisierte Mercurius neben Sulfur und Sal (Salz) als Basiswirkstoff, der Kristallisiertes, seelisch Erstarrtes wieder in Fluss bringen konnte. Die Toxizität eines Stoffes war für ihn allein von der verabreichten Dosis abhängig. Und auch heute noch wird in der klassischen Homöopathie oder anthroposophischen Medizin Quecksilber bei der Therapie, beispielsweise von Depressionen, eingesetzt.²³⁰

Der griechische Begriff „Pharmakon“, der sowohl „Heilmittel“ als auch „Gift“ bedeutet, erinnert an diese Doppelsinnigkeit.²³¹ Als Mephistopheles in Fausts Studierstube gefangen ist, erklärt er: „s ist ein Gesetz bei Teufel und Gespenster: Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.“ (1410-1411) Was den Organismus erkranken lässt, kann ihn in transformierter Form wieder heilen. Ein Gift kann so zum Heilmittel werden, dieses Prinzip findet sich bis heute in der Kernaussage „Similes Similibus“, der klassischen Homöopathie verankert.

Die Hilflosigkeit der Ärzte angesichts der zerstörerischen Krankheitswellen ließ verständlicherweise die Hoffnung auf ein Allheilmittel, einen „Stein der Weisen“, ein „Elixier des Lebens“ oder das „Aurum potabile“ aufkeimen. Man kennt dieses Phänomen auch aus der jüngeren Vergangenheit: Röntgenstrahlen oder Antibiotika sind nur zwei Beispiele für eine Vielzahl hoffnungsvoll propagierter „Universalmittel“. Häufig blieb die erwünschte Wirkung aus, im schlimmsten Fall aber hatte die Unwissenheit für die Patienten erhebliche Nebenwirkungen zur Folge.

Der Sohn beschuldigt seinen Vater des Mordes an Tausenden von Menschen und bezichtigt sich selbst der Mittäterschaft. Hier drängt sich natürlicherweise die Frage auf, ob nach dem heutigen Rechtsverständnis für den Mediziner Faust eine objektive Schuld besteht, da Mord grundsätzlich ein vorsätzliches Vergehen ist. Im Falle von Vater und Sohn Faust müsste man davon ausgehen, dass die

²²⁹ Vgl. Pfeifer: 2000

²³⁰ Husemann: 1986, S. 479

²³¹ Vgl. Schipperges: 2000

Arznei bewusst z.B. zum Zweck eines wissenschaftlichen oder finanziellen Gewinnes verabreicht wurde. Eine weitere Vertiefung der Schuldfrage findet unter Punkt 4.3.3 statt.

Obwohl die Zubereitung der Arzneimittel schon im Mittelalter den Apothekern oblag, musste ein Arzt noch Jahrhunderte lang in der Lage sein, die benötigten Pharmaka selbst herzustellen. Paracelsus bemerkte dazu: „Ärgert euch nicht, wenn ich viel von der Alchemie schreibe und euch doch nicht lerne Gold und Silber zu machen, sondern Arcana, die heilende Arznei. Ich zeige euch dafür, wie die Apotheken den gemeinen Mann bescheißen und betrügen, indem sie für einen Gulden verkaufen, was sie für einen Pfennig nicht zurücknehmen würden.“²³² In Freiburg weigerte sich Agrippa, teure Rezepte zugunsten der Apotheker auszustellen, stattdessen verordneter er armen Menschen einfache, aber wirksame Arzneien oder behandelte sie kostenlos. Entsprechend war die Reaktion der ansässigen Ärzte und Apotheker, deren Angriffe Agrippa mit dem Wunsch seiner Entlassung begegnete. Auch noch im 18. Jahrhundert erwähnt Hufeland, wie arbeits- und zeitintensiv es doch sei, die benötigten Arzneien selbst herzustellen zu müssen. Andererseits beschrieb er aber auch die Vorteile eines individuell angepassten Heilmittels. Heute muss bei der pharmakologischen Behandlung auf Individualität überwiegend verzichtet werden. Doch neben der Zeitersparnis erlauben geprüfte und genormte Produkte vor allem eine standardisierte und dadurch weitgehend sichere Therapie.

Goethe selbst musste immer wieder erfahren, wie hilflos seine behandelnden Ärzte vor allem den internistischen Krankheiten gegenüberstanden. Diese prekäre medizinische Situation mag den heilkundigen Dichter dazu bewogen haben, nahezu ein Leben lang selbsttherapeutisch tätig zu sein, wie sein letzter Arzt Vogel kritisch anmerkte.²³³ Die sogenannten Latwerge waren kühne Mischungen aus häufig intuitiv gewählten Stoffen (Minerale, tierische Produkte und v.a. pflanzliche Rohstoffe), die sich nicht selten in ihrer Wirkung aufhoben oder verstärkten. Wenngleich durchaus Therapieerfolge erzielt werden konnten, so beruhten diese doch allein auf Empirie, denn konkrete Kenntnisse zur Pharmakokinetik und -dynamik lagen zu diesem Zeitpunkt noch nicht vor.

Wagner zögert nicht mit seiner Antwort. Er spricht Faust frei von jeder Schuld, denn in seinen Augen hat dieser seine Arbeit gewissenhaft und fachkompetent erfüllt. Ganz im Sinne Kants, der mit seinem „Kategorischen Imperativ“ das „Gutsein“ fordert. Kants Ansicht nach zählen der gute Wille und die entsprechende Absicht. Die Handlung ist in diesem Fall moralisch gerechtfertigt, selbst wenn sie mit nachteiligen Folgen verbunden ist. Der Famulus kann die anhaltenden Schuldgefühle und die innere Zerrissenheit seines Lehrers nicht nachempfinden. Parallelen zu Faust findet man hingegen bei Paracelsus, der ebenfalls ein Mann mit beachtenswert hochgesteckten moralischen Ansprüchen war, die er an sich sowie die Ärzte seiner Zeit stellte. Damit hatte auch Paracelsus einen einsamen Weg beschritten, der ihn immer wieder an die Grenzen des Leistbaren brachte und von lebenslanger Ruhelosigkeit gekennzeichnet war.

Völlig konträr zu Fausts Selbstwahrnehmung stellt sich das Urteil der dankbaren Menschen dar, die keineswegs daran zweifeln, dass Vater und Sohn in der schweren Zeit nach bestem Wissen und

²³² Doberer: 2003, S. 132; Fischer-Homberger: 1983, S. 69-80

²³³ Vogel: 1833, S. 34

Gewissen handelten. Faust aber reagiert beschämt auf seinen Ruhm, der ihm bis in die Gegenwart gefolgt ist. Er kann seine Vergangenheit nicht hinter sich lassen und leidet gegenwärtig unter den Geschehnissen. Er will sie abschütteln, würde am liebsten davonfliegen, um unter sich „[d]ie stille Welt“ (1077) betrachten zu können. Auch diesen fantastischen Gedanken kann Wagner nichts abgewinnen. Für ihn liegt der Genuss allein in der intellektuellen, literarischen Beschäftigung, die er ungewohnt gefühlvoll, beinahe poetisch schildert. Faust wendet sich daraufhin beschwörend an ihn:

„Du bist dir nur des einen Triebs bewußt, O lerne nie den andern kennen! Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, Die eine will sich von der andern trennen;	Die eine hält, in derber Liebeslust, Sich an die Welt, mit klammernden Organen; Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust Zu den Gefilden hoher Ahnen.“ (1110- 1117)
--	--

Vielleicht beneidet Faust seinen Famulus um dessen Einfachheit im Gemüt, spricht diesem aber gleichzeitig die Fähigkeit ab, über den „Tellerrand“ blicken zu können. Faust fühlt die Zerrissenheit zweier Seelen in sich–die rationale des Wissenschaftlers und die geistige, die um ihre höhere Bestimmung weiß. Er wird von der quälenden Sinnfrage überwältigt, kann sich ihr aber nicht wirklich stellen und wünscht, wie durch Geisterhand mit einem Zaubermantel seiner Qual zu entfliehen. Den Wunsch muss Faust so eindrücklich geäußert haben, dass selbst den allzu realistischen Wagner die Furcht überkommt und er den Lehrer vor der Hilfe aus der Geisterwelt warnt. Diese lässt sich in der Tat nicht lange bitten, hat die dunkle Seite doch schon auf diesen Moment gewartet. Ein schwarzer Pudel umstreift die beiden Spaziergänger.

Studierzimmer

Faust ist gemeinsam mit dem zugelaufenen Pudel in sein Studierzimmer zurückgekehrt. Nach dem abwechslungsreichen Unternehmen in der freien Natur hat sich seine Seelenlage stabilisiert, die „beßre Seele“ (1181) scheint die Oberhand gewonnen zu haben. Der übermächtige Drang, das innere Toben hat nachgelassen. In diesem Moment der Ruhe ist Faust sogar in der Lage, hoffnungsvolle Gefühle zu empfinden:

„Ach wenn in unsrer engen Zelle Die Lampe freundlich wieder brennt, Dann wird’s in unserm Busen helle, Im Herzen, das sich selber kennt.	Vernunft fängt wieder an zu sprechen, Und Hoffnung wieder an zu blühn; Man sehnt sich nach des Lebens Bächen, Ach! nach des Lebens Quelle hin.“ (1194-1201)
---	--

Doch dem Pudel missfällt dieser Stimmungswandel, und es gelingt ihm durch lautes Gebell, die abendliche Aufhellung in Fausts Gemüt wieder zu verdüstern. Ärgerlich vergleicht dieser den knurrenden Hund mit den Menschen, die „verhöhnern, [w]as sie nicht verstehn, [d]aß sie vor dem Guten und Schönen, [d]as Ihnen oft beschwerlich ist, murren“(1206-1209). Dem Ärger folgt tiefe Niedergeschlagenheit :

„Aber ach! Schon fühl‘ ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab‘ ich so viel Erfahrung.“ (1210-1214)

Faust erinnert sich an den versöhnenden Einfluss, den „das Überirdische“ (1216) auf sein Gemüt besitzt. Im Wort Gottes sucht er Zuflucht und Offenbarung, wodurch er erneut seelisches Gleichgewicht gewinnt. Doch auch diese Bemühung versucht, das Tier zu verhindern. Als er den Störenfried aus dem Haus weisen will, beginnt dieser sich zu verwandeln. Durch die magischen Beschwörungen Fausts gebannt, erscheint schließlich eine Gestalt, die seiner akademischen Lebenswelt entspricht. Obwohl Faust in dem fahrenden Scholasten einen dunklen Charakter vermutet, fragt er ihn nach seinem Namen und dieser antwortet: „Ich bin ein Teil des Teils, der Anfangs alles war [...] Ein Teil von jener Kraft, Die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ (1349; 1335-1336). Als Faust dem Teufel, den er selbst herbeigerufen hat, das erste Mal gegenübersteht, sieht er in ihm zunächst tatsächlich nur das Böse. Doch Mephistopheles ist ein Teil von Faust, ein Teil der Welt und damit ein Teil einer ursprünglichen Einheit, wie sie vor dem luziferischen Fall bestand. Als der Mensch vom Baum der Erkenntnis aß, erkannte er sein Geschlecht und lebte von diesem Zeitpunkt an die Trennung von Körper und Seele, von „Oben“ und „Unten“ (1670), Ich und Du.

Die neuzeitlichen Vorstellungen von der Ätiologie, Heilung und Sinnhaftigkeit von Krankheit im religiösen Zusammenhang spiegeln sich in dem von Roths Schuh geprägten Begriff der „Iatrotheologie“ wieder.²³⁴ Dem zufolge ließ der Verlust des ganzheitlichen Verständnisses die Seele in die Stofflichkeit des Körpers fallen - im theologischen Sinn „in Sünde fallen“, im medizinischen Sinn erkranken, wie Heinroth näher ausführt.²³⁵ Damit der Mensch eine geistige Wiedergeburt auf höherer Ebene erlangen und gesunden kann, muss die Trennung überwunden werden. Für die ärztliche Behandlung brachte diese Erkenntnis die Konsequenz mit sich, dass die „Leibssorge um der Seele willen und nicht losgelöst davon erfolgen [muss]“.²³⁶ An der Förderung des neuen Menschen arbeitete Paracelsus. Für ihn war es der Arzt, der mithilfe seiner alchemischen Kenntnisse „zu transformieren und zu vollenden“ verstand.²³⁷ Die Alchemie kennt das Geheimnis um die Geschlechtlichkeit, deren alleiniges Ziel die Neuschöpfung ist. Aus der Verbindung von König und Königin, der „Chymischen Hochzeit“, geht der Hermaphrodit hervor - die Verschmelzung von Wissen (männlich) und Liebe (weiblich) zur „Auora Consurgens“. Seine Geburt vollzieht sich in drei Stufen: Trennung der geistigen und materiellen Wesensglieder, Reinigung und Läuterung sowie Vereinigung des Gereinigten und Geläuterten zu einer neuen Einheit. Dieser geistig-symbolhafte wie chemische Vorgang findet auch

²³⁴ Roths Schuh, in: Gerabek: 2005, S. 657-658

²³⁵ Vgl. Heinroth, n. Schmidt-Degenhard, in: von Engelhardt; Gerigk et al. (Hg.): 1990, S. 170-171

²³⁶ ebda.: S. 657-658

²³⁷ Braun: 1988, S. 86

heute noch in der Arzneiherstellung homöopathischer und anthroposophischer Heilmittel Anwendung. In Bezug auf Heinrich Faust und seiner ersten Begegnung mit Mephistopheles wird das Augenmerk besonders auf den Prozess der „Läuterung“ gerichtet.

Paracelsus gab zu bedenken: „Der Mensch der nicht weiß, wer er ist und was er ist, missachtet sich selbst und legt keinen Wert auf sich.“²³⁸ Faust fragt nicht nach seinem eigenen Namen, sucht die Erkenntnis nicht in sich, sondern außerhalb seiner selbst. Diese menschliche Schwäche kennt Gott und spricht sie im Prolog gegenüber Mephistopheles aus: „Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschaffen, Er liebt sich bald die unbedingte Ruh; Drum geb ich gern ihm den Gesellen zu, Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.“ (340-343) Der Teufel als „Geselle“, des Menschen Faust, eine Konfrontation, die sich über ein ganzes Leben erstrecken wird. Doch erst durch das Ringen mit Mephistopheles kann Faust „lauter“ („reiner“) werden, kann am Ende des zweiten Teils geschaffen werden, was bereits im Prolog angelegt ist - „das Gute“.

Zunächst aber erkennt Faust, dass der Teufel in seinem Studierzimmer gefangen ist und er Macht über ihn besitzt. Doch ehe er das Geschehen recht begreift, versetzt ihn Mephistopheles in einen tiefen Schlaf. Es ist die erste von drei Situationen, in denen Faust in einen schlafähnlichen Zustand fällt. Nach dem Erwachen verspürt er tiefe Enttäuschung und fühlt sich erneut um eine höhere Erkenntnis betrogen.

Bei ihrer zweiten Begegnung erscheint der Teufel in den Kleidern eines Edelmannes. Er drängt Faust dazu, seine akademische Robe abzulegen und sich ebenfalls gut „weltlich“ zu kleiden. Doch Faust lehnt den Vorschlag resigniert ab:

„In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein	Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Des engen Erdenlebens fühlen.	Das ist der ewige Gesang,
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,	Der jedem an die Ohren klingt,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.	Den, unser ganzes Leben lang,
Was kann die Welt mir wohl gewähren?	Uns heiser jede Stunde singt.“ (1544-1553)

Faust fragt sich, welche Möglichkeiten ihm die verbleibende Zeit noch bieten kann. Die Vorstellung, sein Leben verwirkt zu haben, ergreift ihn körperlich wie seelisch. Er beschreibt, wie sich seine ursprüngliche Leidenschaft nun als höchste innere Erregung in seiner Brust manifestiert, aber trotz ihrer Kraft die Situation nicht verändern kann. Schlaflos muss er von Träumen geplagt die Nächte verbringen. Wieder äußert er seine Todessehnsucht.

„Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,	Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Ich möchte bittre Tränen weinen,	Auch da wird keine Rast geschenkt,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf	Mich werden wilde Träume schrecken.
Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,	Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Der selbst die Ahnung jeder Lust	Kann tief mein Innerstes erregen;

²³⁸ Paracelsus, in: ebda.: S. 105

Mit eigensinnigemKritteln mindert,
die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,

Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.“
(1554-1571)

Der Todeswunsch steigert sich zur heroisch geschilderten Todesfantasie. Provokant lenkt der Teufel das Gespräch auf den nicht ausgeführten Suizid und banalisiert den heldenhaften Vortrag. Daraufhin verändert sich der Tonfall in Fausts Worten unmittelbar und wird bedeutend aggressiver. Faust rechnet mit den menschlichen Eitelkeiten, aber auch dem Leben grundsätzlich ab, indem er flucht, was er selbst verloren, bzw. nie besessen hat: „Hoffnung“, „Glaube“, „Weib und Kind“. (1605; 1598)

4.1.4 Das Ende der ärztlichen Tätigkeit-Faust als „Patient“

Doktor Heinrich Faust schildert die eigene ärztliche Tätigkeit an der Seite seines Vaters als Desaster. Deutlich tritt das Trauma des jungen Arztes hervor, das ihm seit jener Zeit anhaftet und sich als seelische Instabilität manifestiert. Nach der erschreckenden Beichte äußert er sich an keiner weiteren Stelle mehr als Arzt, es scheint, als hätte er seinen Beruf völlig abgelegt. Stattdessen wird er selbst zum Patienten, und mit Mephistopheles tritt auch sogleich sein „Arzt“ in Erscheinung, der ihm ohne Umschweife seine „therapeutischen“ Dienste anbietet. Die einzige Bedingung des Mephistopheles, dass Faust als Gegenleistung im Jenseits sein Diener werden soll, hält den Gelehrten nicht von einer Zusage ab, da er einerseits als Mensch der Neuzeit an ein Leben im Diesseits glaubt, andererseits in seinem gegenwärtigen Seelenzustand von der Ausweglosigkeit seiner Lebenssituation überzeugt ist:

„Aus dieser Erde quillen meine Freuden, Davon will ich nichts weiter hören,
Und diese Sonne scheinete meinen Leiden; Ob man auch künftig haßt und liebt,
Kann ich mich erst von ihnen scheiden, Und ob es auch in jenen Sphären
Dann mag was will und kann geschehn. Ein Oben oder Unten gibt.“ (1663-1670)

Während Mephistopheles von einem üblichen Pakt, bzw. Vertrag ausgeht, bietet Faust eine Wette, deren Grundlagen er noch einmal konkretisiert: „Werd‘ ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zu Grunde gehen!“ (1699-1702)

Ob es sich bei der Form des Abkommens um ein Missverständnis handelt, oder ob der Teufel letztlich eine Wette akzeptiert, wird von verschiedenen Autoren unterschiedlich beurteilt. Eindeutig stellt sich jedoch die Konvergenz hinsichtlich der inhaltlichen Ebene dar. Der Teufel will Faust ein rauschendes Leben bieten, Faust wiederumwünscht, von seinen „Leiden“ befreit zu werden. Er äußert Mephistopheles gegenüber deutlich seine Vorstellungen bezüglich seiner Heilung: „Du hörst ja, von

Freud‘ ist nicht die Rede“ (1765), stattdessen hofft er aus seiner Gefühlsstarre erlöst zu werden, um wieder an den Emotionen des Lebens teilhaben zu können - zu welchem Preis auch immer:

„Dem Taumel weih‘ ich mich, dem schmerzlichsten Genuß, Verliebttem Haß, erquickendem Verdruß. Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist, Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen, Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,	Will ich in meinem innern Selbst genießen, Mit meinem Geist das Höchste‘ und Tiefste greifen, Ihr Wohl und Weh auf meinem Busen häufen, Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern, Und, wie sie selbst, am Ende‘ auch ich zerscheitern.“ (1766-1775)
--	--

Die Vorstellungen Fausts, die Kernaussage im „Therapievertrag“, nimmt der Teufel nicht wahr, erkennt nicht, worum es sich bei der „Krankheit“ des Gelehrten wirklich handelt und kann aus diesem Grund nicht verstehen, was „Gesundheit“ und „Heilung“ in diesem Kontext bedeuten. Er ist der festen Überzeugung, dass es ein Leichtes sein wird, Fausts Seele zu gewinnen, ein Trugschluss, wie sich für ihn bald herausstellen wird. Zunächst bekräftigen beide Seiten das Abkommen per Handschlag - Faust als Wette, Mephistopheles als Vertrag. Der Teufel beeilt sich daraufhin, seine Dienste zur Verfügung zu stellen und kündigt Faust an: „Ich werde heute gleich, bei‘m Doktorschmaus, Als Diener, meine Pflicht erfüllen“ (1712-1713). Vermutlich ist Faust am Abend im akademischen Kreis zu einer Promotionsfeier eingeladen. Dabei war es für einen frisch promovierten Doktor üblich, ein feierliches Essen für die Professoren und den gesamten Lehrkörper der Fakultät zu veranstalten. Eine durchaus kostenintensive Tradition, die sich nicht jeder leisten konnte. Paracelsus‘ Vater führte deshalb den Titel eines „Arzney Licentiat“²³⁹, der dem eines Doktors weitgehend entsprach, aber mit weniger Gebühren, insgesamt mit weniger Kosten verbunden war.

Ganz nebenbei fordert der Teufel doch noch eine schriftliche Bestätigung ihrer Übereinkunft, ganz im Sinne des klassischen Paktes. Faust ist in seiner Entscheidung eindeutig und gibt Auskunft darüber, was er verspricht und wozu er bereit ist: „Das Streben meiner ganzen Kraft Ist g‘rade das was ich verspreche“ (1742-1743). Doch auch nachdem das Abkommen besiegelt ist, bleibt Faust noch immer in seiner Vergangenheit haften:

„Ich fühl‘s, vergebens hab‘ ich alle Schätze Des Menschengest‘s auf mich herbeigerafft, Und wenn ich mich am Ende niedersetze,	Quillt innerlich doch keine neue Kraft; Ich bin nicht um ein Haar breit höher, Bin dem Unendlichen nicht näher.“ (1810-1815)
--	---

Vielleicht ahnt Mephistopheles im gegenwärtigen Moment die Komplikationen, welche diese Verbindung mit sich bringen wird, denn der Teufel rät zu einer örtlichen Veränderung. Er will gemeinsam mit Faust das Studierzimmer und dessen bisheriges Leben verlassen, um mit ihm die Welten zu bereisen. Der Gelehrte, der jahrelang sozial isoliert gelebt hat und die Enge seines Studierzimmers als seine einzige Welt beschreibt, äußert seine Unsicherheit bezüglich des

²³⁹ Braun: 1988, S. 22

Unternehmens: „Ich wußte nie mich in die Welt zu schicken, Vor andern fühl‘ ich mich so klein; Ich werde stets verlegen sein.“ (2058-2060) Fausts Bedenken versucht Mephistopheles redengewandte zu zerstreuen, indem er erklärt, dass einzig Fausts Vertrauen in sich selbst nötig sei, um ihn erfolgreich einer Heilung entgegenführen zu können. Ein weiser und für den Teufel scheinbar menschenfreundlich-wohlwollender Rat. Faust wird sein langes Leben an der Seite des teuflischen Therapeuten durchstürmen, ehe er als Hundertjähriger ein letztes Mal von seinem Leiden eingeholt wird. Er ist allein, als es sich in der Gestalt der „Sorge bei ihm einschleicht und zu erkennen gibt:

„Wen ich einmal mir besitze	Der Entschluß ist ihm genommen;
Dem ist alle Welt nichts nütze,	Auf gebahnten Weges Mitte
Ewiges Düstre steigt herunter,	Wankt er tastend halbe Schritte.
Sonne geht nicht auf noch unter,	Er verliert sich immer tiefer,
Bei vollkommen äußern Sinnen	Siehet alle Dinge schiefer,
Wohnen Finsternisse drinnen.	Sich und andre lästig drückend,
Und er weiß von allen Schätzen	Atem holend und erstickend;
Sich nicht in Besitz zu setzen.	Nicht erstickt und ohne Leben,
Glück und Unglück wird zur Grille,	Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
Er verhungert in der Fülle,	So ein unaufhaltsam Rollen,
Sei es Wonne sei es Plage	Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Schiebt ers zu dem andern Tage,	Bald Befreien, bald Erdrücken,
Ist der Zukunft nur gewärtig,	Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Und so wird er niemals fertig. [...]	Heftet ihn an seine Stelle
Soll er gehen, soll er kommen,	Und bereitet ihn zur Hölle.“

(11453-11466; 11471-11486)

Als Faust die Sorge von sich weist und ihr die Anerkennung verweigert, lässt sie ihn erblinden. Dennoch hadert er nicht mit seinem Schicksal, treibt stattdessen sein monumentales Projekt - er will „vielen Millionen“ (11563) Lebensraum schaffen - voller Euphorie voran. Für das große Ziel hat er die passive Rolle abgelegt, agiert und befiehlt eigenverantwortlich die Bauarbeiten. Das Glücksgefühl, das ihn ergreift, bewegt ihn schließlich zu dem Schlüsselsatz: „Werd‘ ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch!, du bist so schön!“ (1699-1700) Bezeichnenderweise findet Mephistopheles so lange keine Erwähnung, bis Faust im Moment des Glücks tot zu Boden fällt. Wenn der Teufel auch die Wette der Form nach gewonnen hat, so kann er doch die Vollendung des Gesundungs- bzw. Heilungsprozesses nicht mehr verhindern.

4.2 Mephistopheles

4.2.1 Der Teufel-Etymologie, Synonyme und Umschreibungen

Etymologisch leitet sich der Begriff „Teufel“, vom griechischen „diábolos“ (wörtliche Übersetzung „Verleumder“, „Verwirrer“, der „Durcheinanderwerfer“) und dem lateinischen „diabolus“ ab.

Darüber hinaus existiert in Abhängigkeit vom religiösen Hintergrund eine Vielzahl an weiteren Namen und Umschreibungen wie beispielsweise Beelzebub, Herr der Fliegen, Luzifer, Ahriman, Iblis, Schaitan, Höllenfürst, Fürst dieser Welt, Antichrist, der Leibhaftige, Satan, Mephistopheles, die teilweise synonym verwendet werden, aber auch in ihrer Bedeutung variieren.²⁴⁰

4.2.2 Der Teufel in der Religions- und Philosophiegeschichte

Der Teufel gilt im Christentum, wie auch im Islam, als Personifizierung des Bösen und verkörpert damit den Antagonisten zu Gott, dessen Willen er jedoch nicht untersteht. Er ist der abtrünnige, aus dem Himmel gestürzte Engel, der als „Versucher“, z. B. als verführende Schlange im Paradiesgarten, stets danach trachtet, die Menschen vom rechten Weg abzubringen. Erst durch die Erbschuld konnten Krankheit, Schmerz und Sterblichkeit in die Welt kommen und erforderten als „Heilung“ Jesu Tod am Kreuz.²⁴¹ In Berufung auf den ersten Sündenfall propagierte die christliche Kirche des Mittelalters ein weitgehend dualistisches Menschenbild. Den Körper betrachtete man als schwach, vergänglich und dem Teufel geweiht, die göttliche Seele hingegen war unsterblich, ihr galten fortan alle Heil- und Rettungsversuche. Das Bewusstsein der eigenen Blöße ließ Nacktheit zum Inbegriff von Sündhaftigkeit werden. Vergangen waren die Zeiten, in denen körperliche Schönheit und Gesundheit des Menschen idealisiert und in den Mittelpunkt gestellt wurden.²⁴² Das Judentum hingegen kennt keinen „Teufel“. Auch der Begriff Luzifer, „der Lichtträger“ (lux. lat. „das Licht“, ferre. lat. „tragen“), ist nicht jüdischer Herkunft, sondern bezeichnet in der römischen Mythologie den Morgenstern (den Planeten Venus).²⁴³ Das hebräische Wort „Ha-Satan“ („Ankläger“, „Widersacher“) in der jüdischen Bibel (*Tanach/Tora*) hebt sich wesentlich von der Bezeichnung „Satan“ in der christlichen *Bibel* und im *Koran* ab. Obwohl das sogenannte Alte Testament nahezu wörtlich mit dem Tanach übereinstimmt, unterscheiden sich beide Schriften bezüglich ihrer Interpretation. Der gravierendste Unterschied besteht im Verständnis um die Position, die das Böse bzw. Satan in den genannten Religionen einnimmt. Anders als im Islam und dem Christentum besitzt Satan im Judentum keine von Gott losgelöste Herrschaft. Indem sich Gut und Böse zu einem ewigen Ganzen vereint, zeigt sich Gottes wahre Größe. Die Bezeichnung „Satan“ wird unterschiedlichen Engeln verliehen, die im Auftrag Gottes als „Ankläger“ oder „Versucher“ des Menschen agieren.

Ein berühmtes Beispiel stellt in diesem Zusammenhang das Buch *Hiob* (Ijob, Job) der hebräischen Bibel dar. In der Vorgeschichte wird von der himmlischen Zusammenkunft verschiedener Engel und Gott zu einer gerichtlichen Unterredung am göttlichen Hof erzählt. Ein Engel, der als „Ankläger“

²⁴⁰ Vgl. Brockhaus: 1996, Bd. 21, S. 698-699

²⁴¹ Genesis 3,1-3,24, S. 7-8; Offenbarung 12,9; 20,2; Safranski: 2011 a, S. 28-33

²⁴² Koch; Eckart; Roloff (Hg.): 1987, S. 445-447

²⁴³ ebda.: S. 317

fungiert, wendet sich mit dem Vorwurf an den Herrn, dass Hiob, der treue Diener Gottes, nur aus Vergeltungsgründen heraus handle. Gott stellt daraufhin Satan frei, Hiob zu prüfen. Den frommen Mann treffen nacheinander der Verlust von Hab und Gut, der Tod seiner Kinder und die Krankheit des eigenen Körpers. „Der Satan ging weg vom Antlitz des Herrn und schlug Job mit böartigem Geschwür von der Fußsohle bis zum Scheitel.“²⁴⁴ Hiob klagt: „Mein Leib ist gekleidet in Maden und Schorf von Staub, meine Haut schrumpft und eitert“²⁴⁵, doch trotz allen Leidens hält er Gott die Treue eine freiheitliche Entscheidung. Satans Vorwürfe sind widerlegt.²⁴⁶

Besonders die volkstümliche, mystische Religiosität des Mittelalters, zu deren zentralen Themen Jüngstes Gericht, Ewiges Leben und Verdammnis - der Mensch zwischen Himmel und Hölle - zählten, zeichnete ein sehr eindrückliches Bild des Teufels, das an antike Darstellungen des Gottes Pan erinnert. Zahlreiche Abbildungen stellen ihn bevorzugt als schwarze Gestalt mit behaartem Körper, Pferdefuß oder Bocksbeinen, Schwanz, Hörnern und Flügeln dar.²⁴⁷ Man sah in ihm aber auch einen Künstler der Verwandlung, der in vielfältigster Gestalt ahnungslosen Menschen erschien. Vom Ende des 15. bis ins 18. Jahrhundert erhielt die christliche Vorstellung vom Teufel oder Satan, als Verkörperung des Bösen, eine neue Gewichtung.

Der Erlass der sogenannten „Hexenbulle“ durch Papst Innozenz VIII. führte zu ausgedehnten Nachstellungen von „Teufelsbündlern“ durch die Inquisition. Im Jahr 1487 wurde der *Hexenhammer* (*malleus maleficarum*) veröffentlicht, eine Art „Leitfaden“ zur Hexenverfolgung. Nach Rudolf Steiner (1861-1925) lebt der Mensch während seines Erdendaseins im ständigen Spannungsfeld zwischen den beiden Wesen Ahriman und Luzifer. Für eine Denkweise, die im Gegenständlichen eine absolute Gesetzmäßigkeit sieht, nach der jedes Leben letzten Endes dem Tod geweiht ist, steht Ahriman. Er nimmt dem Menschen die Einsicht, dass auch Materie von Geist durchströmt werden. Stattdessen fördert er ein Bewusstsein, das Verabsolutierung, Faktenwissen, eine oberflächliche Lebensweise favorisiert. Sein Element sind Kälte und Erstarren. Luzifer hingegen ist der feurige Geist der Ideen, des Strebens nach Erkenntnis, der Euphorie, der Eitelkeit, des Hochmuts, der Selbstüberschätzung, aber auch ein Meister der Täuschung. Seine Aufgabe besteht darin, den menschlichen Geist zu verwirren, zu berauschen, und in eine Scheinwelt zu entführen, die ein Leben ohne Mühsal, Schmerz und Leid suggeriert.²⁴⁸

²⁴⁴ Ib, 2,7

²⁴⁵ Ib 7,5, S. 587

²⁴⁶ ebda.: 1,6-12

²⁴⁷ Brockhaus: 1973, Bd. 18, S. 591

²⁴⁸ Vgl. Schröer, in: Praskauer: 1982, Bd. 1, S. 25

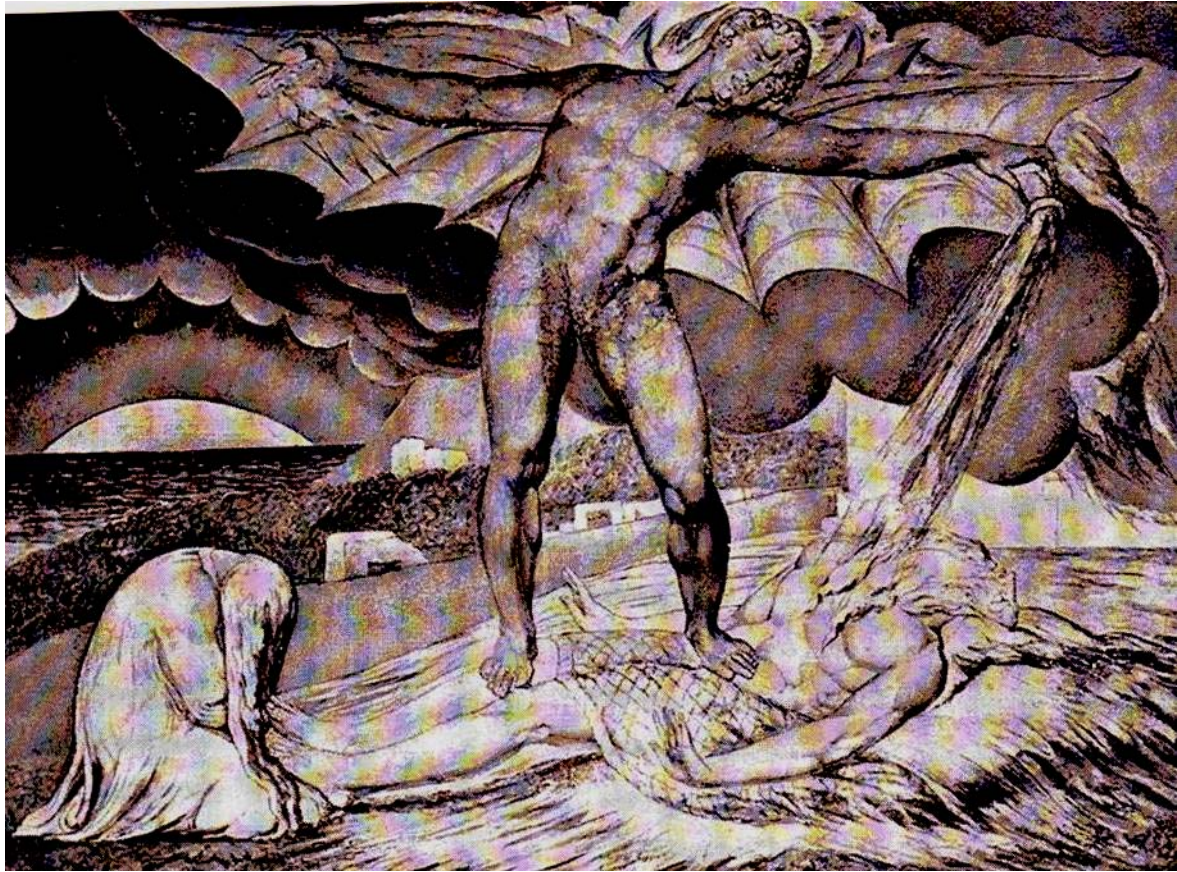


Abb. 9 Blake: Satan schüttet die Plagen über Hiob aus (1826-1827)

4.2.3 Mephistopheles als literarische Gestalt in der Faustsage

Vermutlich leitet sich der Name aus der hebräischen Sprache ab und setzt sich aus den Wörtern „mephir“ (Zerstörer, Verderber) und „tophel“ (Lügner) zusammen.²⁴⁹Über die etymologischen Wurzeln des Namens herrscht bis heute Unklarheit. Bereits im ältesten Faustbuch, der *Historia von Spieß* (1587), erscheint der Teufel als „Mephistophiles“, in der dramatischen Bearbeitung von Christopher Marlowes *The Tragical History of Doctor Faustus* (1589) als „Mephistophilis“, im Puppenspiel wird er auch als „Mephistophilus“ bezeichnet. Bei Mephistopheles handelt es sich um einen Teufel, der im Zusammenhang mit der literarischen Darstellung des Faust-Themas genannt wird. Er ist ein Beauftragter Luzifers, der durch Zaubersprüche herbeigerufen werden kann und seine Dienste zur Verfügung stellt. Die Bedingungen sind im christlich-klassischen Sinn als Dienstleistungsvertrag bzw. Pakt konzipiert, der am Ende die Seele zum Preis hat.

²⁴⁹ Brockhaus: 1971, S. 418

4.2.4 Mephistopheles in Goethes *Faust*

Für seinen *Faust* übernahm Goethe den Namen „Mephistopheles“ aus alten Werken. Grundlegende Themen der volkstümlichen Faustbücher sind in modifizierter Form auch in Goethes Tragödie enthalten. Doch findet die Teufelsfigur Mephistopheles bei Goethe eine einzigartige Rollenpräsenz und Vertiefung. Dazu schrieb Thomas Mann: „Man höre Mephistos Sprache: sie ist, in scharfem Gegensatz zu der ersten, gefühlvollen, leidenschaftlichen Redeweise Faustens, burschikos-mondän, salopp, aber witzig, kritisch-souverän und abschätzig, mit Fremdwörtern gespickt und schlagend amüsant. [...] Es ist die achselzuckende Überlegenheit des Weltmenschen (der Teufel ist im Grunde nicht mehr als ein Weltmensch) über den ernsten, tiefen, bemühten Menschen, den Pathetiker, der [...]in weltlichen Dingen sein Schüler ist und sich von ihm führen lässt.“²⁵⁰ Sprachgewaltig und im Schutz der Rolle des Teufels konnte der Dichter unbeschadet seine Universitäts- und Kirchenkritik äußern.

Zu den unübersehbaren Parallelen zwischen *Faust* und dem Buch *Hiob* äußerte sich Goethe gegenüber Eckermann: „Hat daher auch die Exposition meines „Faust“ mit der des „Hiob“ einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.“²⁵¹ Mephistopheles gehört, ebenso wie die Engel, der göttlichen Schöpfung an, die sich in einem lebendigen und ewigen Wandel befindet.

Das schöpferische Prinzip ist in ihr ebenso enthalten wie das notwendige Prinzip der Zerstörung und Nihilierung. Die Tragik des Mephistopheles liegt darin begründet, dass er als Vertreter der dunklen Seite nie sein Ziel, die Zerstörung der gesamten Schöpfung, erreichen kann.

Obwohl er sich seiner Rolle wohl bewusst ist, setzt er dennoch seine ganze Kraft für eine „Wette“ ein, die er nie gewinnen kann. Was ihn dennoch antreibt, bleibt letztlich ein Rätsel. Wie bereits ausgeführt, bezeichnet sich der Teufel selbst als „[e]in Teil von jener Kraft, Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“(1336) Das Paradoxon des Teufels kann man einerseits als diabolische Verkehrung verstehen, die im Bösen das Gute sieht, andererseits aber auch wörtlich nehmen, da die Menschen diese negative Kraft benötigen, um in ihrem Streben nicht zu ermüden. Gemäß der biblischen Geschichte findet man auch im Prolog zu Goethes Tragödie die Erlösung Fausts bereits angelegt. Mephistopheles hingegen zweifelt nicht daran, das Abkommen mit Gott zu seinen Gunsten entscheiden zu können: „Schon gut! nur dauert es nicht lange. Mir ist für meine Wette gar nicht bange. Wenn ich zu meinem Zweck gelange, Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.“(330-33)

Der Teufel mit seinem Gespür für die Schwächen der Menschen in der Einzelbiografie wie auch in den jeweiligen Epochen der Menschheitsgeschichte glaubt, die richtige „Methode“ für sein Vorhaben gefunden zu haben. Mephistopheles ist, wie er selbst gesteht, „keiner von den Großen“ (1641), und

²⁵⁰ Mann: 1956, S. 575-616

²⁵¹ Goethe zu Eckermann, 18.1.1825: Werke, 1999, II. Abt., Bd. 12, S. 140

doch vereinigt er, wie es Rudolf Steiner im Kommentar zum *Faust* beschreibt, die verschiedene Wesensarten Ahriman und Luzifer in einer Person.²⁵²

Zwischen Mephistopheles und Faust findet eine intellektuell geführte Auseinandersetzung statt, ein Ringen der untrennbar verbundenen „Wettpartner“, wobei die strenge Polarität zwischen gut und böse erstmals aufgehoben ist. Schiller schreibt diesbezüglich an Goethe: „Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz“.²⁵³

4.2.5 Mephistopheles in der Rolle des Dozenten

Mephistopheles ist ein Verwandlungskünstler, der sich entsprechend seiner Aufgabe rhetorisch, aber auch im äußeren Erscheinungsbild, vollkommen seinem Vis-à-vis angleichen kann. Bei der ersten Begegnung mit dem gelehrten Arzt erscheint er diesem in der vergleichsweise bescheidenen akademischen Gestalt eines „fahrende[n] Scolast[en]“ (1324) und knüpft bei einem weiteren Treffen mit großer sprachlicher Gewandtheit an Monologe an, die Faust mitunter alleine in seinem Studierzimmer geführt hat. Mit seinen teuflischen Talenten gelingt Mephistopheles der Eintritt in Fausts Gedanken- und Gefühlswelt, die er entsprechend seinem Plan zu manipulieren versucht.

Schon bald bietet sich die entsprechende Gelegenheit. Als ein Schüler um eine Unterredung mit dem berühmten Doktor Faust bittet, lässt sich dieser von Mephistopheles vertreten. Der Teufel legt die untergeordnete Position eines Scholasten ab, schlüpft in Fausts akademische Robe und übernimmt dessen Rolle als Professor im Urfaust, bzw. Dozent im ersten Teil der Tragödie.

Frank Nager zählt Mephistopheles zu den insgesamt vier Ärztepersönlichkeiten im Werk. Er sieht in ihm den Inbegriff eines „medizinischen Scharlatan[s]“, eines „Vorfahre[n] des DocteurKnox“, aber auch eines „deutsche[n] Professor[s]“.²⁵⁴ Im Hinblick auf das Thema der vorliegenden Dissertation wird Mephistopheles nicht als eigenständige Arztgestalt betrachtet, da er ohne Faust nicht denkbar ist.

Als möglichen Interpretationsansatz kann in Mephistopheles die Personifizierung der dunklen, destruktiven Wesensanteile Fausts gesehen werden, oder auch im Sinne des in der Dichtung gebrauchten „Doppelgängers“ (z.B. Chamisso, 1813; E.T.A. Hoffmann, 1822; Dostojewski, 1846; H.Ch. Anderson, 1847; Storm, 1887) als Symbol „innerer Gespaltenheit“²⁵⁵ oder im Sinne der Romantik des Selbstverlustes. Darüber hinaus ist Mephistopheles die Spiegelfigur im Werk. Wie bereits unter 4.2.4 erwähnt, konnte Goethe durch ihn unbeschadet Kritik am medizinischen Establishment, hier vor allem an der Hochschullehre und dem ärztlichen Beruf, üben.

Durch ihn wird der erste Eindruck, den die Gelehrtentragödie vom universitären Gefüge vermittelt hat, weiter vertieft, aber aufgrund der teuflischen Verkehrung auch ins Gegensätzliche gewendet, entstellt

²⁵² Steiner, Schroer in Praskauer:1982, Bd. 1, S. 95

²⁵³ Schiller an Goethe, 26.6.1797: Werke, 1977, Bd. 29, S. 88-89

²⁵⁴ Nager: 1994, S. 240-241

²⁵⁵ Vgl. Schmitt, in: Barkoff; von Engelhardt (Hg.): 2010, S. 243-257

und ins Absurde geführt, wodurch relevante Gesichtspunkte noch einmal deutlicher hervortreten. Das gilt im Besonderen für die Sicht auf die drei eigenständigen Arztgestalten im Werk, deren Bemühen und Scheitern durch den vermeintlichen Arzt und Dozenten Mephistopheles reflektiert wird.

Indem der Teufel Faust als Dozenten ersetzt und damit auch dessen Identität untergraben hat, ist Mephistopheles ein erster großer Sieg gelungen. Als der unsichere, aber hoch motivierte Schüler das Studierzimmer betritt, wittert der Teufel bereits ein neues Opfer, eine weitere Gelegenheit. Fern von seinem Elternhaus wendet sich der Gymnasiast vertrauensvoll an den weithin bekannten und geschätzten Gelehrten, von dessen beratendem Gespräch er sich Aufschlüsse für sein künftiges Studium, die Wahl zwischen vier Fakultäten, erhofft. Die Belegung eines Philosophiestudiums (Studium artes) mit den Fächern Rhetorik, Metaphysik und Logik, war vom 16. bis in das 18. Jahrhundert hinein für einen angehenden Akademiker obligatorisch. So rät auch Mephistopheles dem jungen Mann zum „Collegium Logicum“. Goethe selbst hat nach eigenen Angaben in Leipzig Vorlesungen zur Logik besucht, eine Erfahrung, die er in seinen Lebenserinnerungen schildert: „Meine Kollegia besuchte ich anfangs emsig und treulich; die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern“.²⁵⁶

Mephistopheles scheint bestens dafür geeignet zu sein, um über die „Qualität“ der ehemals hoch bildsamen, zu Goethes Zeiten aber bereits auf ein oberflächliches Niveau herabgesunkene Veranstaltung aufzuklären: „Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben, Sucht erst den Geist heraus zu treiben, Dann hat er die Teile in seiner Hand, Fehlt leider! Nur das geistige Band.“ (1936-1939) Goethe, dem selbst das Benutzen von Brillen für den klaren Blick als abträglich erschien, war das Trennen und Zergliedern von Wesensbestandteilen der Natur, wie es Mephistopheles spöttisch propagiert, zeitlebens ein Dorn im Auge.

Nicht das Aneinanderfügen von Wissensbruchstücken lag seinem Verständnis von den Naturwissenschaften zugrunde, sondern die stete Suche nach einer ursprünglichen Gemeinsamkeit - dem geistigen Band, das alle Teile vereint. Goethe wünschte sich diese Ganzheitlichkeit in der medizinischen Ausbildung verwirklicht zu sehen und setzte sich für Veränderungen im Medizinstudium ein, wie ein Brief kurz vor Goethes Tod am 4. Februar 1832 an den Berliner Geheimrat Beuth (1781-1853) zeigt. In diesem Schreiben bezieht er sich auf Gedanken zur plastischen Anatomie, die er bereits in seinen *Wilhelm Meister* einfließen ließ.²⁵⁷ So schrieb er diesbezüglich: „Ich habe dort unter Paradoxie und Fabel gar manches versteckt oder problematisch vorgetragen, dessen früher oder spätere Ausführung mir längst am stillen Herzen lag.“²⁵⁸

²⁵⁶ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 272

²⁵⁷ Goethe: Werke FA, 1989, I. Abt., Bd. 10, S. 602-612

²⁵⁸ Goethe an Beuth, 4.2.1832: Werke FA, 1987, I. Abt., Bd. 24, S. 843-850



Abb. 10 vermutl. Dürer: Bebrillter Scholar (1495)

Goethe beschäftigte die Vorstellung, dass man Obduktionen möglicherweise durch das Plastizieren von Körperstrukturen ersetzen könnte. Von einer ganzheitlichen Idee des menschlichen Körpers ausgehend, kann so durch die künstlerische Darstellung ins anatomische Detail gegangen werden. Für Goethe war das die Synthese von Natur- und Geisteswissenschaft mit der Kunst.²⁵⁹ Für die Möglichkeit der praktischen Umsetzung hatte sich Goethe bereits darum bemüht, einen Anatomen sowie einen Wachsbildner zu gewinnen. Wenn es auch zu keiner weitreichenden, unmittelbaren Verwirklichung seiner Anregungen kam, so fand Goethes Wissen doch auf die eine oder andere Weise Einlass in die Medizin der Gegenwart. Ein Beispiel ist die Universität Witten-Herdecke, die sich dem Werk Goethes sehr verbunden fühlt. Hier verpflichtet sich jeder Student, parallel zum Medizinstudium, ein Studium fundamentale zu durchlaufen. Die Studenten haben dabei die Möglichkeit, Kurse aus den Fachbereichen Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften, Literatur und Kunst zu belegen. Eine abschließende Promotion zum Doktor der Philosophie ist möglich. Anatomisches Zeichnen und Plastizieren gehört ebenso wie ein Beobachtungspraktikum zum festen Bestandteil des Grundstudiums.

Die Erfindung des Mikroskops im 16. Jahrhundert stellt einen Meilenstein in der Medizingeschichte dar, die mit weitreichenden Veränderungen verbunden war. Durch eine beständige Weiterentwicklung wurde das Mikroskop für die Medizin zu einem präzisen, bis in das 21. Jahrhundert unentbehrlichen Hilfsmittel, das die heutige Histologie erst ermöglichte. Doch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts

²⁵⁹ Vgl. von Weiszäcker:1992; vgl. von Engelhardt; Wißkirchen (Hg.): 2003 a, S. 131-133

stand nicht nur Goethe dem Mikroskop skeptisch gegenüber.²⁶⁰ Selbst in wissenschaftlichen Kreisen herrschte Uneinigkeit über die Vertrauenswürdigkeit des technischen Instrumentes. Marie-François-Xavier Bichat- der Mikroskope als „Maschinen des Irrtums“ grundsätzlich ablehnte -, gelang es zwar, eine Vielzahl unterschiedlichster Gewebestrukturen zu differenzieren und zu kategorisieren und somit „den Grundstein für die pathologische Anatomie des 19. Jahrhunderts“ zu legen,²⁶¹ doch waren der Betrachtung mit dem bloßen Auge eindeutige Grenzen gesetzt. Marcello Malpighi (1625-1649) gelang es mithilfe mikroskopischer Untersuchungen William Harveys (1578-1657) Vorstellungen vom Herz-Kreislaufsystem zu bestätigen. Harvey selbst war durch Experimente zu der Einsicht gelangt, dass eine Beziehung zwischen den Blutsystemen besteht, verzichtete jedoch bei seiner Forschungsarbeit auf die Verwendung eines Mikroskops. Stattdessen arbeitete er nach dem anatomischen Grundsatz, dass der Untersucher sich mit eigenen Augen ein Bild vom Gegenstand der Untersuchung machen müsse. In Deutschland gelang es, durch weitere technische Verfeinerungen große Erfolge im Bereich der Zellbiologie zu erlangen. Mit der Differenzierung der Zelle glaubten die Vertreter der Wissenschaften den gemeinsamen Grundbaustein von Pflanzen, Tieren und Menschen gefunden zu haben. In gewisser Weise spiegeln sich in dieser Vorstellung auch Goethes Gedanken zu einem ursprünglichen Plan - einem verbindenden Ganzen-, wie sie der Idee der Urpflanze zugrunde liegen. Später erweiterte Rudolf Virchow diese Erkenntnisse und beschrieb 1858 in seinem Werk *Die Zellulärpathologie* den Zusammenhang zwischen Krankheiten des menschlichen Organismus und den Erkrankungen der Zellen. Die Zellulärpathologie avancierte zur Grundlage für weitere medizinische Fortschritte, die eine Bekämpfung von infektiösen Erkrankungen – Seuchen -, wie sie auch noch zu Lebzeiten Goethes wüteten, erst möglich machte.

Der Rat suchende Schüler ist inzwischen von den teuflischen Reden völlig verwirrt. Mephistopheles ist schnell bereit, dessen aufkeimenden Bedenken zu entkräften: „Das wird nächstens schon besser gehen, Wenn Ihr lernt alles reduzieren Und gehörig klassifizieren“ (1943-1945). Zu Goethes Lebenszeit begann das Zeitalter der systematischen Erfassung von Wissensbeständen.

Forscherpersönlichkeiten des 18. und 19. Jahrhunderts, wie Carl von Linné (1707-1778), William Cullen (1710-1790), Alexander von Humboldt (1769-1859), M.F.X. Bichat (1771-1802), Johann Christian Heinroth (1773-1836), um nur einige Namen zu nennen, zeugen durch ihre Werke von den Bemühungen, alle „Neuheiten“ der Welt in einer eigenen Systematik, bzw. Nosologie zu erfassen und zu klassifizieren. Goethe selbst hegte große Sammelleidenschaften, die ihn allerdings nicht im Sinne des Teufels das Reduzieren lehrten, dafür aber oftmals von seiner dichterischen Tätigkeit abschweifen ließen, wie Schiller gegenüber Johann Friedrich Cotta (1764-1832) mehrfach beklagte: „über den vielen Liebhaber-Beschäftigungen, die er sich mit wissenschaftlichen Dingen macht, zerstreut er sich zu sehr. Beinahe verzweifle ich daran, daß er seinen „Faust“ noch vollenden wird.“²⁶²

²⁶⁰ Carus: 1948, S. 101

²⁶¹ Porter: 2003, S. 267

²⁶² Schiller an Cotta, 10.12. 1801, in: Schiller: Werke, 1985, Bd. 31, S. 76-77

Allein Goethes *Faust* zeigt, wie viel Weltwissen zwischen den einzelnen Themenbereichen liegt und diese wie ein geistiges Band miteinander verbindet. Goethes Kritik, die er durch Mephistopheles äußert, richtet sich vermutlich weniger gegen eine aus didaktischen Gründen notwendige Schaffung eines wissenschaftlichen Ordnungssystems, als vielmehr gegen eine allzu eindimensionale Sichtweise. Im folgenden Monolog erläutert Mephistopheles, ganz Dozent, die Unabdingbarkeit einer disziplinierten akademischen Arbeitsweise. Neben Pünktlichkeit und Fleiß wurde vorausgesetzt, dass der Student ein zuvor vom Lehrer festgelegtes Werk studiere, das anschließend die Vorlesungsgrundlage darstellte:

„Nehmt ja der besten Ordnung wahr.	Paragraphos wohl einstudiert,
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;	Damit ihr nachher besser seht,
Seid drinnen mit dem Glockenschlag!	Daß er nichts sagt, als was im Buche steht.“
Habt euch vorher wohl präpariert,	(1955-1961)

Diese praktischen Anweisungen und klaren Vorgaben sind dem nunmehr erleichterten Schüler wesentlich vertrauter. Der frontale Vorlesungsstil, die einseitige Lernpraxis, welche sich an einer anschließenden Reproduktion im Examen orientierte, begründeten seit jeher jene Vorwürfe, die bevorzugt gegen das Medizinstudium gerichtet waren. Ein Thema, das auch im 21. Jahrhundert nichts an Aktualität verloren hat. Im Artikel *Häftlinge moralischer als Mediziner?* einer Münchner Tageszeitung wurde über den weltweit ersten Versuch zur Messung moralischer Urteilkraft berichtet. Entwickelt wurde das Testverfahren von Georg Lind, Psychologe an der Universität Konstanz. Die Untersuchung mit 1149 Studenten unterschiedlicher Fachbereiche hat ergeben, dass die moralische Urteilsfähigkeit besonders bei Medizinstudenten im Laufe des Studiums abnimmt. Lind nennt den Grund: „Gerade im Fach Medizin müsse viel gepaukt werden. Eigenständiges Denken sei weniger gefragt.“²⁶³ Die Verschulung der Universitäten war kein ausschließliches Problem der ärztlichen Ausbildung, sondern betraf vielmehr das gesamte Hochschulgefüge, wie Goethe bereits gegenüber Wilhelm von Humboldt beklagt hatte. Dennoch wird im *Faust* die Medizin auf besondere Weise hervorgehoben. Inzwischen hat die Reform des Medizinstudiums begonnen. Interdisziplinäre Arbeitsweisen, patientenorientierte Praktika, Bedside teaching, aber auch Fachdisziplinen wie Palliativmedizin, Gesundheitsprophylaxe, Geschichte- und Ethik der Medizin stellen neue bzw. neu belebte Studienschwerpunkte dar.

Der Schüler im *Faust* hat für seine Ausbildung drei Jahre eingeplant. Bei einer durchschnittlichen Studienzeit von vier Jahren, auch für damalige Verhältnisse eine vergleichsweise kurze Zeit, um das weite Feld der Wissenschaften zu erfassen. Aus diesem Grund erhofft sich der zukünftige Student eine fundierte Fachberatung. Nacheinander führt Mephistopheles die Fakultäten ad absurdum, um am Ende zielstrebig bei der Medizin anzugelangen. Bezeichnenderweise raunt er gerade in diesem Moment zu

²⁶³ Lind, in: AZ, 3.8.2009, S. 17

sich selbst: „Muß wieder recht den Teufel spielen“ (2010) und offenbart dadurch einmal mehr seine diabolische Seite. Hier will er nicht mehr Heinrich Faust in dessen Rolle als Dozent imitieren, sondern der Teufel selbst im Professorenrock sein. Die Ausführung über die Medizin wird von Goethe nicht nur am ausführlichsten dargestellt, sondern bildet auch gleichzeitig den Gipfel an Sarkasmus:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen; So tausendfach	
Ihr durchstudiert die groß‘ und kleine Welt	Aus einem Punkte zu kurieren,
Um es am Ende gehn zu lassen,	Und wenn ihr halbwegs ehrbar tut,
Wie‘ s Gott gefällt.	Dann habt ihr sie all‘ unter‘ m Hut.
Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,	Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;	Daß Eure Kunst viel Künste übersteigt;
Doch der den Augenblick ergreift,	Zum Willkomm‘ tappt Ihr dann nach allen
Das ist der rechte Mann.	Siebensachen,
Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut,	Um die ein anderer viele Jahre streicht,
An Kühnheit wird‘ s euch auch nicht fehlen,	Versteht das Pulslein wohl zu drücken,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,	Undfasset sie, mit feurig schlaun Blicken,
Vertrauen euch die andern Seelen.	Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Besonders lernt die Weiber führen;	Zu seh‘ n, wie fest geschnürt sie sei.“
Es ist ihr ewig Weh und Ach	(2011-2036)

Die Rede des Teufels brilliert einerseits durch ihre trefflich prägnante wie auch zynisch scharfe Sprache, die erstaunt und amüsiert. Andererseits erhält die Medizin, wie auch ihre ärztlichen Vertreter, auf den ersten Blick eine ausgesprochen unangenehme Sonderstellung. An dieser Stelle gilt es jedoch zu bedenken, dass eine kritische Zuwendung auf einen Sachverhalt hin nicht selbstverständlich dessen Abwertung bedeuten muss. Die Tatsache, dass Goethe seinen Fokus auf die Medizin richtet, kann auch von einem anderen Standpunkt aus betrachtet werden. Hier rückt die Gewichtung, die der Dichter der Heilkunde stets beigemessen hat, in den Vordergrund. Goethe, der als Student der Jurisprudenz dem Fach Medizin mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat als den Vorlesungen seiner eigentlichen Fakultät, wusste selbstverständlich, dass „der Geist der Medizin“ eben nicht „leicht zu fassen“ (2011) ist. Wie er bereits in frühen Jahren beschrieb, sah Goethe gerade im ganzheitlichen Ansatz der Medizin die Faszination der Disziplin: „[D]ie einzigen Studierenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die kompliziertesten. Die Medizin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt.“²⁶⁴

Dass trotz dieser Bemühungen eine Heilung des Patienten damals wie heute nicht immer möglich war und ist, entspricht einer Tatsache, mit der sich jeder Arzt im Laufe seines Studiums und der späteren Tätigkeit immer wieder konfrontiert sieht. Im Gegensatz zu den eingeschränkten therapeutischen

²⁶⁴ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 394

Möglichkeiten um 1800 bietet die Medizin des 21. Jahrhunderts eine beeindruckende Bandbreite an Pharmaka und innovativen Verfahren. Gerade die großen Erfolge suggerieren jedoch eine Sicherheit, vielleicht sogar eine Überlegenheit, die, unreflektiert, jedes therapeutische „Scheitern“ als Kränkung erscheinen lassen. Es ist ein nie endender Prozess der Selbstreflexion, der einem Arzt die Ruhe, aber niemals die Gelassenheit geben kann, „es am Ende gehen zu lassen, Wie’s Gott gefällt“ (2013-2040). Wortgewaltig und ohne Nachsicht richtete Paracelsus seine Kritik gegen diejenigen ärztlichen Kollegen, deren Therapie auf dem Prinzip von Versuch und Irrtum beruhte. Paracelsus warnte vor falschen Ärzten, die ihren Patienten mehr Elend als Nutzen brachten.²⁶⁵

Wer den richtigen „Augenblick ergreift“ (2017), ist in den Augen des diabolischen Dozenten für den Arztberuf der „rechte Mann“ (2018). So gab es zu allen Zeiten der Medizingeschichte Ärzte, die den Augenblick für sich zu nutzen wussten. Doch auch hier existiert eine Kehrseite. In der Tat zeichnet sich ein Arzt durch sein Wissen, aber auch durch seine Erfahrung und das Gespür aus, zu wissen, wann man als Arzt der Krankheit ihren Lauf lässt, oder wann couragiertes Eingreifen notwendig wird. Dazu bemerkte Goethe: „Suche nicht vergebne Heilung! Unser Krankheit schwer Geheimnis schwankt zwischen Übereilung und zwischen Versäumnis.“²⁶⁶ Der Chirurg Ambroise Paré (1510-1590) beschrieb die Voraussetzungen für seinen Beruf: „Ein Chirurg muss sowohl eine starke, feste und kühne Hand als auch ein resolutes, gnadenloses Wesen haben, um die Heilung in die Hand zu nehmen.“²⁶⁷

Von der Renaissance an stärkten sich der Status und somit auch das Selbstbewusstsein der Ärzte. Aufgrund der ökonomischen Lage keimte eine gewisse Intoleranz gegenüber Vertretern anderer medizinischer Heilberufe auf, die nicht selten, durch harte Worte untermauert, ein befremdliches Bild der Ärzteschaft zeichnete. Doch dabei belässt es Goethe nicht.

Die provokante Aufforderung des Teufels, Ärzte mögen sich durch ihre berufliche Stellung das Vertrauen der weiblichen Patientenschaft erschleichen, bezeichnet einen weitaus schlimmeren Verstoß gegen ein grundlegendes, moralisches Gesetz in der Medizin. Bereits der Eid des Hippokrates forderte, dass ein Arzt sich niemals aufgrund seiner Position einen Vorteil bei ihm Anvertrauten verschaffen darf, sondern stets „zum Nutzen der Kranken, frei von jedem willkürlichen Unrecht und [...] den Werken der Lust an den Leibern der Frauen“ zu handeln habe.²⁶⁸ Eine Forderung, die bis heute Gültigkeit besitzt. Einer der vielen Vorwürfe, die gegen Anton Mesmer erhoben wurden, war, dass er sich mit seinen scheinbar zweifelhaften Methoden vor allem bei der Damenwelt Erfolge zu schaffen wusste. Inwieweit Goethe durch lebende ärztliche „Vorbilder“ zur folgenden Passage angeregt wurde, und ärztliches Handeln tatsächlich Anlass zu diesen Zeilen gab, kann nur vermutet werden. Doch sicherlich hat er der „Weiber [...] ewig Weh und Ach“ aus unmittelbarer Nähe selbst erlebt.

²⁶⁵ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): Werke, 1924, I. Abt., Bd. 8, S. 209

²⁶⁶ Goethe: Werke FA, 1988, I. Abt., Bd. 2, S. 394

²⁶⁷ Porter: 2003, S. 192

²⁶⁸ Balkenohl: 2009, S. 6; vgl. Lichtenthealer: 1984

Nach einem Besuch bei Goethe schreibt Caroline von Beulwitz (1763-1847) am 5. Dezember 1789 an Schiller: „Er [Goethe] dauert mich so: sein Liebchen ist in Kindsnöten seit fünf Tagen und wird vermutlich sterben, er sah milder aus als gewöhnlich und zerstreut.“²⁶⁹ Goethe und seine Frau Christiane Vulpius (1765-1816) verloren vier ihrer fünf Kinder kurz nach der Geburt. Als am 19. Dezember 1802 die nur drei Tage alte Tochter stirbt, schreibt Goethe noch am gleichen Tag an Schiller: „Die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Wert Ihres Anteils.“²⁷⁰ Aber auch Frauenschicksale aus Goethes näherem Umfeld sind überliefert, wie z.B. ein Brief von Herzog Carl August, der am 26. April 1789 seiner Mutter offen und detailliert die dramatische Geburt eines seiner Kinder schildert, die unter der Geburtshilfe von Hofrat Stark stattfand: „[D]adurch entstanden ungeheure Schmerzen und ein sehr starker Blutverlust. Meine Frau hat abscheulich gelitten und war in sehr grosser Gefahr.“ Das Kind verstarb an den Folgen einer Hirnblutung.²⁷¹

Von der hohen Geburtenrate zu dieser Zeit zeugen Frauenbiografien wie die Charlotte von Steins (1742-1827), welche in acht Jahren ihrer Standesehe sieben Kinder zur Welt brachte, oder von Preußens Königin Luise (1776-1810), die mit 34 Jahren als zehnfache Mutter starb. Obgleich die genannten Frauen aufgrund ihres gesellschaftlich privilegierten Ranges ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen konnten, war die Wirklichkeit ernüchternd. Medizinische Schriften sowie Lehrbücher der Gynäkologie und Geburtshilfe geben auch heute noch einen realistischen Einblick in eine Frauenheilkunde, die sich um 1800 noch in ihren Anfängen befand und deren Therapieformen mit dem heutigen Verständnis von Medizin nur noch schwer vereinbar sind. (Hufeland, 1831; Carus, 1820)

Der Wunsch, die „tausendfach[en]“ (2025) Leiden vieler Generationen von Frauen von „Herz zu Herzen“ (544) „[a]us Einem Punkte zu kurieren“ (2026), ist unbedingt zu begrüßen, existiert zu diesem Zeitpunkt jedoch nur in der frivolen Fantasie des Teufels. Viele Jahre medizinischer Forschungsarbeit und Bemühungen um praktische Umsetzung waren notwendig, bevor Patientinnen tatsächlich von der Gynäkologie profitieren konnten, und eine ganzheitliche Frauenheilkunde überhaupt denkbar wurde.

Mephistopheles, der falsche Dozent, schreibt stattdessen die vorteilhafte Stellung der Mediziner einem stattlichen Äußeren, kalkulierter Beredsamkeit und dem Tragen mindestens eines akademischen Titels zu. Das Führen von Titeln war seit jeher mit gesellschaftlichem Ansehen verbunden, manchmal aber auch im Sinne der Existenzsicherung unumgänglich. Ob zu Fausts oder Goethes Zeiten, daran hat sich bis in unsere Gegenwart nur wenig geändert.²⁷² Goethe, der sein Leben am Weimarer Hof in einer hierarchischen Abhängigkeit verbrachte, war durchaus nicht frei von diesen Konventionen. Einerseits wusste er sie für sich zu nutzen, andererseits behinderten sie ihn in seiner kreativen Lebensführung.

²⁶⁹ Damm: 2001, S. 138

²⁷⁰ ebda.: S. 291

²⁷¹ ebda.: S. 138-139

²⁷² Vgl. Nager: 1994, S. 244

Christoph Wilhelm Hufeland hatte mit seiner Berufswahl auch eine Hypothek übernommen. Als Sohn und Enkel angesehener Ärzte sah er sich verpflichtet, ebenfalls deren Rang einzunehmen. Er selbst beschreibt die unglückseligen Umstände, unter denen ihm der Titel des Leibarztes der Weimarer Herzogsfamilie vorerst versagt blieb. Dabei ging es Hufeland, der später auf die Verleihung eines Adelsprädikats verzichtete, nicht um sein eigenes Ansehen, vielmehr bedauerte er, dass seinem Vater diese Ehre durch den Sohn versagt blieb und, wie er vermutete, zu dessen frühem Tod beigetragen hatte.²⁷³

Der vertrauensselige Schüler, der in seiner jugendlichen Offenheit für die „Wissenschaft und die Natur“ (1901) leider auch den Reden des Teufels im Professorenrock Glauben schenkt, zeigt durchaus Gefallen an den Möglichkeiten, welche die Medizin ihren Gefolgsmännern bieten kann. Allerdings wirken die Worte des Mephistopheles so stark auf den Arglosen, dass dieser seine Studienwahl vertagen muss. Den Wunsch des Schülers, einen Eintrag des berühmten Gelehrten in sein Stammbuch zu erhalten, erfüllt der Teufel prompt: „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum“ - „Ihr werdet sein wie Gott und wissen was Gut und Böse ist.“ (2048) Ein Satz, der wie ein Orakelspruch in die Zukunft weist und im ersten Moment wenig teuflisch erscheint. Doch nachdem sich der Schüler verabschiedet hat, ergänzt Mephistopheles seine Worte, die im Bezug auf die Medizin und ihre Ärzte durchaus Anlass zur Besorgnis geben können: „Folg‘ nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange, Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!“ (2049)

Faust erscheint reisefertig. Er ahnt nicht das Schadensausmaß, das durch seine Abwesenheit verursacht wurde. Welchen Eindruck trägt der Schüler mit sich fort, von einem vermeintlichen Gelehrten und Arzt, der ein entstelltes Bild von der Medizin gezeichnet hat? Wählt dieser Schüler tatsächlich die Medizin als Fakultät, welchen Typus Arzt würde er später vertreten?

Im zweiten Teil der Tragödie kehrt Mephistopheles mit dem ohnmächtigen Faust in dessen ehemaliges Studierzimmer zurück. Obwohl mindestens ein Jahr zwischen den Szenen liegt, scheint alles nahezu unverändert. Bei der Betrachtung des akademischen Talarserinnert sich der Teufel genüsslich an sein früheres Schelmenstück. Durch diese Gedanken freudig erregt, steigen in seinem Innern neue Ideen auf:

„Es kommt mir wahrlich das Gelüsten,	Wie man so völlig recht zu haben meint.
Rauchwarme Hülle, dir vereint,	Gelehrte wissens zu erlangen,
Mich als Dozent noch einmal zu erbrüsten,	Dem Teufel ist es längst vergangen.“ (6586-6591)

Noch einmal will er in die Rolle des Dozenten schlüpfen, um, wie er spöttisch erklärt, die entsprechenden Vorzüge dieser Position erneut zu genießen.

Als der Teufel den Professorenpelz ausschüttelt, kommen verschiedene Arten von Ungeziefer daraus hervor, die im Chor Mephistopheles Trefflichkeit rühmen. Er selbst weiß jedoch am Besten, was er in

²⁷³ Vgl. Pfeifer: 2000, S. 56

die Seele des Schülers gesät hat. Während seine Blicke im Studierzimmer umherschweifen, gesteht der Teufel: „Dem Hohlaug‘ jener Totenköpfe. In solchem Wust und Moderleben Muß es für ewig Grillen geben.“ (6613-6615)

Der Begriff „Grillen“ kann hier im doppeldeutigen Sinn auf die Spezies der Insekten, aber auch auf die „Grillenkrankheit“, die Melancholie hinweisen. Den Pelz überwerfend, kommt Mephistopheles zu dem Schluss, dass kein Professor ohne Studenten, keine Universität ohne hierarchisches Gefüge existieren kann: „Doch hilft es nichts, mich so zu nennen; Wo sind die Leute, die mich anerkennen! (6618-6619)“ Um seiner Einsicht Folge zu tragen betätigt er die Glocke und gleich darauf erscheint der aufgeregte Famulus. Auch ihn, den interessierten Langzeitstudenten, trifft der Hohn des Teufels:

„Ich weiß es wohl, bejährt und noch Student,
Bemooster Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studiert so fort, weil er nicht anders kann.
So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist bauts doch nicht völlig aus.“ (6638-6641)

Als der Famulus davoneilt, um seinem Vorgesetzten, Doktor Wagner, von der Rückkehr Fausts zu berichten, kommt es zu einer Wiederbegegnung zwischen Mephistopheles und dem ehemaligen Schüler. Inzwischen ist dieser zum Baccalaureus aufgestiegen und erinnert sich mit Bitterkeit an ihr erstes Zusammentreffen. Sofort konfrontiert er den Teufel mit dessen früheren Äußerungen über den Zusammenhang von Wissenschaft und Leben. Er beklagt, dass die einseitige Ausrichtung auf blinde Gelehrsamkeit bei ihm zum Verlust einer ganzheitlichen Sicht auf die wesentlichen Dinge des Lebens geführt hat. Deutlich scheinen hier Parallelen zu Fausts Biografie auf, der sich im Eingangsmonolog des ersten Teils selbstzweifelnd siniert: „Und ziehe schon an die zehen Jahr‘Herauf, herab und quer und krumm Meine Schüler an der Nase herum - Und sehe, daß wir nichts wissen können!“ (361-364) Ähnlich, nahezu spiegelbildlich äußert Baccalaureus im zweiten Teil „Aus den alten Bücherkrusten Logen sie mir, was sie wußten, Was sie wußten, selbst nicht glaubten, Sich und mir das Leben raubten.“ (6707-6710)

Der folgende Dialog widmet sich diesem Thema. Der verhärmte Baccalaureus sieht die Stunde der Vergeltung gekommen. Die Wut des Jüngeren auf den Professor, der ihn, so weiß er jetzt, um sein Leben betrogen hat, steigert sich zu blankem Hass. Klar und drohend gibt er ihm zu verstehen, dass er nicht mehr der naive Schüler von damals ist. Doch er bemerkt in seiner Wut nicht, dass der Teufel weiterhin ein Spiel mit ihm treibt, allerdingens auf weit höherem Niveau. Die Rede des Mephistopheles ist wieder sehr facettenreich. Sie umfasst weise Gedanken ebenso wie Spott und zynische Bemerkungen.

Durch eine scheinbare Schuldeinsicht führt der Teufel sein Gegenüber erneut in die Irre, dessen Schelte sich an dieser Stelle nicht nur auf Mephistopheles bezieht. Es ist eine grundsätzliche

Abrechnung mit den Lehrenden. Er bezichtigt sie der bewussten Täuschung und Manipulation. Unerbittlich kontert er auf ähnliche Weise wie früher Faust. Für ihn ist all das erworbene Wissen „Schaum und Dunst!“ (6758) Mephistopheles lenkt scheinbar ein und bekennt reumütig: „Mich deucht es längst. Ich war ein Tor, Nun komm‘ ich mir recht schal und albern vor.“ (6762-6764) Einsichten wie diese treffen den richtigen Nerv des Jüngeren. Mit einem sarkastischen Unterton bekundet er seine Freude darüber, dass er in ihm den ersten Alten sieht, der Verstand und Vernunft besitzt. Mephistopheles geht noch einen Schritt weiter und gesteht: „Ich suchte nach verborgen-goldnem Schatze, Und schauerliche Kohlen trug ich fort“ (6766-6767), vergleichbar mit den Worten Fausts, bezüglich seines Famulus Wagner: „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet, Der immerfort an schalem Zeuge klebt, Mit gier‘ger Hand nach Schätzen gräbt, Und froh ist wenn er Regenwürmer findet!“ (602-605) Während Mephistopheles den Schwachen mimt, lockt er sein Gegenüber immer mehr auf seine dunklen Bahnen. Durch die vorgetäuschten Einsichten des Teufels fühlt sich der Baccalaureus bestärkt und lässt sich zu despektierlichen Äußerungen hinreißen.

Im Jahr 1527 wurde auf Paracelsus ein Pamphlet verfasst und öffentlich am Baseler Münster angeschlagen. Paracelsus vermutete aufgrund der Wortwahl, dass der Verfasser aus den Reihen seiner Hörerschaft stammen musste. Der anonyme Autor bezog sich in seiner Schmähschrift auf Paracelsus Veranstaltungen: „Was willst Du denn in Deinen Vorlesungen sagen, Du lebst ja nur von gestohlenem Geistesgut! Am besten ist für Dich ein Strick, an dem Du Dich aufhängen kannst.“²⁷⁴

In jugendlicher Überheblichkeit stilisiert der Baccalaureus die Jugend zur einzigen Quelle der Kraft und geistigen Macht: „Hat einer dreißig Jahr vorüber, So ist er schon so gut wie tot. Am besten wär‘s, euch zeitig totzuschlagen.“ (6787-6789) Darauf hat selbst der Teufel nichts mehr zu erwidern. Der Samen, den er in der Seele des jungen Mannes gesät hat, ist aufgegangen. Die Frage, ob der ehemalige Schüler der Empfehlung des Teufels zum Medizinstudium folgen wird, bleibt in der Tragödie zwar ungeklärt, ist letztlich aber nicht von Bedeutung. Entscheidend ist vielmehr die überzeugende Rollenidentität des Mephistopheles als Vertreter der Professorenschaft, da er den Worten des Baccalaureus zufolge nicht von den anderen Lehrern zu unterscheiden war.

4.2.6 Die „Therapie“ des Mephistopheles

Wie versprochen, hat sich Mephistopheles zu einem zweiten Besuch bei Faust eingefunden. Der Teufel erscheint nicht mehr im schwarzen Rock eines Scholaren, sondern: „In rotem goldverbrämtem Kleide, Das Mäntelchen von starrer Seide, Die Hahnenfeder auf dem Hut, Mit langem, spitzen Degen“ (1536-1539). In der stutzerhaften Kleidung eines Junkers versucht er, Faust von seiner gelehrten Tätigkeit abzulenken.

Hufeland erinnert sich rückblickend an zeitweise erschwerte Studienbedingungen, die sich für ihn durch eine besondere Spezies innerhalb der Studentenschaft ergaben. Diese kecken jungen Männer

²⁷⁴Benzenhöfer: 1997, S. 62

provozierten nicht nur durch ihre Überheblichkeit und ihr äußeres Erscheinungsbild, sondern avancierten darüber hinaus zum Schrecken ihrer Kommilitonen wie auch der umliegenden Bevölkerung. Es kam zu gravierenden Ausschreitungen und die Gefahr, ehrenhalber in ein Duell verwickelt zu werden war groß. „Der Ton unter den Studierenden in Jena war damals über alle Maßen roh, liederlich und ausgelassen, der echte alte Kommet in voller Herrschaft; Landsmannschaften, Kommerse, Saufgelage, Schlägereien an der Tagesordnung“.²⁷⁵ Da Hufeland eine Ausbildung unter derartigen Bedingungen als unmöglich erschien, verließ er 1784 Jena, um sein Medizinstudium an der Universität Göttingen fortzusetzen.²⁷⁶

Die Bedeutung des Gewandes erfuhr Goethe bei seinem Studienantritt, als er durch seine provinzielle Garderobe Aufsehen erregte. Das Gefühl, nicht dazuzugehören, gipfelte in der Selbsterkenntnis, die er bei dem Besuch eines Theaterstückes erlangte. „Als aber Herr von Masuren, der so beliebte Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich den Mut und wagte, meine sämtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauschen.“²⁷⁷

Wenngleich Paracelsus die Geltungssucht seiner ärztlichen Kollegen, ihre Eitelkeit, ihr Streben nach Macht, Geld und schönen Kleidern anprangerte,²⁷⁸ so fordert dagegen schon Hippokrates, dass Ärzte Augenmerk auf ihr Äußeres legen sollten, d.h. standesgemäß zu erscheinen hätten.

Der Teufel stellt Faust durch den symbolischen Akt des Kleiderwechsels eine Befreiung aus der Enge des Daseins in Aussicht: „Und rate nun dir, kurz und gut, Dergleichen gleichfalls anzulegen; Damit du, losgebunden, frei, Erfahrest, was das Leben sei“ (1540-1543)

Die Worte des Mephistopheles legen Parallelen zu Reils *Curmethode* nahe, die neben einer inneren Wandlung auch eine Veränderung des äußeren Erscheinungsbildes - ein freiwilliges Ablegen der alten Kleider anrät.²⁷⁹ Obwohl der Vertrag noch nicht geschlossen ist, zeichnet sich bereits zu diesem Zeitpunkt die Problematik ab, welche die Arbeit des Teufels im weiteren Verlauf wesentlich beeinträchtigen wird.

Mephistopheles, der klare, aber kalte Geist, besitzt zwar ein breites Wahrnehmungs- und Wissensspektrum sowie die Fähigkeit, in die menschliche Gefühls- und Gedankenwelt einzudringen. Die Tiefen in der Seele Fausts aber bleiben für den Teufel unergründlich. Faust, der schwermütige Skeptiker weist den Rat mit der Begründung zurück: „In jedem Kleide wird‘ ich wohl die Pein Des engen Erdelebens fühlen.“ (1543-1545) Mit rhetorischem Geschick führt Mephistopheles das weitere Gespräch und lockt mit schlagenden Argumenten. Obwohl er Faust nicht überzeugen kann, willigt dieser aufgrund seiner seelischen Verfassung schließlich doch in die Bedingungen des Abkommens ein, das wie ein Therapievertrag zwischen Arzt und Patient erscheint. Mephistopheles übernimmt in diesem Moment auch Fausts Position als Arzt. Für den schriftlichen Vertragsschluss fordert der

²⁷⁵ Hufeland, in: Pfeifer: 2000, S. 32

²⁷⁶ Pfeifer: 2000, S. 32-34

²⁷⁷ Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 274-275

²⁷⁸ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1928, I. Abt., Bd. 10, S. 434

²⁷⁹ Vgl. Reil: 1803, S. 450; vgl. Rothe: 2009, S. 48

scheinbar Anspruchslose eine besondere Tinte, denn, so fügt der Teufel wie beiläufig hinzu, „Blut ist ein ganz besondrer Saft.“ (1740)

Wie eng die Begriffe Blut, Seele und Teufel in der frühen Neuzeit im wissenschaftlichen, wie im abergläubischen Sinn miteinander verbunden waren, zeigt das Beispiel des universell gebildeten Arztes und Kirchenkritikers Servetus. In seinem Hauptwerk, *Die Wiederherstellung des Christentums* (1553), beschrieb der Spanier nicht nur als Erster den Lungenkreislauf, sondern stellte zudem die Behauptung auf, dass der Eintritt von Luft in den menschlichen Körper auch mit der Aufnahme des Heiligen Geistes verbunden sein müsse und somit im Blut der Sitz der Seele zu sehen sei. Seine Annahme begründete der Gelehrte mit Worten der Heilige Schrift, dass die Seele dem Menschen durch den göttlichen Odem eingegeben sei. Servetus wurde im Jahre 1553 zusammen mit sämtlichen Ausgaben seiner *Christianismirestitutio* in Genf als Häretiker verbrannt.²⁸⁰

Angesichts der gegebenen Umstände erachtet Mephistopheles einen Ortswechsel für angebracht, da ihm in der gewohnten Umgebung Fausts sein Handlungsspielraum zu sehr eingeschränkt erscheint. Der Teufel kündigt deshalb an: „Wir sehn die kleine, dann die große Welt“ (2052) und bietet Faust dadurch, wenn auch ungewollt, mannigfaltige Entwicklungs- und somit Genesungsmöglichkeiten.

In diesem Kontext äußerten sich auch reale Ärzte. So appellierte Paracelsus an die „rechten“ Ärzte, auf Wanderschaft zu gehen, um „den Bücherstaub abzuschütteln und die Welt draußen in der Natur zu erfahren“²⁸¹ Hufeland verwies seinerseits in der *Makrobiotik* auf die gesundheitsfördernde Wirkung des Reisens, das er insbesondere Menschen mit überwiegend geistiger Tätigkeit empfahl.²⁸²

Bevor die Reise jedoch beginnen kann, muss Mephistopheles die Bedenken seines weltfremden „Patienten“ entkräften: „Mein guter Freund, das wird sich alles geben; Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.“ (2061-2062) Die Aufmunterung lässt unterschiedliche Folgerungen zu. Einerseits können die Zeilen als fürsorgliche Worte eines empathischen Arztes angesehen werden, andererseits zeigt der weitere Verlauf der Handlung, wie wenig ärztlichen Ethos der Teufel in sich trägt. Nachdem es Mephistopheles nicht gelungen ist, Faust durch oberflächliche Unterhaltung im Leipziger Wirtshaus „Auerbachs Keller“ von seinem Leiden zu kurieren, will er die Therapie von einem anderen Punkt aus beginnen. Eine Verjüngungskur erscheint dem Teufel als unabdingbare Voraussetzung für einen gelungenen Eintritt des nicht mehr ganz jungen Gelehrten in die Welt der körperlichen Freuden. So wird ihre Reise zunächst durch einen Umweg in die irrealen Zauberwelt der Hexenküche unterbrochen. Der Wunsch nach ewiger Jugend war seit jeher ein großer Traum der Menschen und spiegelt sich im Mythos des Jungbrunnens wieder, dessen Quelle jedoch nie gefunden wurde. Die Lebenselixiere und Kräutertränke der Alchemisten und weisen Frauen konnten ebenso wenig die Spuren der Lebensjahre auslöschen, wie die Salben und Schönheitspflaster der zeitgenössischen Quacksalber erfolglos bleiben mussten. Doch auch Jahrhunderte nach Faust ist die moderne Kosmetikindustrie weitgehend außerstande, ihre vollmundigen Versprechen einzulösen.

²⁸⁰ Vgl. Goertz: 1993, Bd. 20; vgl. Porter, 2003, S. 186; Locher, in: Münchner ärztl. Anzeigen, Jg. 97, 2009, S. 2

²⁸¹ Braun: 1988, S. 111

²⁸² Vgl. Hufeland: 1805, II. Teil, S. 176-181

Faust, der akademisch versierte Arzt, setzt keinerlei Hoffnungen in das Unternehmen seines Gefährten. In der fantastischen Umgebung macht sich unterdessen eine Meerkatze an einem Hexenkessel zu schaffen, während andere Artgenossen neben dem Herd sitzen. Affen galten als teuflische Wesen, da man in ihnen eine Karikatur des Menschen, dem Abbild Gottes, sah. Ein satirischer Stich aus dem 16. Jahrhundert zeigt die vielfältige Arbeit der Barbieri, die z.B. Zahnextraktionen, Behandlungen von Wunden und Aderlässe umfasste. Bezeichnenderweise werden diese Tätigkeiten von Affen ausgeführt und auch hier versorgt eine Meerkatze den Kessel über der Feuerstelle.



Abb. 11 Satirischer Stich auf die Heilkunst (16. Jht.)

Ungläubig fragt Faust Mephistopheles: „Versprichst du mir, ich soll genesen, In diesem Wust von Raserei?“ (2338-2339) Missmutig stellt er die Wirkung eines durch Kräuterweiber hergestellten Trankes in Frage. Er wünscht sich Hilfe auf höherem, geistigem Niveau. Diesen Reden seines wenig kooperativen Patienten begegnet Mephistopheles geschickt taktierend. Er gesteht, dass es zur Verjüngung auch „ein natürlich Mittel“ (2348) gibt, winkt jedoch geheimnisvoll ab: „Allein es steht in einem andern Buch, Und ist ein wunderlich Kapitel.“ (2349-2350)

Mephistopheles weist hintergründig auf ein heilkundiges Wissen hin, das nicht durch Teufelskraft zu erschließen ist. Bei Paracelsus findet man einen möglichen Erklärungsansatz. Ungeachtet seiner kritischen Haltung, die er gegenüber konserviertem Bücherwissen einnahm, wählte er „[d]as Buch der Natur“ als Sinnbild seiner Lehre, „also seind die creatabuchstaben, in den gelesen wird, wer der mensch

ist.“²⁸³Paracelsus war überzeugt, dass „nicht belesene Gelehrsamkeit, sondern lebendige Naturbetrachtung den wahren Philosophen ausmacht.“²⁸⁴Er verstand die Natur als ein Werk des Augenblicks und ihre Lehre lag für ihn im gegenwärtigen Beobachten. Zeit seines Lebens durchwanderte Paracelsus ferne Länder, verstand diese Reisen jedoch nicht als persönliche Selbstverwirklichung, sondern vielmehr als selbstverständliche Suche eines Arztes nach dem Licht der Natur, denn „der sie durchforschen will, der muß mit den füßenirebücher treten.die geschrift wird erforschet durch irebuchstaben, die natur aber durch lant zu lant: als oft ein lant als oft ein blat. Also ist codexnaturae, also muß man irebletterumkeren.“²⁸⁵

Als Faust wie beabsichtigt darauf besteht, mehr über dieses wunderliche Mittel zu erfahren, gibt sich der Teufel scheinbar geschlagen und erläutert nun genauer:

„Gut! Ein Mittel, ohne Geld	Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Und Arzt und Zauberei zu haben:	Leb‘ mit dem Vieh als Vieh, und acht‘ es nicht für Raub,
Begib dich gleich hinaus auf’s Feld,	Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen;
Fang‘ an zu hacken und zu graben,	Das ist das beste Mittel, glaub‘,
Erhalte dich und deinen Sinn	Aufachtzig Jahr dich zu verjüngen!“
In einem ganz beschränkten Kreise,	(2352-2361)

Die Kur, von der Mephistopheles verspricht, dass sie dem Menschen bis zum achtzigsten Lebensjahr seine Jugendlichkeit bewahren kann – eine nicht ernst zu nehmende Therapiemethode? Doch hinter den schalkhaften Anweisungen verbirgt sich *die Kunst das Leben zu verlängern*, wie sie in Hufelands *Makrobiotik* ausführlich dargestellt wird:

„Gewiß, alle die so traurigen Folgen des sitzenden Lebens und der Kopfanstrengung würden wegfallen, wenn ein solcher Mann täglich einige Stunden, oder alle Jahre einige Monate den Spaten und die Hacke zur Hand nähme, und sein Feld oder seinen Garten bearbeitete; denn freylich nicht die gewöhnliche Art auf dem Lande zu leben, die meistens nichts weiter heißt, als Bücher und Sorgen mit hinaus zu nehmen, und, anstatt im Zimmer, nur im Freyen zu lesen, zu denken und zu schreiben, kann jenen Zweck erfüllen. Solche Rusticationen würden das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper wieder herstellen, was der Schreibtisch so oft aufhebt, sie würden durch Verbindung der drei großen Panazeen, körperlicher Bewegung, freye Luft und Gemüthsaufheiterung, alle Jahre eine Verjüngung und Restauration bewirken, die der Lebensdauer und dem Lebensglück von unglaublichem Nutzen sein würde“.²⁸⁶

²⁸³ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1929, I. Abt., Bd. 12, S. 32

²⁸⁴ Braun: 1988, S. 35, 74

²⁸⁵ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1928, I. Abt., Bd. 11, S. 145-146

²⁸⁶ Hufeland: 1805, II. Teil, S. 173-174

Hufeland hebt berühmte Persönlichkeiten hervor, die aufgrund ihrer Lebensführung ein hohes Alter erreicht haben sollen, z.B. Hippokrates mit 104 Jahren.²⁸⁷

Doch diesem von ihm angepriesenen „Mittel“, dessen Wirkungskraft bis in das 21. Jahrhundert Relevanz besitzt, steht Faust skeptisch und ablehnend gegenüber. Diese Form der Verjüngung ist für ihn, einen humanistischen Gelehrten, undenkbar. Wie bereits in der griechischen Antike, stand auch im Humanismus die geistige und nicht die handwerkliche Arbeit im Ansehen. Entsprechend erklärt die Ethymologie des griechischen Begriffes „cheir“ (Hand) die untergeordnete Stellung des Chirurgen gegenüber dem akademischen Arzt. Die Psychiatrie um 1800 wusste hingegen um den therapeutischen Nutzen körperlicher Tätigkeit, wie die Krankheitskonzepte Reils und Hufelands verdeutlichen. Ein zeitintensiver Prozess, der damals wie heute von beiden Seiten - Arzt und Patient, Geduld und den Willen zur Zusammenarbeit voraussetzt.

Weder die Behandlung durch die Hexe, noch der Vorschlag zur Selbsttherapie finden Fausts Zustimmung. Er wünscht schließlich die Therapie durch seinen vertrauten Behandler. Doch dieser winkt ab:

„Das wär‘ ein schöner Zeitvertreib!	Und alles was dazu gehört
Ich wollt‘ indes wohl tausend Brücken bauen.	Es sind gar wunderbare Sachen!
Nicht Kunst und Wissenschaft allein,	Der Teufel hat sie‘ s zwar gelehrt;
Geduld will bei dem Werke sein.	Allein der Teufel kann‘ s nicht machen.“
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig;	(2368-2377)
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.	

Zunächst behauptet Mephistopheles, dass er lieber tausend Menschen versuchen will, als das Verjüngungsmittel selbst herzustellen. Später räumt er jedoch ein, dass er zwar über die Kenntnis, nicht jedoch über die Fähigkeit zur Herstellung verfügt. Die Hexe, die Mephistopheles nun um einen Freundschaftsdienst bitten muss, warnt vor gravierenden Nebenwirkungen: „Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt, So kann er, wißt Ihr wohl, nicht eine Stunde leben.“ (2526-2527) Unverdrossen fordert Mephistopheles die Hexe auf: „Zieh deinen Kreis, sprich deine Sprüche, Und gib ihm eine Tasse voll !“ (2530-2531)

In der Entstehungszeit des *Faust* befand sich die Pharmakologie in ihren Anfängen. Aufwendige Rezepturen mit außergewöhnlichen Bestandteilen trugen nur selten zur Verbesserung des Gesundheitszustandes bei, die Herstellung eines Verjüngungsmittels lag weit entfernt von jeglicher Realität. Wäre Faust ein Mensch der Gegenwart, so hätte der Teufel für sein Vorhaben vermutlich Verbündete in der Pharmaindustrie und Ästhetischen Chirurgie gesucht. Der Slogan eines bekannten Arzneimittelherstellers: „Man(n) sieht den Erfolg“ wirbt mit den Vorzügen eines Hyaluronsäure-Fillers und weist darauf hin, dass auch Männer längst zur Zielgruppe der Anti-Aging Kultur geworden sind. Auf dem Symposium: „Das Bild des Arztes im 21. Jahrhundert“, veranstaltet vom Institut für

²⁸⁷Hufeland, 1805, I. Teil, S. 129

Medizinrecht sowie dem Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Köln, betont der Freiburger Medizinethiker Giovanni Maio: „Der Wert des Menschen in der modernen Leistungsgesellschaft definiert sich nicht über sein Sein, sondern über das Produkt, das er hervorbringen in der Lage ist. Gesundheit gilt in dieser Perspektive als unabdingbares Ermöglichungsgut.“²⁸⁸ Das Resultat dieses Prozesses sei, so Maio, „ein irrationaler Gesundheitskult“,²⁸⁹ den unterschiedliche Zweige des Gesundheitswesens, aber auch Institutionen wie Kliniken oder ärztliche Praxen, für sich zu nutzen wissen. Gleichzeitig existiere aber auch die Forderung der Menschen auf ein Leben ohne Krankheit und Leiden, mit der sich auch Ärzte immer häufiger konfrontiert sehen. Die Gesundungserwartungen in der Medizin sind irrational geworden - Selbsttäuschung auf beiden Seiten. Dabei „ist dem modernen Menschen der Sinn für das Gute im Unvollkommenen abhanden gekommen.“²⁹⁰ Entsprechend dieser Entwicklung hat sich auch das Arzt-Patientenverhältnis grundlegend verändert. „Der moderne Arzt verwandelt sich in einen Anbieter von Leistungen, ohne die Wünsche des Konsumenten zu hinterfragen“. Für Maio trägt der ärztliche „Wunscherfüller“ im Wesentlichen dazu bei, dass Patienten in ihren Ansprüchen nach Gesundheit und Perfektion des Körpers bestärkt werden: „Durch die Beliebigkeit der Wunscherfüllung gerät der soziale Charakter der Medizin völlig aus dem Blick.“²⁹¹ Der Arzt, der im Sinne der Heilkunst tätig wird, gerät damit ins Abseits. Der Therapievertrag zwischen Arzt und Patient degradiert zum reinen Geschäftsvertrag.

Faust empfindet große Abneigung gegen den Hexenzauber. Um die Stimmung seines Patienten zu heben, wirft Mephistopheles scherzhaft ein: „Ei Possen! Das ist nur zum Lachen; Sei nur nicht ein so strenger Mann! Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen, Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.“ (2536-2539)

Die „Droge“ Arzt ist so alt wie der ärztliche Beruf selbst und in ihrer Wirkung nicht zu unterschätzen. Dabei muss es sich nicht unbedingt um einen „Hokuspokus“ handeln, wie ihn Faust in der Hexenküche erlebte, Goethe beschreibt in *Dichtung und Wahrheit* ein derartiges Phänomen, das sich in seinem realen Leben zugetragen hat. Amüsiert schildert er seine Entdeckung, dass sich hinter dem „Wundermittel“ des Doktor Metz vermutlich nur Glaubersalz (Natriumsulfat) verbarg, das allerdings allein durch die geheimnisvollen Andeutungen des Arztes seine Wirkung auf den jungen Patienten nicht verfehlte. Dabei waren zwei Faktoren wesentlich. Zum einen der ärztliche Hinweis, dass nicht allein die passive Einnahme des Mittels zum wahren Erfolg führt, sondern eine innere moralische wie geistige Erkenntnis unabdingbar dazugehört, andererseits Goethes Bereitschaft, sich auf gewisse Vorgänge einzulassen. Er tauchte ein in die verschiedenen Dimensionen der Alchemie, wodurch er zu Einsichten kam, die den ersten Schritt zu einem tieferen Verständnis von der Medizin führten.²⁹²

²⁸⁸ Maio, in: Deutsches. Ärzteblatt, Jg. 105, 2008, C1935

²⁸⁹ ebda.: C1935

²⁹⁰ ebda.: C 1935

²⁹¹ ebda.: C 1935

²⁹² Vgl. Goethe: Werke FA, 1986, I. Abt., Bd. 14, S. 375

Dem Erfahrungshintergrund des Dichters entsprechend beschreibt Mephistopheles den „Hokuspokus“ sehr anschaulich: „Denn ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren. Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.“ (2557-2559)

Faust kann und will sich nicht auf den Zauber einlassen. Damit der Unmut seines Patienten nicht weiter zunimmt, sorgt Mephistopheles für eine schnelle Verabreichung des Trankes, dem eine Flamme entsteigt. Für die Gefälligkeit der Hexe sieht sich der Teufel in ihrer Schuld und stellt als Ausgleich seine Dienste für die kommende Walpurgisnacht in Aussicht. Mephistopheles, der überzeugt ist, mit der Verjüngung alle Hindernisse beseitigt zu haben, drängt Faust zum Aufbruch: „Komm nur geschwind und laß dich führen; Du mußt notwendig transpirieren, Damit die Kraft durch Inn- und Äußeres dringt.“ (2593-2595)

Die körperliche Verjüngung zeigt ihre Wirkung, Faust fühlt sich unwiderstehlich zu dem jungen Mädchen Margarete hingezogen, eine Leidenschaft, die Fausts seelische Erschütterung noch weiter verstärkt. In der Szene „Wald und Höhle“ kommt es zu einer ersten therapeutischen Krise. Faust begehrt auf, will sich aus der Abhängigkeit von Mephistopheles lösen, der wiederum ebenfalls seinen Unmut über den anspruchsvollen Patienten bekundet:

„Wie hätt‘st du, armer Erdensohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination

Hab‘ ich dich doch auf Zeiten lang kuriert;
Und wär‘ ich nicht, so wär‘st du schon
Von diesem Erdball abspaziert.

Was hast du da in Höhlen, Felsenritzen

Dich wie ein Schuhu zu versitzen?

Was schlurfst aus dumpfem Moos und tiefendem
Gestein,

Wie eine Kröte, Nahrung ein?

Ein schöner, süßer Zeitvertreib!

Dir steckt der Doktor noch im Leib.“

(3266-3277)

Die Geduld des Teufels wird durch den eigensinnigen wie unkooperativen Faust auf eine harte Probe gestellt. Besonderen Unmut erregt Fausts Vorliebe für die Imagination, ein Dorn im Auge des Mephistopheles. Emotional und für einen Therapeuten unprofessionell erscheinen die verbalen Angriffe, die er gegen seinen passiven Patienten richtet. Da beide durch ihr Abkommen aneinander gebunden sind und Faust trotz aller Schuldzuweisungen sein weiteres Schicksal dem Teufel überlässt, nimmt die Tragödie ihren bekannten Lauf.

Nachdem alle Bemühungen von Mephistopheles, Faust zu „kurieren“ im ersten Teil fehlgeschlagen sind, spielt die Handlung im zweiten Teil am kaiserlichen Hof. Während Faust auf dem Weg zu den Müttern in die Tiefe versinkt, bleibt Mephistopheles am Kaiserhof zurück und wird in der Zwischenzeit von einer Reihe Menschen umringt, die ihn aufgrund diverser Leiden konsultieren. Vier Personen gelingt es, ihre Bitten vorzutragen.

Eine Blondine wünscht sich eine Arznei gegen Sommersprossen. Mephistopheles rät zu einem fragwürdigen Mittel. Allerdings waren zu Zeiten Fausts und auch noch um 1800 ungewöhnliche, im Volksglauben angesiedelte Rezeptbestandteile wie „[g]etrocknete Pflanzen und Insekten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen“, nicht ungewöhnlich.²⁹³ Goethe scheint von dieser Praxis beeindruckt gewesen zu sein, denn er ließ sie nicht nur in die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ im *Wilhelm Meister* einfließen, sondern greift sie auch im *Faust* auf: „Nehmt Froschlaich, Krötenzungen, kohobiert, Im vollsten Mondlicht sorglich distiliert; Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen, Der Frühling kommt, die Tupfen sind entwichen. (6325-6328)

Eine braunhaarige Dame klagt über Erfrierungen am Fuß, ein Leiden, das ihr beim Gehen und Tanzen sehr hinderlich ist. Die Kur des Mephistopheles erinnert an eine teuflische Variation von Hahnemanns Grundsatz–„Similis Similibus“: „Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß. [...] Mein Fußtritt, Kind! Hat Größres zu bedeuten. Zu Gleichem Gleiches; was auch einer litt; Fuß heilet Fuß, so ists mit allen Gliedern“ (6335- 6338).

Eine weitere Patientin kommt auf Mephistopheles zu und schildert stärkste Herzschmerzen aus verschmähter Liebe und Eifersucht. Wieder ist es ein zwielichtiges Mittel, zu dem der Teufel rät: „An ihn heran mußt du dich leise drücken; Nimm diese Kohle, streich ihm einen Strich Auf Ärmel, Mantel, Schulter, wie sichs macht: Er fühlt im Herzen holden Reuestich. Die Kohle doch mußt du sogleich verschlingen, Nicht Wein, nicht Wasser an die Lippen bringen: Er seufzt vor deiner Tür noch heute Nacht.“ (6349-6354) Die Bedenken der Dame, dass es sich bei dem Therapeutikum um Gift handeln könnte, weist der Teufel scheinbar entrüstet von sich: „Respekt wo sich's gebührt! Weit müßtet Ihr nach solcher Kohle laufen; Sie kommt von einem Scheiterhaufen, Den wir sonst emsiger angeschürt. (6355-6358) Die Zweifel scheinen allerdings allein durch diese Antwort berechtigt, zudem sei an das Schicksal Margaretes im ersten Teil der Tragödie erinnert. Sie stellte Faust eine ähnliche Frage: „Es wird ihr [Mutter] hoffentlich nicht schaden!“ (3515) Obwohl Faust damals verneinte, brachte der Schlaftrunk, vermutlich eine von Mephistopheles „Arzneien“, Gretchens Mutter den Tod.

Die vierte Hilfe suchende Person ist ein Page, der sich in seiner Liebe nicht Ernst genommen fühlt. Mephistopheles rät, von der Menschenmenge bedrängt, zur Wahl einer älteren Frau, die seine Liebe auch zu schätzen weiß. In dieser Situation erteilt Mephistopheles einen Rat ohne diabolischen Hintergedanken, für den Teufel selbst eine erschreckende Tatsache. In der ärztlichen Beraterrolle völlig überfordert, hofft er inständig auf Fausts baldige Rückkehr: „Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus; Der schlechteste Behelf! Die Not ist groß. - O Mütter, Mütter! Laßt nur Fausten los! (6364-6366) Drei von vier „Arzneien“ könnte man der Kategorie medizinischer Volksglaube und Quacksalberei zuordnen. Mittel gegen unheilbare Krankheiten, aber auch Schönheitselixiere und -pflaster gehörten ebenso wie Liebestränke zum Repertoire der umherziehenden Heiler.

²⁹³ Goethe: Werke FA, 1992, I. Abt., Bd. 9, S. 728

Auch der historische Faust soll sich auf ähnliche Weise seinen Lebensunterhalt verdingt haben. Nicht immer war die Trennung zwischen Quacksalberei und klassischer Medizin eindeutig, wie die berufliche Karriere eines berühmten wie berüchtigten Arztes zeigt, dessen Name man heute noch aufgrund der Liedzeilen „Ich bin der Doktor Eisenbarth, kurier die Leut nach meiner Art...“ kennt.²⁹⁴ Ähnlich wie Doktor Faustus besaß er den Ruf eines Prahlers und Quacksalbers, und darüber hinaus sollen seine Therapiemethoden vielen Menschen zum tödlichen Verhängnis geworden sein.

Erst rund 150 Jahre nach seinem Tod im Jahre 1727 konnte diese Fehleinschätzung durch Akten aus dem Staatsarchiv in Altenburg korrigiert werden. Als Sohn eines Wund- und Augenarztes kam er 1663 in Oberviechtach zur Welt. Er übernahm den Beruf des Vaters, absolvierte eine Lehre zum Wundarzt und zog in Deutschland als Geselle von Stadt zu Stadt. Tatsächlich ging seine Tätigkeit stets mit pompösen Ankündigungen und einem großen Spektakel einher, die an eine Zirkusveranstaltung erinnerten. Die Menschen kamen scharenweise, um sich von Eisenbarth behandeln zu lassen. Er war ein begnadeter Operateur, der seine Patienten allein durch musikalische Begleitung „narkotisierte“. Zudem zeigte er sich gegenüber mittellosen Kranken mildtätig, indem er auf eine Bezahlung verzichtete. Sein zweifelloses Können wurde von höchsten Würdenträgern des Adels und Klerus honoriert, wie zahlreiche Titel auf seinem Grabstein in Hannoversch Münden dokumentieren. Zu der bis heute bekannten Verunglimpfung des berühmten Arztes haben vermutlich Neid und Missgunst seiner Berufskollegen beigetragen.²⁹⁵

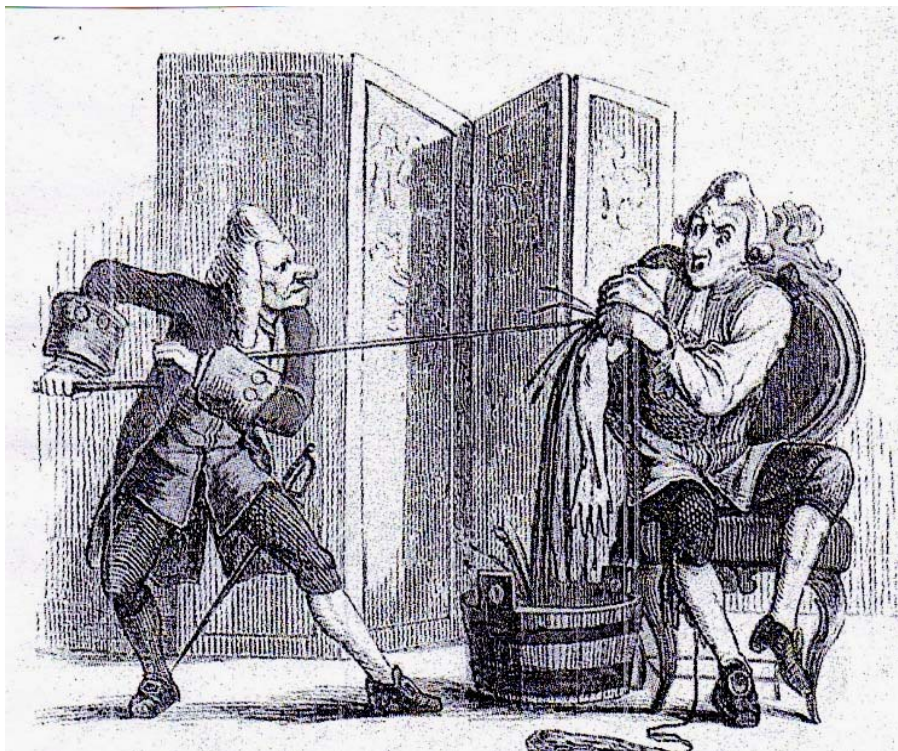


Abb. 12 Doktor Eisenbarth (18. Jht.)

²⁹⁴ Vgl. Preußler: 2000, S. 357-358

²⁹⁵ Vgl. Schatz, in: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 106, 2009, C 469

Mephistopheles bleibt bei seinen Unternehmungen nicht nur jeglicher Erfolg versagt und kaum ein Ärgernis erspart. Nach einer von Faust verursachten Explosion trägt er den Bewusstlosen mit sich fort und bekennt: „Da habt ihr’s nun! Mit Narren sich beladen, Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.“ (6564-6565)

Ratlos, wie sich die weitere Behandlung fortsetzen soll, bringt er Faust zurück in sein ehemaliges Studierzimmer. Nicht zufällig betritt Mephistopheles gerade in dem Moment das Laboratorium, da der berühmte Wissenschaftler Wagner mit seinem fantastischen Experiment am entscheidenden Punkt angekommen ist. Das Resultat, der neu entstandene Homunculus, verspricht sich vom Teufel Hilfe in seiner Angelegenheit. Nach seiner Entstehung will das Menschlein tätig werden, sich mit den Problemen der Welt auseinandersetzen und auf diesem Weg Körperlichkeit erlangen. Mephistopheles stellt sogleich eine Aufgabe für ihn bereit.

Im Nebenzimmer ruht Faust, noch immer ohnmächtig. Interessiert schwebt das transparente Wesen mitsamt der Phiole über dem Besinnungslosen. Durch seine Fähigkeit der klaren Sicht-der Durchsicht - kann der Homunculus in Fausts Inneres blicken. Er sieht Szenen aus der antiken Mythologie, Leda mit dem Schwan vor seinen Augen aufsteigen. Mephistopheles hingegen kann trotz seiner übernatürlichen Fähigkeiten nichts erkennen, denn der Teufel ist ein Wesen aus dem Norden, das die Zeit des dunklen Mittelalters und der Vormachtstellung der Kirche durchwandert hat. Allein durch die Düsternis des Studierzimmers ist es in den Augen des Homunculus nicht verwunderlich, dass der intuitiv wissende Faust „Grillen“ entwickeln bzw. an der Schwermut erkranken musste. Dagegen steht die mythologische, antike Welt, die sich mit ihrer Leichtigkeit präsentiert. Goethe lässt den Homunculus das Rätsel um Fausts Heilung lösen. Seine medizinische Prognose ist eindeutig. Er wacht Faust in diesen düstren Mauern, wird er einen Rückfall erleiden, noch schlimmer, die Bewusstlosigkeit wird unausweichlich zum Tod führen. Als einzigen Heilungsweg sieht er deshalb einen erneuten Ortswechsel – in das antike Griechenland. Obwohl Mephistopheles das Unternehmen betreffend seinen ausdrücklichen Unmut äußert, bleibt ihm am Ende nur die Zustimmung. Den Worten des Homunculus: „Hier fragt sich’s nur, wie dieser kann genesen. Hast du ein Mittel, so erprob es hier, Vermagst du’s nicht, so überlaß es mir“ (6967-6969), aber auch der freizügigen, antiken Art hat er nichts entgegenzusetzen. Der Teufel ist mit seinem „Heilwissen“ am Ende, ein anderer übernimmt für ihn die Folgebehandlung des Patienten. Damit Mephistopheles seine Wette gewinnen kann, muss Faust am Leben bleiben. Allein aus diesem Grund verzichtet er zukünftig auf jede Art von Therapie und beschränkt sich auf die Kunst der Täuschung, die er trefflich beherrscht.

Erst der hundertjährige Faust wird die Worte aussprechen, die Mephistopheles rein formell zum Gewinner der Wette werden lassen. Doch der verdiente Lohn bleibt aus, die Seele will sich nicht von ihrem Körper lösen. Mephistopheles reagiert erbost: „Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln, Die rupft ihr aus so ists ein garstiger Wurm; Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln, Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbel- Sturm.“ (11660-11663)

Seit jeher war die Seele der Preis für einen Pakt mit dem Teufel. Auch bei Goethe wartet am Ende der Böse auf seine Bezahlung. Doch entsprechend der neuen Erkenntnisse über die Seele, die sich um 1800 mit dem Aufstieg der Psychiatrie entwickelten, gestaltet sich selbst für den Teufel die Situation unerwartet. Die Seele war nun nicht mehr allein aus theologischer Sicht zu betrachten, denn man gestand ihr inzwischen weitreichende Kräfte zu, sondern in der Wechselwirkung mit dem Körper zu verstehen.²⁹⁶

Mephistopheles ahnt, dass Fausts unergründliche Psyche die vielfältigen Probleme hervorgerufen hat. Er will ihr die Flügel ausrupfen, hofft sie so zu schänden und unschädlich zu machen, aber auch Macht über sie zu gewinnen. Doch Unvorhersehbares geschieht. Durch das liebende Element, das die Engel einführen, reagiert der allzu menschliche Teufel „psychosomatisch“, es brennen ihm „der Kopf, das Herz, die Leber“ (11753) und er fühlt „[d]er ganze Körper steht in Feuer.“ (11785) Während seines Kampfes um die Seele Fausts hat sich die Ausgangssituation des Prologs gegen ihn gekehrt. Jetzt ist es Mephistopheles, der wie Hiob leidet:

„Wie wird mir!-hiobsartig, Beul an Beule
Der ganze Kerl, dem’s vor sich selber graut.“ (11809-11810)

4.3 Chiron

4.3.1 Der Kentaur Chiron in der Mythologie

Die Menschen der archaischen Zeit verband die Suche nach dem Ursprung der Welt und dem Verständnis ihrer selbst. Anders gewendet, dass die Menschen dieser Kulturen ein gemeinsames mythologisches Wissen besaßen. Carl Gustav Jung (1875-1961) bezeichnete es später als das „kollektiv Unbewusste“.

Die Mythen (Mythos: griechisch: „Wort“, „Rede“, „Erzählung“) waren für diese Völker von großer Bedeutung. Sie vermittelten „Wissen in Erzählungen“.²⁹⁷ Durch die Erzählungen von Göttern und Helden fanden die Menschen in den dargestellten Geschehnissen aus vorgeschichtlicher Zeit eine Deutung der Welt. Mit fortschreitender Entwicklung der Kulturen ging das mythologische Verständnis immer mehr verloren. Stufe um Stufe veränderte sich das Bewusstsein der Menschen, sie entwarfen sich ein eigenes Bild von der Welt. Die Mythen büßten an Aussagekraft und Stellenwert ein und waren über Jahrhunderte hinweg weitgehend in den Hintergrund gedrängt worden. Erst in der Neuzeit erlebten sie eine wahre Renaissance. Die Menschen erinnerten sich ihrer mythologischen Wurzeln und begannen erneut mit der Entschlüsselung der verborgenen Symbole. In Kunst und Literatur fand diese

²⁹⁶ Vgl. Carus: 1851

²⁹⁷ Vgl. Brockhaus: 1991, Bd. 15, S. 72; Freese: 1992, S. 154

Rückbesinnung ihren Widerhall. Der wissenschaftlich verwendete Begriff des „Mythos“ wurde im 18. Jahrhundert u.a. durch Johann Gottfried Herder (1744-1803) geprägt.

Im folgenden Jahrhundert gelang es den Brüdern Jakob (1785-1863) und Wilhelm Grimm (1786-1859)²⁹⁸ in Vergessenheit geratene Volksmärchen in einer Sammlung zusammenzufassen, eine Art „deutsche[r] Mythologie“.²⁹⁹ Aus moderner Sicht betrachtet, könnte man sagen, dass den Mythen im Bezug auf ihre Wissenschaftlichkeit ein Aufstieg gelungen ist. Fachbereiche, wie beispielsweise die Theologie, Anthropologie oder Soziologie, beschäftigten sich zunehmend mit dem Thema. Besondere Bedeutung und Anerkennung erlangten Mythen durch die analytische Psychologie und Psychoanalyse. Hervorgehoben sei an dieser Stelle die Forschungsarbeit von C.G. Jung (1875-1961).³⁰⁰

Ein Wesen dieser mythologischen Welt ist der Kentaure Chiron (griech. Cheiron). Er galt in der Antike als „Gott der schmerzmildernden, kunstgewandten Hand“.³⁰¹ Kentauren zählen zu den mythologischen Halbwesen. Vom Kopf bis zu den Hüften ganz Mensch, besitzen sie den Unterleib eines Pferdes. Diesen Wesen sagte man nach, dass sie wilde, ungezähmte, ja regelrecht böartige Geschöpfe seien, denen man besser nicht begegnen sollte. Dennoch gab es Ausnahmen. Eine davon war der weise Chiron, Sohn des Kronos und der Nymphe Philyra, Halbbruder des Zeus. Durch seine göttliche Abstammung war er unsterblich. Darüber hinaus galt er als gerecht und weise. Dem Mythos nach lebte er in einer Höhle im thessalischen Pilongebirge, war der Erzieher und Lehrer einer großen Anzahl von griechischen Helden wie z. B. Apollon, Asklepios, Herakles, die er in verschiedenen Künsten unterwies.³⁰² Bereits bei Homer wird Chirons Edelmut und Wissen um die Pharmaka der Pflanzenwelt beschrieben.³⁰³ Die Gestalt des Chiron als „mythologische[r] Schutzpatron der Medizin“ findet sich während der gesamten Antike dargestellt auf Vasen, aber auch auf Wänden sogenannter „Ärztelhäuser in Pompeji“.³⁰⁴ Typisch ist dabei die Darstellung Chironsausschließliche im Gruppenkontext.³⁰⁵

Die Sage berichtet, dass Chiron durch einen vergifteten Pfeil verletzt wurde. Unter den verschiedenen Erzählvarianten von Chirons Tod wird „Die vierte Arbeit des Herkules“, von den meisten Autoren favorisiert.³⁰⁶ Herkules, der durch ein Versehen Chiron mit einem Pfeilschuss verwundete, war entsetzt, als er in dem Kentauren seinen ehemaligen Erzieher erkannte. Obwohl er den Pfeil sofort aus der Wunde entfernte und mit heilenden Kräutern versorgte, blieb die Wunde unheilbar, denn der Pfeil war mit dem Gift der Hydra versehen. Den Tod erflehend, lag Chiron in den Armen seines Freundes. Doch er war unsterblich und wurde erst von seinen Qualen erlöst, als Zeus gestattete, dass Chiron anstelle von Prometheus sterben durfte.

²⁹⁸ Grimm: 2007; 1984

²⁹⁹ Vgl. Hübner: 1985, S. 71-73; Zeit Lexikon: 2005, Bd.19, S. 191

³⁰⁰ Vgl. ebda.: S. 191; vgl. Jung: 1999

³⁰¹ Wissowa (Hg.): Paulys Realencyclopädie der Altertumswissenschaft: 1899, 6. Halbband, S. 2302

³⁰² ebda.: S. 2304-2307

³⁰³ Homer: 2008, S. 119, 371

³⁰⁴ Leven: 2005, S. 193

³⁰⁵ Wissowa (Hg.): Paulys Realencyclopädie der Altertumswissenschaft: 1899, 6. Halbband, S. 2307

³⁰⁶ ebda.: S. 2304-230

Der heilkundige Kentaur wurde vom Göttervater in ein Sternbild des südlichen Himmels, ähnlich dem „Sagittarius“, verwandelt und verlieh durch seinen Tod Prometheus, dem Vorausdenker, Unsterblichkeit. Mit Chirons Ende ging auch ein medizinisches Zeitalter zu Ende, gleichzeitig symbolisiert sein Tod aber auch den Beginn eines neuen medizinischen Bewusstseins.³⁰⁷

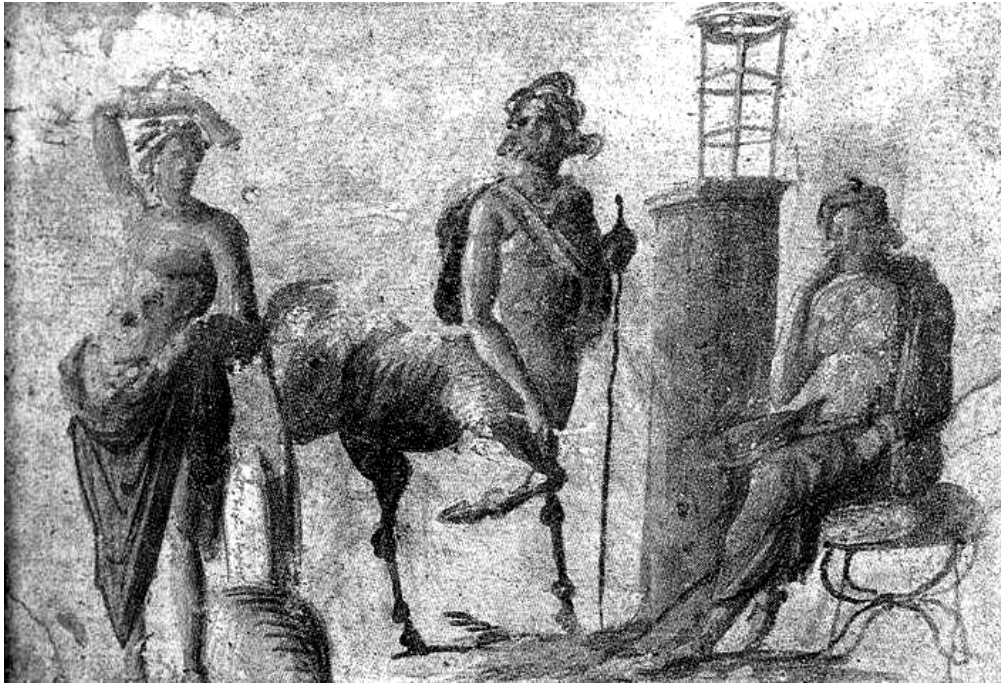


Abb. 13 Apollo, Chiron, Äskulap Wandmalerei in Pompeji (1. Jht. n. Chr.)

4.3.2 Chiron in Goethes *Faust*

Johann Wolfgang von Goethe, der von Kindheit an die klassischen Sprachen und somit auch die antiken Dichter wie Homer (etwa 1200/850 v. Chr.) und Vergil (70 v. Chr.-19 v. Chr.) studiert hatte, war mit der Antike und ihrer Mythologie wohl vertraut. In *Dichtung und Wahrheit* beschreibt er, wie umfassend und vielseitig seine Erziehung war, die der Vater Johann Caspar Goethe (1710-1782) ihm und seiner Schwester zukommen ließ. Neben der sprachlichen Ausbildung wurde der künstlerische Unterricht im Elternhaus sehr gefördert. Eine lebenslange Begeisterung für die Antike wurde durch den Vater gefördert, der seinem Sohn eine Bildungsreise nach Italien stets nahe legte, ja, ihn regelrecht dazu drängte. Der Stellenwert dieser Reise (1786-88) kann für die persönliche Reifung und dichterische Entwicklung Goethes nicht hoch genug eingeschätzt werden. Eindrücke, die sein geschultes künstlerisches Auge durch die Wandbemalungen in Herculaneum und Pompeji gewonnen hatte, bildeten für Goethe eine tiefe Quelle mythologischer Bilder, die ihm künftig für seine Werke zur Verfügung standen.³⁰⁸

³⁰⁷ Vgl. Schwab: 2006, S. 26,109

³⁰⁸ Vgl. Trunz (Hg.), in: Goethe: Werke. H A, 2002, Bd. 11, S. 204-206; vgl. Panetta (Hg.): 2005, S. 16

Zudem veröffentlichte der Archäologe und Kunsthistoriker Johann Joachim Winckelmann (1717-1768) im Jahr 1755 seine bedeutende Schrift *Grundgedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst*³⁰⁹ und gab damit den Anstoß für eine außerordentliche Wertschätzung der griechischen Antike als künstlerisches Ideal. Dabei wurden die Themen und Motive der antiken griechischen Literatur ebenso „en vogue“ wie ihre dichterischen Formen.

Im *Faust* wird dem Leser ein regelrechtes Feuerwerk in Sachen Mythologie präsentiert. Doch auch den sicheren Kenner erwarten Rätsel, denn der Dichter nimmt sich immer wieder die künstlerische Freiheit, um aus überliefertem Wissen und eigenen Fantasien wahrlich Sagenhaftes zu errichten. Eine „klassische Walpurgisnacht“, wie sie im zweiten Teil dargestellt wird, hat es beispielsweise nie gegeben. Goethe führt Heinrich Faust auf seiner „großen Reise“ in das antike Griechenland (1600-30 v. Chr.), eine Zeit des Polytheismus. Neben den zwölf Hauptgöttern, die den Olymp bewohnten, gab es weitere, „kleinere“ Götter, die oftmals aus der Verbindung zwischen einem göttlichen Elternteil und einem Sterblichen entstammten, z. B. Äskulap (griechisch: Asklepios, lateinisch: Aesculapius), der Gott der Heilkunst.³¹⁰ In Griechenland war es üblich, dass jeder Göttin eine Priesterin und jedem Gott ein Priester zugeordnet war. Eine Ausnahme stellte hier Gott Apollo dar, dessen Tempel in Delphi von der Priesterin Pythia behütet wurde. Die Menschen verehrten ihre Götter und trugen die Gewissheit in sich, dass diese ihr Leben und ihr Geschick lenkten. Die Priesterinnen und Priester standen in einer Vermittlerposition zwischen Menschen und Göttern. Diese intermediäre Instanz war bedeutsam, da die Macht der Götter groß war. Sie konnten Gesundheit schenken, die Menschen aber auch mit Krankheiten geißeln. So erzählt der griechische Dichter Homer (etwa 1200 oder 850 v. Chr.) in dem ihm zugeschriebenen Epos *Ilias* (13./12.-7. Jht. v. Chr.) - Erster Gesang -, wie der erzürnte Gott Apollo den Archaern die Pest schickte und wie diese versuchten, ihn wieder gnädig zu stimmen.³¹¹

Goethe selbst fühlte sich von dem symbolhaltigen Motiv des Kentauren inspiriert. Im Jahr 1827 vermerkte er in seinem Tagebuch: „Maler Zahn [...] legte Durchzeichnungen vor, Chiron und Achill.“³¹² Goethe verarbeitete seine Faszination beispielsweise in einem Gedicht zu *Tischbeins Idyllen*³¹³ und vor allem in der literarischen Gestalt des heilkundigen Chiron im zweiten Teil des *Faust*. Dieser wird durch den Protagonisten als Arzt eingeführt. Damit weicht der Dichter deutlich von den historischen Textvorlagen des Fauststoffes ab, der Arzt Chiron als Novum in Goethes *Faust*.

³⁰⁹ Vgl. Winckelmann: 1755

³¹⁰ Eckart: 2009, S. 21-25; Leibbrand: 1939

³¹¹ Homer: 2008, S. 11

³¹² Goethe: 1995, Bd. VII, S. 732

³¹³ Goethe: Werke FA, 1998, I. Abt., Bd. 21, S. 260-262

Eine weitere Besonderheit findet sich im Übergang von einer archaischen Medizin, wie sie Chiron praktizierte, zu der antiken, naturphilosophischen Medizin des Hippokrates. Dieser wird von Goethe nicht mehr durch den Tod des Heilkundigen dargestellt, sondern erfährt, erneut künstlerisch variiert, eine Abmilderung. Der Kentaur erkennt intuitiv die Grenzen seiner ärztlichen Fähigkeiten und verweist „seinen Patienten“ gewissenhaft an Manto.

4.3.3 Chiron - Derheilkundige, weise Arzt

Mephistopheles hat den bewusstlosen Faust mit seinem Zaubermantel umhüllt und fliegt mit ihm und gemeinsam mit Homunculus vom nördlichen Laboratorium ins südliche Thessalien. Diese Landschaft im östlichen Mittelgriechenland, ein Becken von hohen Gebirgen umrahmt, wird vom Fluss Peneios durchzogen. Aber Thessalien ist mehr als nur eine Landschaft. Es ist die Heimat von Hexen und mythologischen Wesen - halb Mensch, halb Tier. Es herrscht Finsternis, als sie auf den Pharsalischen Feldern ankommen. Hier fand 48 v. Chr. Caesars (100 v. Chr.-44 v. Chr.) geschichtsträchtiger Sieg über Pompeius (106 v.Chr.-48 v.Chr.) statt. In diese mythologische Welt, wo normalerweise kein Mensch Zutritt hat, gelangt Faust bezeichnenderweise im Schlaf.

Als Faust griechischen Boden unter den Füßen spürt, erwacht er. Seine erste Frage gilt Helena. Hilfe suchend wendet er sich an die Sphinx, doch sie können Faust keine Auskunft über den Verbleib Helenas geben. Allerdings verweisen sie ihn an den Kentauren Chiron, der durch die gegenwärtig stattfindende klassische Walpurgisnacht jagt. Aus ihren Worten geht aber auch hervor, dass es nicht leicht ist, ihn zum Verweilen zu bewegen.

Faust verlässt die rätselhaften Wesen und betritt das Ufer des Peneios. Dort trifft er auf Nymphen, die das Uferdickicht bewohnen. Sie sind die Ersten, die das Nahen Chirons hören, und auch Faust spürt schon bald die Erschütterung der Pferdehufe, er kann sein schnelles Glück kaum fassen. Als der imposante Reiter mit dem weißen Pferdeleib in Sichtweite kommt, erkennt Faust sofort, wer sich ihm nähert. Beherzt ruft er ihn an und bittet Chiron auf dessen Rücken mitreisen zu dürfen. Der rastlose Kentaur willigt ein: „Sitz auf! so kann ich nach Belieben fragen: Wohin des Wegs? Du stehst am Ufer hier, Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.“ (7333-7335)

An dieser Stelle zeigt sich erneut das weitreichende Wissensspektrum des Verfassers, das er immer wieder in seine Dichtung einfließen lässt. Offensichtliche Parallelen zwischen *Faust* und Dantes *Göttlicher Kommödie* erkannte bereits Carl Gustav Carus, der sich in seinen Überlegungen auf Goethes diesbezügliche Bemerkungen in seinen Briefen an Zelter bezog.³¹⁴ So wird auch in der *Divina Comedia* der Protagonist auf seinem Weg der Läuterung von einem Kentauren (Nexos) über den Fluss getragen. Faust spricht Chiron seinen Dank aus, und die anerkennenden Worte, die er an ihn richtet, zeigen, dass Faust als Gelehrter des Humanismus die griechische Mythologie und ihre Wesen kennt.

³¹⁴ Carus, in: Saucke (Hg.):1937, S. 20; Schings: 2011, S. 409

Im folgenden Dialog stellt Faust den Kentauren und seine pädagogische Bedeutung für die mythologische Welt vor, doch dieser wehrt ab: „Das lassen wir an seinem Ort! Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren; Am Ende treiben sie’s nach ihrer Weise fort, Als wenn sie nicht erzogen wären.“ (7341-7344)

Chiron, der im Pilongebirge lebt, unterrichtete Generationen von Helden. So auch Apollo, den Gott des Lichtes, der Dichtung, Musik und der Heilkunst. Dieser hatte aus seinen zahlreichen Liebschaften zu Nymphen und schönen sterblichen Frauen viele Kinder. Seinen Sohn Äskulap gab Apollo ebenfalls in die Obhut des Kentauren. Vater und Sohn wurden so in der Heilkunst unterrichtet, worin insbesondere Äskulap ein außerordentliches Geschick entwickelte. Es wird deutlich, dass der mythologische Arzt seine pädagogischen Erfolge realistisch einschätzt, d.h. ihnen keinen allzu großen Wert beimisst. Als Chiron auf Fausts romantisch überschwängliche Lobesreden keine Empfänglichkeit zeigt, wechselt dieser das Gesprächsthema und bezieht sich auf Chirons ärztliche Tätigkeit, indem er ihn als Arzt anspricht: „Den Arzt, der jede Pflanze nennt, Die Wurzeln bis ins Tiefste kennt, Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung schafft, Umarm‘ ich hier in Geist und Körperkraft!(7345-7348) Es ist eine Unterhaltung zwischen Kollegen, in der Faust neidlos die Fähigkeiten des anderen anerkennt. Daraufhin zeigt sich der Heilkundige tatsächlich gesprächsbereit: „Ward neben mir ein Held verletzt, Dawußt‘ ich Hülfe und Rat zu schaffen; Doch ließ ich meine Kunst zuletzt Den Wurzelweibern und den Pfaffen.“ (7349-7352)

Der berühmte Kentaur ist nicht irgendein Arzt. Selbstbewusst präzisiert er die Worte des Mitreisenden und hebt hervor, dass er auch hochrangigen Patienten – Helden - mit seiner ärztlichen Kunstfertigkeit beistehen konnte. Letztlich aber legte er sein medizinisches Wissen in die Hände der Menschen. Neben aller Großmut klingt aber auch Resignation aus den Worten Chirons. Er weiß, dass seine Heilkünste atavistisch³¹⁵ geworden sind.

Den Kranken und Verletzten standen im archaischen Griechenland (um 800 v. Chr.) neben heilkundige Laien, „Wurzelweibern“, auch Priesterheiler zur Seite. Die Medizin in vorwissenschaftlicher Zeit war keineswegs als Medizin auf niedrigem Niveau anzusehen, denn die Griechen verfügten über eine Vielzahl pflanzlicher Heilmittel, darunter Antipyretika, Antiphlogistika, Antiemetika, deren Wirkung heute pharmakologisch nachgewiesen ist (z.B. Salbei, Eisenkraut, Knoblauch, Rhabarber, Myrrhe). Obwohl diese Wirksamkeit, wie Kritiker häufig eher abwertend anmerken, durch Versuch und Irrtum - durch Empirie - erprobt wurde, war dies nicht das einzige Argument für den überlieferten Erfolg der theurgischen Medizin. Einen weiteren Erklärungsansatz kann man in der symbolhaltigen Figur des Kentauren Chiron finden. Der Kentaur, halb Mensch, halb Tier, verkörpert zwei Prinzipien. Einerseits steht er für das ursprüngliche und intuitive Wissen um die Heilkraft der Pflanzen, so wie das erkrankte Tier ganz unbewusst die richtige Pflanze zu seiner Genesung wählt. Andererseits deutet der aufrechte, menschliche Teil des Fabelwesens auf ein erhöhtes

³¹⁵ „atavistisch“ vom lateinischen „atavus“ (Urahn, Vorfahre, in älteren Lehrbüchern Rückschlag) hier im Sinne von Rückfall in überholte bzw. veraltete Traditionen und Gedanken; „atavistischer Rückfall in die Beschränktheit der antiken Anschauung“. Vgl. Brockhaus: 1966, Bd. 1, S. 829; Grimm, 1984, Bd. 3, S. 366

Bewusstsein hin. Dadurch wird deutlich, warum gerade Chiron Faust auf seiner Suche nach Helena, dem Sinnbild der Selbsterkenntnis, an das andere Flussufer trägt.

Der Bewusstseinszustand war jedoch ein völlig anderer, als ihn die Menschen in neuerer Zeit besitzen. Das Denken war bildhafter, vielleicht mit der Bildhaftigkeit unserer Träume vergleichbar.³¹⁶ Faust, ein Mensch der Neuzeit, kann dieses Land der Mythen deshalb nur als ein Träumender betreten. Darüber hinaus stellt die gelebte Verbundenheit von Körper und Seele im Bezug auf das Verständnis von Krankheit und Heilung einen wichtigen Aspekt dar.

Thomas Mann spricht in *Doktor Faustus* (1943) „von der erlesenen Kondition des menschlichen Leibes, [...] seiner Wandelbarkeit durch das Seelische [als] Ausdruck seiner Vornehmheit, seines hohen Ranges in der Körperhierarchie“ und davon, dass „Krankheit und Tod [...] die Folge rein seelischer Einwirkungen sein [können].“³¹⁷ Die Griechen in archaischer Zeit hatten keinerlei Zweifel an diesen Zusammenhängen, da die Trichomie des Menschen - Körper, Geist und Seele, noch völlig unbekannt, die Aufteilung in materielle und ideelle Gegenstände, wie sie René Descartes (1596-1650) mit dem Dualismus einleitete, noch nicht vollzogen war. Dem Philosophen Kurt Hübner zufolge sieht der Mythos in allem etwas Lebendiges und Beseeltes und kennt keine Grenzen zwischen „Traum“ und „Wirklichkeit“.³¹⁸ Kinder besitzen bis zur Pubertät eine sogenannte anthropomorphe Denkweise, das heißt, dass sie noch nicht zwischen innerer Wahrnehmung und äußerer Wirklichkeit unterscheiden.³¹⁹ Erst dem aufgeklärten Erwachsenen ist diese wissenschaftliche Denkweise zunehmend zur zweiten Haut geworden. Und dennoch scheinen ursprünglich angelegte mythologische Fragmente auch im heutigen Menschen zu existieren, heißen Selbstheilungskräfte und Autosuggestion. Doch diese Phänomene werden dem vorwissenschaftlichen Prinzip der Heilung nicht ausreichend gerecht. In der Ausführung über den Äskulapcult wird diese Unterscheidung weiter konkretisiert und vertieft.

Im weiteren Gespräch mit Chiron erfährt Faust, dass der Kentaur bereits Helena auf seinem Rücken über den Fluss getragen hat, eine weitere Analogie zu diesem mythologischen Thema. Während einer Reise, die Herkules gemeinsam mit seiner Gemahlin Dejanira von Kalydon nach Tachis unternahm, kam es zum Bedrängnis der Schönen durch den Kentauren Nexos (Nessos), auf dessen Rücken sie den Fluss Euneos überquerte. Als Herkules ihre Schreie hörte, schoss er mit einem seiner Pfeile auf den Zudringlichen, der dadurch am Rücken verwundet wurde. Doch es gelang dem sterbenden Kentauren mithilfe einer List, tödliche Rache an Herkules zu nehmen.³²⁰

In Goethes Dichtung erhält der Kentaur Chiron die tragende Rolle und steht mit seinem edlen Charakter dem dunklen Wesen des Nexos deutlich entgegen. Überwältigt von der spürbaren Nähe zu Helena, gesteht Faust dem Wohltäter seine unsterbliche Liebe zu ihr. Der Eingeweihte äußert daraufhin völliges Unverständnis und erklärt Faust für „unter Geistern“ krank - geisteskrank.

³¹⁶ Vgl. Husemann: 2002, S. 18

³¹⁷ Mann: 2005, S. 149-150

³¹⁸ Hübner: 1985, S. 126

³¹⁹ Vgl. Freese: 1992, S. 65-70

³²⁰ Schwab: 2006, S. 125-126

Zu diesem Zeitpunkt wird die Kluft zwischen dem antiken Wesen und dem „modernen“ Menschen offensichtlich. Den Wunsch, die klassisch überzeitliche Helena für sich zu gewinnen, kann Chiron nicht nachempfinden. Dennoch rät er dem Fremden, die Seherin Manto zu konsultieren, in seinen Augen die edelste aller weissagenden Frauen:

„Mein fremder Mann! als Mensch bist du entzückt, Doch unter Geistern scheinst du wohl verrückt. Nun trifft sich‘ s hier zu deinem Glücke; Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke, Pflieg‘ ich bei Manto vorzutreten, Der Tochter Äskulaps; im stillen Beten Fleht sie zum Vater: daß, zu seiner Ehre,	Er endlich doch der Ärzte Sinn verkläre, Und vom verwegenen Totschlag sie bekehre... Die liebste mir aus der Sibyllengilde, Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde; Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen, Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen“. (7446 -7458)
--	--

Goethe setzt im *Faust* Manto an die Stelle der Tochter Äskulaps eine dichterische Auslegung, da sie in der griechischen Mythologie die Tochter des greisen Sehers Teiresias ist. Äskulap war Heros und Gott zugleich, Sohn des Gottes Apollo und der sterblichen Koronis. Nach seiner Erziehung durch Chiron zog Äskulap in den Krieg und wirkte als begabter Arzt. Man erzählt, dass er der Göttin Athena das Blut der Gorgo (Medusa) gegeben habe, nachdem Perseus diese enthauptet hatte. Das Blut, das aus ihrer rechten Körperseite floss, soll so wundertätig gewesen sein, dass Äskulap sogar damit Tote zum Leben erwecken konnte. Zeus befürchtete, dass die Fähigkeit, Menschen wieder lebendig zu machen, die Weltordnung zerstören würde, und schleuderte deshalb seinen Todesblitz nach ihm. Äskulap avancierte trotz seiner sterblichen Mutter zum Gott der Heilkunst sowie zum Schutzpatron der Ärzte und wurde nach seinem Tod in das Sternbild des Schlangenträgers verwandelt. Mit seiner Frau Epione hatte er zwei Söhne, Podaleirios und Machaon, ebenfalls Ärzte, und die fünf Töchter Akeso, Iaso, Aigle, Panakeia (die Allheilerin) und Hygieia. Auf antiken Abbildungen wird Äskulap mit den Attributen Mantel, Bart und Schlangensstab dargestellt. Seine Tochter Hygieia ist die Personifikation körperlicher und seelischer Gesundheit. Sie gehört zum Gefolge Äskulaps und wurde gemeinsam mit ihm verehrt. Die Nachkommen des Heilgottes, deren berühmtester Vertreter Hippokrates von Kos (etwa 460-377 v.Chr.) ist, wurden Asklepiaden genannt und übten weiterhin die Heilkunst aus.³²¹ Bis zu Hippokrates war es üblich gewesen, den Beruf des Priesterarztes zu vererben. Er war kein in die Mythen eingeweihter Arzt und kennzeichnet den Beginn einer neuen Ära, in welcher der Beruf des Arztes allgemein zugänglich wurde. So erwähnt Platon (427-347 v. Chr.), dass Hippokrates jeden als Schüler annahm, der über die nötigen finanziellen Mittel verfügte.³²² Doch nicht allein die Zugangsvoraussetzungen für den Arztberuf änderten sich im Laufe der Zeit.

Auch das Verständnis für die Entstehung von Krankheiten und die Position der Ärzte unterlagen einem entscheidenden Wandel. Krankheitsursachen wurden zunehmend in der Natur gesucht,

³²¹ Vgl. Weisser, in: von Engelhardt (Hg.):1991, Bd. 1, S. 11-29

³²² Vgl. Porter: 2003, S. 56

nichtmehr im Zorn der Götter, Vermittler waren aus diesem Grund nicht mehr nötig. Zwar gab es weiterhin Priesterheiler und Medizinkundige aller Art und Unart, aber den hippokratischen Ärzten gelang es immer mehr, ihre Stellung zu behaupten. Dieser Erfolg gründete nicht zuletzt in der ethischen Haltung, die sie nun einnahmen. Für die Ärzte galt ein „Ehrenkodex“, ähnlich einer freiwilligen Zertifizierung heute. In diesem Eid der Ärzte forderte Hippokrates aber nicht nur rein fachliche Qualität, sondern auch eine entsprechend ethisch-moralische Einstellung sowie die freundschaftliche Nähe zum Patienten. Obgleich im Wortlaut immer wieder modifiziert, bei Paracelsus z. B. als Gebet formuliert, gilt der Eid seit der Renaissance als Schlüsseldokument für das ärztliche Handeln und bildet die Basis für moderne Dokumente, wie das *Genfer Gelöbni*.³²³ Die darin enthaltene zentrale Aussage, dass ein Arzt das Wohlergehen des Patienten als höchstes Ziel anstreben und über seine eigenen Interessen stellen soll, ist heute so aktuell wie in der Antike.

Wie aber sind die Worte Chirons zu verstehen, in denen er anspricht, dass sich Manto aufgrund des Fehlverhaltens Angehöriger des Ärztestandes betend an ihren Vater Askulap wenden muss.

Das ärztliche Handeln mit „verwegendem Totschlag“ in Verbindung zu bringen, ist gewagt, aber an dieser Stelle sicher kein zufälliger Kunstgriff.³²⁴ Der studierte Rechtsgelehrte Goethe wählte hier einen Begriff der juristischen Fachterminologie, deren Entwicklungsgeschichte bis in die archaische Zeit zu den Geboten der Bibel und dem *Codex Hammurapi* zurückführt. Bereits im Buch Exodus wurde zwischen dem Mord und der unabsichtlichen Tötung differenziert.³²⁵ Darüber hinaus diskutierte man schon damals über die Standespflichten und Verantwortungsbereiche, die Ärzte gegenüber ihren Patienten zu wahren hatten. Auszüge aus dem Codex Hammurapi, der auf den König von Babylonien Hammurapi (1728-1686 v. Chr.) zurückgeht, belegen dies.³²⁶ Hier wurden Verfehlungen in der ärztlichen Behandlung mit entsprechenden, zum Teil schwerwiegenden Strafen- „Auge um Auge“ -, aufgeführt.³²⁷ Mit der germanischen Rechtslehre erweiterte sich die Dichotomie von Mord und Totschlag. Daraus resultierend, verstand man unter Totschlag die Tötung eines Menschen ohne Vorbedacht.³²⁸ In der Zeit von Goethes Rechtsstudium und juristischer Tätigkeit fand sich das u.a. durch König Friedrich II. (1712-1786) von Preußen reformierte Strafrecht (z.B. Abschaffung der Folter) im Preußischen Allgemeinen Landrecht (PALR) geregelt. Um 1800 kam es durch die Etablierung der Psychiatrie besonders in strafrechtlicher Hinsicht zu grundlegenden Veränderungen. Zunehmend wurde die Psychopathologie des Täters als relevante Größe betrachtet, mit der Konsequenz, dass die Schuldfrage und das entsprechende Strafmaß neu definiert und festgelegt werden mussten.

³²³ Vgl. von Engelhardt, in: Frewer; Winau (Hg.): 1997, S. 38-41

³²⁴ Ein Brief aus Rom offenbart wiederum, dass Goethe den Begriff „Totschlag“ auch im umgangssprachlichen Sinn gebraucht hat: „Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur *reden* macht, sind die Totschläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere sind schon in unserm Bezirk in diesen drei Wochen ermordet worden.“ Goethe an Stein, 24.11.1786; Werke FA, 1993, I. Abt. Bd 15/1, S. 153-154

³²⁵ Ex. 21,13

³²⁶ Deutsches Rechtslexikon, in: Tilch; Arloth (Hg.): 2001, S. 980; vgl. von Engelhardt, in: Frewer; Winau (Hg.), 1997, S. 38;

³²⁷ Schwerd (Hg.): 1992, S. 286

³²⁸ Vgl. Oehmichen et al., in: von Engelhardt; Oehmichen (Hg.): 2007, S. 15-19

Johann Christian Gottlieb Schaumann (1768-1821) prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der „Criminalpsychologie“ (1792)³²⁹, die sich später zur „Kriminologie“ entwickelte.³³⁰ Die vorsätzliche Tötung eines Menschen ohne Überlegung bzw. Vorbedacht wurde zwar weiterhin als Totschlag bezeichnet und ist in dieser Terminologie auch heute noch im deutschen Strafgesetzbuch unter § 212(I) verankert: „Wer einen Menschen tötet, ohne Mörder zu sein, wird als Totschläger [...] bestraft“³³¹, allerdings wurden nun bei verschiedenen psychischen Erkrankungen „»Unzurechnungsfähigkeit« oder »zweifelhafte Gemütszustände« als strafmildernde Aspekte“ akzeptiert.³³²

Hier stellt sich die Frage wie die Aussage zu bewerten ist, in der die gesamte Ärzteschaft des Totschlags bezichtigt wird.

Im Jahr 1898 legte das Preußische Oberverwaltungsgericht fest, dass die ärztliche Profession im Bezug auf ihre Rechtfertigung und inhaltliche Ausrichtung allein „von ärztlicher Feststellung abhängig“ sei, eine Regelung, die in ihrer Form nahezu unverändert bis in die Gegenwart Gültigkeit besitzt.³³³ Parallel zu diesem juristisch grundgelegten „Definitionsmonopol“ war jedoch ein hoher ethischer Anspruch entstanden, dem immer wieder neu entsprochen werden muss.³³⁴ Um das hohe ethische Niveau innerhalb des ärztlichen Standes zu wahren, sorgen heute neben den herkömmlichen Straf- und Zivilgerichten unabhängige, ärztliche Berufsgerichte für die Ahndung möglicher Verfehlungen.³³⁵ Dennoch hat die „Definitionsmacht“ immer wieder zu Diskussionen geführt, die im 21. Jahrhundert ihre Aktualität nicht verloren, sondern an Brisanz zugenommen hat. Friedrich-Wilhelm Kolkmann, der frühere Präsident und derzeitige Ehrenpräsident der Landesärztekammer Baden-Württemberg, sowie Vorsitzender der KTQ³³⁶ merkt an, dass die Auseinandersetzung um die Frage nach der ärztlichen Identität und der ärztlichen Rolle im Austausch mit dem einzelnen Patienten sowie der Gesellschaft im Allgemeinen bereits seit der Antike von namhaften Vertretern der Philosophie, Medizin, Jurisprudenz und Theologie auf literarische Weise geführt wird. Genannt werden u.a. Platon und Aristoteles, Christoph Wilhelm Hufeland, Samuel Hahnemann, Rudolf Virchow, Viktor von Weizsäcker, Karl Jaspers, sowie die Medizinhistoriker Karl Rothschild, Heinrich Schipperges und Dietrich von Engelhardt - eine Aufzählung, die schließlich mit Goethe endet.³³⁷ In der hochschwelligeren Zertifizierung ärztlichen Handelns in Praxen und Krankenhäusern sieht Kolkmann nicht nur eine denkbare Möglichkeit zur Wahrung ärztlicher Standespflichten in der Krankenversorgung, sondern auch eine potenzielle Orientierungshilfe für die Patienten - ein Gütesiegel für beide Seiten.³³⁸

³²⁹ Vgl. Oehmichen et al., in: von Engelhardt; Oehmichen (Hg.): 2007, S. 17-18

³³⁰ Vgl. Schneider (Hg.), in: Handbuch der Kriminologie: 1974, Bd. 3

³³¹ Töndle; Fischer, in: Strafgesetzbuch: 2007, S. 1389

³³² ebda.: S. 18

³³³ Kolkmann: 2004, S. 1

³³⁴ ebda.: S. 1

³³⁵ Schwerdt: 1992, S. 270-271; vgl. Gerst; Hibbeler, in: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 108, C 408-410

³³⁶ Kooperation für Transparenz und Qualität im Gesundheitswesen

³³⁷ ebda.: S. 1-2

³³⁸ Vgl. Kolkmann et al.: 2001

Für eine weitere Vertiefung der Rechtsbegriffe sowie der ärztlichen Schuldfrage im *Faust* sei an dieser Stelle auf *Der Mord. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten* (2007) von Dietrich von Engelhardt und Manfred Oehmichen (Hg.), das *Handbuch der Kriminologie*, Bd.3 (1994) von Hans Joachim Schneider (Hg.) und die Publikationen von Jens-Peter Gieschen (1939) und Johann Glatzel (1987) verwiesen.

In Goethes Tragödie fungiert der heilkundige Kentaur Chiron indirekt als Ankläger der Ärzteschaft. Um seine Bedeutung in diesem Zusammenhang weiter zu konkretisieren, wird noch einmal Bezug auf die *Göttliche Kommödie* genommen.³³⁹

Im Gespräch mit Dante verweist Vergil auf Aristoteles, der sich in der *Nikomachischen Ethik* über die „Dreiteilung des unsittlichen Charakters“ äußert.³⁴⁰ Dabei wird die dritte Untugend, die Thomas von Aquin als tierische Rohheit, „Bestialitas“ bezeichnete, als verwerflichste Verfehlung in den Vordergrund der Betrachtung gestellt, da durch sie die Unterscheidung zwischen einem menschlichen und tierischen Wesen aufgehoben wird. Als gravierend betrachtet er, dass der vernunftbegabte Mensch „nicht einfach zum Tier [wird], das nie mit Vernunft ausgestattet war, sondern zu einer Bestie, das heißt zu einem Menschen, der seine Vernunft und jede Verbindung mit den göttlichen Gesetzen verloren hat.“³⁴¹ Entsprechende Worte finden sich auch bei Mephistopheles im Prolog zum ersten Teil des *Faust*: „Er [Mensch] nennt‘s Vernunft und braucht‘s allein, Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“ (285-286) Im siebten Kreis der Hölle treffen Dante und Vergil schließlich auf den Minotaurus, ein entsetzliches Halbwesen mit dem Körper eines Menschen und dem Kopf eines Stieres - die Manifestation der „Bestialitas“. Nach dieser Begegnung kommen die Reisenden an den brodelnden Phlegeton, einem gewaltigen Fluss aus kochendem Blut. Darin büßen die Seelen derer, die auf gewalttätige Weise anderen Menschen das Leben genommen haben. Um sie an der Flucht zu hindern, patrouillieren mit Pfeil und Bogen bewaffnete Kentauren am Ufer entlang. Unter ihnen befinden sich Nexos und Chiron, die bezeichnenderweise den Kopf eines Menschen besitzen und somit einen logischen Gegensatz zu Minotaurus darstellen. Beide Kentauren wurden der Sage nach durch einen Pfeil tödlich verletzt und fungieren seither als Strafvollstrecker im Sinne der „Wiedervergeltung“ (contrapasso). In der *Göttlichen Kommödie* ist es Nexos, auf dessen Rücken Dante über die Furt getragen wird und so die Seelen der grausamsten Mörder erblickt.³⁴² Auch dieses mythologisch-literarische Thema findet in Goethes *Faust* eine Abmilderung. Chiron mahnt in der Tragödie, anders als in der *Commedia*, nicht den Mord, sondern den vermeintlichen Totschlag an.

Der rechtshistorische Exkurs verdeutlicht, dass die Dichotomie von Mord und Totschlag durch ihre archaischen Wurzeln mit der mythologischen Gestalt des Chiron in Verbindung gebracht werden kann und weit über Goethes Zeitalter hinaus bis in die Gegenwart wirkt.

³³⁹ Grigenti, in: von Engelhardt, Oehmichen (Hg.): 2007, S. 102-105

³⁴⁰ Aristoteles, in: ebda., S. 102; vgl. Aristoteles, in: Zemb: 1967, S. 201; Aristoteles, 2001

³⁴¹ Aristoteles in: Grigenti, in: von Engelhardt; Oehmichen (Hg.): 2007, S. 102

³⁴² Vgl. Grigenti, in: von Engelhardt; Oehmichen (Hg.): 2007, S. 103-105

Diese Weitsicht besitzt auch die Seherin Manto. Sie blickt von der archaischen Zeit bis in die Zukunft, und was sich ihr dort offenbart, lässt sie ihre Bitte an den Vater richten. Die Vision Mantos führt Goethe im Hauptwerk nicht näher aus. Es kann jedoch vermutet werden, dass sie die tragischen Ereignisse in Fausts Leben voraussieht, gleichzeitig aber darüber hinausgehend das ärztlich kollektive Bewusstsein bezeichnet. Faust repräsentiert den gelehrten Arzt des 16. Jahrhunderts und weist auf eine Entwicklung hin, die durch den Zeitgeist des Humanismus ihren Anfang genommen hat und als Grundlage für eine vernunft- und wissenschaftsorientierte Medizin der Aufklärung gelten kann. Mit der Unterwerfung der Natur durch eine zunehmend vom Herrschaftsgedanken geprägte Wissenschaft traten besonders in der Medizin gravierende Veränderungen auf, nicht immer zum Segen der Patienten. Die Auffassung vom dienenden, altruistisch fürsorglichen Arzt wurde abgelöst von einem überwiegend wissenschaftlich denkenden Mediziner. Im Verlauf der Geschichte gewann die kognitive Seite des ärztlichen Berufes zunehmend an Stellenwert, und die Technisierung nahm unaufhaltsam an Einfluss zu. Frank Nager spricht hier vom „Mythos technischer Allmacht.“³⁴³

Diese Entwicklung blieb kritischen Augen nicht verborgen, und eine Reihe von Humanisten sprach den akademisch gebildeten Ärzten jede moralische Festigung ab. Der Gelehrte Erasmus von Rotterdam (Desiderius Erasmus 1466-1536) stand der Ärzteschaft skeptisch gegenüber. In einem Brief, der an William Warham, den Erzbischof von Canterbury (1503-1532) gerichtet war, bekundet er die Ähnlichkeit von „Ärzte[n] mit „Harpyien und Henkern“.³⁴⁴ Später sparte er allerdings nicht an Lob hinsichtlich der heilkundlichen Fähigkeiten dieser einstmals von ihm geschmähten Berufsgruppe. Sein *Encomium Artis Medicae* (1518) war für die Stärkung des ärztlichen Ansehens und Selbstbewusstseins von großer Bedeutung.³⁴⁵

Paracelsus dagegen blieb bei seinem schonungslosen Urteil gegenüber dem jämmerlichen Zustand der deutschen Heilkunst, in dem sie sich seiner Ansicht nach im 16. Jahrhundert befand. Vor allem aber beklagte er, dass die Universitäten unverständige, skrupellose, insgesamt unfähige Ärzte ausbildeten, die man schließlich den kranken Menschen zumutete, wodurch deren Leiden „mer gebösert wird dan gebessert“. Heilung wird, so Paracelsus, nicht durch verbale Beschwörungsformeln, sondern durch gewissenhaft gewählte Heilmittel (Arkana) erreicht.³⁴⁶

Die Umbrüche, welche die kartesianische Sichtweise durch ihren Wunsch nach Fortschritt und Wissenschaftlichkeit für die Medizin mit sich brachte, forderten noch zu Lebzeiten Goethes ihre Opfer. Heroische Aderlässe³⁴⁷ und erste Versuche mit Transfusionen tierischen und menschlichen Blutes³⁴⁸ sind nur einige Beispiele für die erkenntnisreichen, aber häufig tödlichen Behandlungsweisen um 1800.

³⁴³ Nager: 1994, S. 215

³⁴⁴ Jütte, in: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 106, 2009, C428

³⁴⁵ vgl. von Rotterdam: 2008

³⁴⁶ vgl. Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1928, I. Abt., Bd. 10, S. 484-486

³⁴⁷ vgl. Hufeland: 1823, S. VIII-IX

³⁴⁸ vgl. Pfeifer: 2000, S. 106

Zielte der Dichter mit spitzer Feder auf die Mediziner seiner Zeit? Neben der „Ärztesselte“, wie Schipperges die von Goethe immer wieder eingestreute Kritik an den Medizinern bezeichnet³⁴⁹, vermitteln seine schriftlichen Zeugnisse jedoch ein durchaus positives und von Anerkennung geprägtes Bild seiner behandelnden Ärzte. Ebenso wenig überzeugt das Argument, dass er sich von der medizinischen Fachwelt als Naturwissenschaftler und Entdecker des Os Intermaxillare nicht ausreichend gewürdigt fühlte, denn tatsächlich stand Goethe zeitlebens mit führenden Ärzten in Verbindung, mit manchen verband ihn sogar ein freundschaftliches Verhältnis.

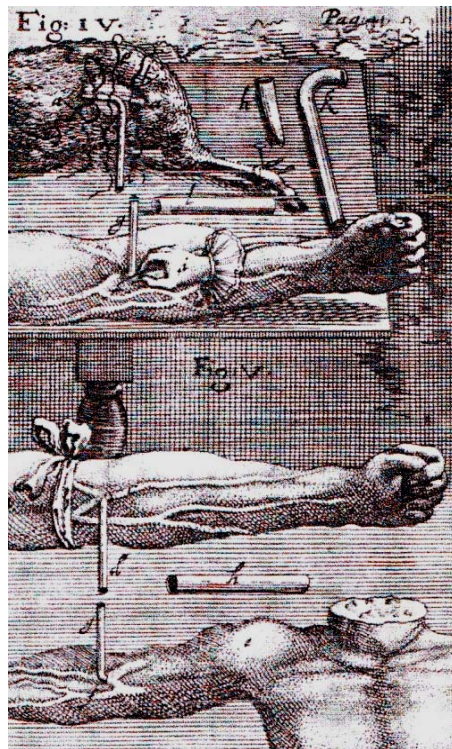


Abb. 14 Bluttransfusion (1667)

Goethe setzte mit seinen großen Werken *Faust* und *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre* dem ärztlichen Beruf ein Denkmal und bewies dadurch einmal mehr seine große Verbundenheit mit den Vertretern dieses Standes, deren Ausbildung ihm bis zu seinem Tod ein Anliegen war.³⁵⁰ Mantos Hellsicht kann deshalb durchaus als wohlwollende, überzeitliche Anmahnung für jeden Arzt interpretiert werden, die Standes- und Berufspflichten, wie sie im *Eid des Hippokrates* grundgelegt sind, zu beherzigen.

Obwohl zu keinem Zeitpunkt ihrer Begegnung Faust als Arzt auftritt, scheint der Kentaur in dem Fremden intuitiv den „Kollegen“ zu erkennen und berichtet ihm wie selbstverständlich von den zukünftigen Missständen. Der Hinweis, dass auf Mantos Bitte hin Äskulap den Sinn der Ärzte verklären soll, wirkt gezielt an Faust gerichtet. Wie Dantes Reise auf dem Rücken des Kentauren

³⁴⁹ Schipperges: 1996, S. 132-133

³⁵⁰ Vgl. Husemann: 2002, S. 11

Nexos eine Chance zur Läuterung darstellt, die einem Lebenden normalerweise nicht gewährt wird, scheint auch Faust in der mythologischen Welt als Mensch und Arzt diese einmalige Möglichkeit zu erhalten. Faust aber kann den Sinngehalt in Chirons Worten nicht verstehen, will in seinem hohen Streben nicht aufgehalten und schon gar nicht mit „Wurzelkräften“ geheilt werden. Bereits in der Szene der Hexenküche im ersten Teil, anlässlich seiner Verjüngung, waren dem Arzt der Neuzeit diese Künste ausgesprochen zuwider. Trotz allem Unverständnis auf beiden Seiten findet der Suchende in dem Kentaur einen Förderer. Dieser empfiehlt: „Versäume nicht das Heil der edlen Quelle! Geschwind herab! Wir sind zur Stelle.“ (7461-7462)

Als Faust absteigt, befinden sie sich zwischen Peneios und Olymp. Vor ihnen steht im Mondenschein ein Tempel, in dessen Inneren die Seherin Manto von der Ankunft Chirons träumt. Als dieser tatsächlich erscheint und sie anspricht, erwacht Manto und heißt den Vertrauten willkommen: „Streifst du noch immer unermüdet?“ Und Chiron erwidert: „Wohnst du doch immer still umfriedet, Indes zu kreisen mich erfreut. Worauf Manto den Dialog fortführt: „Ich harre, mich umkreist die Zeit. Und dieser?“ (7478-7482) Im Gegensatz zu Chirons Rastlosigkeit und Vergänglichkeit steht Manto, die im Stillen lebt und die Zeitlosigkeit verkörpert. Erst nach den Begrüßungsworten scheint sie Faust wahrzunehmen. Der Kentaur schildert ihr kurz dessen „Krankheitsbild“ und teilt der Seherin seinen ärztlichen Therapievorschlag mit:

„Die verrufene Nacht	Helenen will er sich gewinnen,
Hat strudelnd ihn hierher gebracht.	Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Helenen, mit verrückten Sinnen,	Asklepischer Kur vor andern wert.“ (7483-7487)

Die Griechen besaßen ein ausgeprägtes Schönheitsideal und Körperbewusstsein. Das von Goethe gebrauchte Bild der schönen Helena verkörpert im höchsten Maß die Vorstellung dieser zeitlosen Schönheit. In *Winckelmann und sein Jahrhundert* (1805) schrieb er: „Das letzte Produkt der sich immer steigenden Natur, ist der schöne Mensch.“³⁵¹ Ein gesunder Körper zählte entsprechend als wertvolles Gut, wurde aber nicht isoliert betrachtet. Das Äußerliche und Materielle, eben auch das Leibliche stand immer in Verbindung mit dem Geistigen. Religiöse und medizinische Aspekte waren untrennbar verwoben. Der Begriff „Therapeia“, der im altgriechischen Sinn für beide Bereiche verwendet wurde und „dienen“, „bedienen“, „gut sorgen für“, „pflegen“, „sorgfältig bilden“, „ausbilden“, „verehren“ und erst zuletzt „heilen“ bedeutet, drückt dieses Phänomen anschaulich aus.³⁵² Krankheiten waren wie jede menschliche Verfehlung ein Teil des Lebens, galten darüber hinaus als heilig, da man sie als Gabe der Götter verstand. Krankheiten konnten als Folge einer bewusst oder unbewusst begangenen Tat auftreten, die den Zorn einer Gottheit heraufbeschworen hatte. Die Griechen wussten, dass in diesem Fall eine Reinigung von Körper, Geist und Seele durch Beten und

³⁵¹ Goethe: Werke FA, I. Abt., Bd. 19, S. 183

³⁵² Vgl. Seidmann: 1979, S. 353

Fasten unumgänglich war.³⁵³ Die Einheit von Körper, Geist und Seele ist ein wesentlicher Aspekt im Verständnis um die Heilwirkung der theurgischen Medizin. Unter Krankheit wurde nicht erst die manifeste körperliche Erkrankung verstanden, sondern bereits die Ahnung eines Ungleichgewichts dieser Einheit veranlasste die Menschen, sich in „Therapie“ zu begeben. In ganz Griechenland wurden Tempel zu Ehren Äskulaps erbaut, sogenannte Asklepieia, diese boten den Hilfesuchenden Zuflucht. Um sich von allem Schweren, die Sinne vernebelnden zu befreien, sollte der Kurende der Nahrung und dem Wein entsagen.

Das Fasten ist so alt wie die Menschheit selbst. In der Antike war beim heilenden Fasten die religiöse Komponente nicht von der therapeutischen zu trennen, wie auch der Wortstamm „Heil-“ Heilig und Heilen beinhaltet. Die folgende Nacht verbrachte der Fastende schlafend im Tempel vor der Statue Äskulaps. In dieser sogenannten Inkubationskammer hoffte der Träumende auf das Erscheinen des Gottes, der ihn entweder sofort heilte, oder ihm einen Rat erteilte. Durch den freiwilligen Verzicht auf Nahrung versetzte sich der Erkrankte in einen Zustand der besonderen Empfänglichkeit für „Wahrträume.“³⁵⁴ Diesen Träumen schrieb man einen visionären Charakter zu. Krankheiten konnten durch die gesteigerte Wahrnehmung im Heilschlaf vorausgesehen werden. Die Priester der jeweiligen Asklepieion verstanden sich darauf, diese Träume zu deuten und Krankheiten zu diagnostizieren. Nach der „Kur“ war es üblich, Gedenktafeln oder Statuen im Tempelbereich anbringen zu lassen. Diese Dankesgaben sind mit den Votivtafeln der Gegenwart vergleichbar, wie sie heute im süddeutschen Raum zu sehen sind. Damals wie heute spiegeln sie auch den sozialen Stand des Geheilten wieder. Doch auch nach dem Ende der theurgischen Medizin fand das Wissen um die besondere Wirkung der Träume den Weg in die moderne Welt. Hildegard von Bingen (1098-1179) sprach bereits siebenhundert Jahre vor Freuds Theorie des Unbewussten vom „Entschlafen ins Bewußtsein“.³⁵⁵

Thomas von Aquin (1225-1274) glaubte, „dass manche Träume von Gott gesandt sind [und] war genau wie die [...] griechischen Denker der Ansicht, dass gewisse somatische Prozesse durch die Traumsymbole angezeigt werden und dass innere körperliche Dispositionen durch die Deutung von Träumen zu erkennen sind.“³⁵⁶ Die Denker der Aufklärung waren, was den göttlichen Offenbarungscharakter der Träume anging, geteilter Meinung. Für Kant waren sie beispielsweise „einfach durch einen verdorbenen Magen verursacht“.³⁵⁷ Doch auch der Königsberger Philosoph konnte nicht umhin, rein inhaltlich gesehen, Träume als einen Zustand höchster Klarheit zu betrachten. Dagegen widmete Schopenhauer sich ausführlich dem Phänomen der (Wahr-)Träume, an dessen Existenz er keine Zweifel hatte.³⁵⁸

³⁵³ Vgl. Buchinger: 1967, S. 35; vgl. von Engelhardt: 1999

³⁵⁴ ebda.: S. 27

³⁵⁵ Kastinger Riley: 1998, S. 90

³⁵⁶ Fromm: 1988, S. 92; vgl. Piper: 1958

³⁵⁷ ebda.: S. 93

³⁵⁸ Vgl. Schopenhauer, in: Hübscher (Hg.): 1988, Bd. 6, S. 241-329

Goethe, der nach Pongratz(1984) in seinem Gedicht *An den Mond* (1789) erstmals in der deutschen Sprache das Wort „unbewußt“ erwähnte³⁵⁹, war ebenfalls davon überzeugt, dass der schlafende Mensch gesteigerte rationale Fähigkeiten besitzt und gab im Gespräch mit Eckermann am 12. März 1828 dieses zu bedenken: „Man sieht, [...] daß die Musen Sie auch im Schlaf besuchen, und zwar mit besonderer Gunst; denn Sie werden gestehen, daß es Ihnen im wachen Zustand schwer werden würde, etwas so Eigentümliches und Hübsches zu erfinden.“³⁶⁰ In einem Brief vom 22. Juni 1797 wendet sich Goethe mit der Bitte an Schiller: „[D]ie Sache [Faust] einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eigenen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten.“³⁶¹ Nicht zufällig lässt Goethe seinen Protagonisten Faust dreimal in einen schlafähnlichen Zustand fallen und damit die Handlung wechseln. So schafft er ihm Zugänge zu seinen verborgenen Wünschen und Strebungen - zur Selbsterkenntnis.



Abb. 15 Goethe: Aesculap-Tempel (1787)

Carus schrieb bereits 1846 in seinem Werk *Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele*,³⁶² dass sich das unbewusste Seelenerleben im Traum dem menschlichen Bewusstsein erschließen kann. Eine frühe Betrachtung von Teilaspekten dessen, was Freud später an bahnbrechenden Erkenntnissen auf diesem Gebiet leisten wird. Für diese Arbeit ist relevant, dass es bei den Epistemen von Wissenschaftlern wie Freud oder C.G. Jung³⁶³ in erster Linie um ein Bewusstmachen von einem ursprünglich im Menschen

³⁵⁹ Goethe: Werke FA, 1988, I. Abt., Bd. 2, S. 66-67

³⁶⁰ Goethe an Eckermann, 12.3.1828: Werke FA, 1999, II. Abt., Bd. 12, S. 663

³⁶¹ Goethe an Schiller, 22.6.1797: Werke FA, 1998, II. Abt., Teil I, Bd. 4, S. 354

³⁶² Vgl. Carus: 1846

³⁶³ Vgl. Jung: 1981, Bd. 18, S. 201-273

angelegten, aber vergessenen Wissen geht. Inhalte aus der subjektiven Welt der Träume, die keine Aufspaltung in Raum, Zeit und Körperlichkeit kennen, in unsere realistische Welt, in unser Tagbewusstsein einfließen zu lassen, bedeutet, dass die verloren gegangene Einheit von Körper, Geist und Seele neu entstehen kann. Eine Erfahrung, die durchaus einem „Heilwerden“ gleichkommen kann. Auf dem Rücken des Kentauren konnte Faust zu Manto gelangen. Chiron nennt ihr mit intuitiver Sicherheit die Therapie, die er für Fausts Krankheit favorisiert, muss jedoch selbst auf den Stufen des Tempels zurückbleiben. Der mythologische Arzt kann nicht bis in die Seelenwelt des humanistischen Gelehrten vordringen und versteht nicht, was dessen Inneres so stürmisch bewegt. Analog zu diesem Bild steht Chirons vorgeschlagene Therapie - eine atavistisch gewordene Form des Heilens. Fausts Leiden kann weder mit „Wurzelkräften“ noch durch eine „Asklepische Kur“ geheilt werden, da er bereits das Bewusstsein eines Menschen der Neuzeit besitzt. Das weiß auch Manto, hinter der verschiedene Autoren Mephistopheles vermuten.³⁶⁴ Ihr Blick kann tiefer dringen, hinab bis in die Tiefen der Unterwelt. Beeindruckt von Fausts entschlossenem Streben, sichert sie ihm ihren Beistand zu.

Die Begrenztheit von Chirons ärztlichen Möglichkeiten symbolisiert den Prozess des Übergangs, der eine bedeutende Wende in der Medizin vorbereitet. Zur Erinnerung: Apollo wurde durch Chiron in der Heilkunst unterwiesen. Dieser konnte so zum göttlichen Sinnbild für die ursprüngliche, archaische Medizin werden. Mit seinen Pfeilen kämpfte er gegen Krankheiten und gegen die Schlange (Drachen) Pythia. Indem Apollo Pythia besiegte, die „das untermenschliche Bewusstsein repräsentiert“³⁶⁵, gab er überhaupt erst „den Impuls zur Entwicklung des Bewusstseins.“³⁶⁶ Mit der Zeit schritt diese Entwicklung immer weiter voran, die Menschen hatten das Wissen Apollos von der ursprünglichen Weisheit des Heilens verinnerlicht, was sich in ihren kulturellen Traditionen widerspiegelte.

Durch die Entscheidung Apollos, seinen Sohn ebenfalls von Chiron unterrichten zu lassen, bereitete er den notwendigen Generationenwechsel vor. Chiron, dem Halbwesen aus der Mythologie, war es möglich, Apollos Wissen zu transformieren, es auf Äskulap zu übertragen und damit zu bewahren. Der Kentaure wird so zum Bindeglied zwischen Apollo und dessen Sohn. Die Attribute Äskulaps - der Stab und die gebändigte, sich emporwindende Schlange - symbolisieren im Gegensatz zu dem intuitiven Heilen Chirons das zunehmend bewusst werdende medizinische Handeln.³⁶⁷

Der Mythos von Chirons Tod zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie tragisch und schmerzvoll Veränderungsprozesse in der Medizin sein können. Dass diese unvermeidlich und mitunter von existenzieller Bedeutung sind, veranschaulicht eine andere Erzählung, die Hippokrates zugeschrieben wird. Als Hippokrates, wie es damals üblich war, aus Dankbarkeit für sein erfolgreiches Leben, eine Tempelskulptur stiftete, ließ er als Sinnbild überholter Denkstrukturen, „verweste“ Traditionen, aber auch eines den materiellen Tod überdauernden Geistes, ein Skelett anfertigen.³⁶⁸

³⁶⁴ Vgl. Maisak: 2001, S. 257

³⁶⁵ Husemann: 2002, S. 25

³⁶⁶ ebda.: S. 25

³⁶⁷ Vgl. ebda.: 2002

³⁶⁸ Vgl. Husemann: 2003, S. 32

Ein vergleichbar symbolhaftes Ereignis verbirgt sich hinter den Verszeilen aus Goethes Gedicht *Bei der Betrachtung von Schillers Schädel*: „Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare? Wie sie das Festeläbt zu Geist zerrinnen.“³⁶⁹ In diesem sehr persönlichen Augenblick des Erkennens kam Goethe seinem lebenslangen Streben nach einem vertieften Verständnis vom Menschen vermutlich näher als je zuvor.³⁷⁰ Völlig anders dagegen Faust, der beim Anblick des Totenschädels ausruft: „Was grindest du mir, hohler Schädel, her?“ (664) und nur den sterblichen Überrest - den grausamen Beweis des unabwendbaren Todes - wahrnehmen kann.



Abb. 16 Eberlein:
Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel (1897)

Als Zeitgenosse Goethes ringt auch Schopenhauer mit dieser existenziellen Sinnfrage. Für ihn war der Tod eine von Raum und Zeit unabhängige, allein durch das Bewusstsein geprägte Erscheinung, wie er in seiner Schrift *Lehre von der Unzerstörbarkeit unsers wahren Wesens durch den Tod*³⁷¹ näher

³⁶⁹ Goethe: Werke FA, 1988, I. Abt., Bd. 2, S. 684-685

³⁷⁰ vgl. Husemann: 2002, S. 53; 121-123; Safranski: 2011 b, S. 311-313

³⁷¹ Schopenhauer, in: Hübscher (Hg.): 1988, Bd. 6, §135-141, S. 284-295

ausführte: „Das Leben kann, diesem Allen zufolge, allerdings angesehen werden als ein Traum, und der Tod als das Erwachen.“³⁷² Zwar räumt der Philosoph ein, „[d]er Tod giebt sich unverholen kund als das Ende des Individuums“, lässt es dabei aber nicht bewenden, da für ihn „[...] in diesem Individuum [...] der Keim zu einem neuen Wesen [liegt]. Demnach nun also stirbt nichts von Allem, was da stirbt, für immer; aber auch Keines, das verloren wird, empfängt ein von Grund aus neues Daseyn! Das Sterbende geht unter: aber ein Keim bleibt übrig, aus welchem ein neues Wesen hervorgeht, welches jetzt ins Daseyn tritt, ohne zu wissen woher es kommt und weshalb es gerade ein solches ist, wie es ist.“³⁷³

Bevor Faust als Hundertjähriger stirbt, erhält er auf seiner Reise durch die Welten immer wieder die Möglichkeit, durch Somnabulismus oder Traum sich „der Ewigkeit seines eigenen innern Wesens bewußt [zu werden].“³⁷⁴ Er läßt diese ihm gebotenen Möglichkeiten ungenutzt verstreichen.

Hippokrates distanzierte sich zwar deutlich von einer Medizin des Übernatürlichen, wie sie über lange Zeit traditionell angewendet wurde, bezog aber makrokosmische Umwelteinflüsse, wie z. B. Sternbilder, noch ganz selbstverständlich in sein medizinisches Handeln mit ein. Er führte die Medizin aus der „Theokratie“³⁷⁵, erkannte und verstand aber in seiner Weitsicht, dass in der theurgischen Medizin die unabdingbare Grundlage für eine Weiterentwicklung in der Medizin zu sehen sei. Seine Lehre von der Humoralpathologie, die Gesundheit als Gleichgewicht, Harmonie der Körpersäfte definierte, sollte noch bis zu Goethes Zeiten das medizinische Verständnis prägen. Hippokrates wird so neben Chiron zur zweiten Schlüsselfigur des Übergangs zwischen einer von Mysterien geprägten Medizin und einer Medizin des „systematisierenden Verstandesdenken[s] griechischen Geistes“.³⁷⁶

Die einleitenden Worte des ärztlichen Eides sind deshalb wie selbstverständlich den Göttern gewidmet-eine respektvolle Würdigung, die kommende Ärztegenerationen an die Ursprünge ihres Wissens, vor der „entgötterten“ Welt³⁷⁷, erinnern soll, gleichzeitig aber auch von der Liebe zum ärztlichen Beruf zeugt: „Ich schwöre bei Apollon dem Arzt und Asklepios und Hygieia und Panakeia und allen Göttern und Göttinnen, sie zu Zeugen anrufend, daß ich nach meinem Vermögen und Urteil diesen Eid und diesen Kontrakt erfüllen werde.“³⁷⁸

4.4 Wagner

4.4.1 Die historische Gestalt Wagner in Literatur und Bühnenfassung

³⁷² ebda.: S. 290

³⁷³ ebda. S. 293

³⁷⁴ ebda.: S. 288

³⁷⁵ Schad: 1991, S. 79

³⁷⁶ ebda.: S. 79

³⁷⁷ Schiller: Werke, 1943, 1. Bd., S. 194

³⁷⁸ Balkenohl: 2009, S. 6; vgl. Lichtentheater: 1984

Christopherus Wagner ist der Famulus des Doktor Faust in sämtlichen Fassungen der Sage. Der Begriff „Famulus“ bedeutet im Latein der Antike „Diener“ und ist im „modernen“ lateinischen Sprachgebrauch (Neulatein) der Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Bezeichnung für einen Studenten oder Wissenschaftler, der einem Hochschullehrer in seiner Tätigkeit zu Diensten geht, später Assistent.³⁷⁹ In dieser Funktion ist er bereits 1587 in der *Historia von D. Johann Fausten* aufgeführt:

„Doc. Faustus hatte diese Zeit hero bis in dies 24. und letzte Jahr seiner Versprechung einen jungen Knaben auferzogen, so zu Wittenberg wohl studierte, der sahe alle seins Herrn, Doct. Fausti, Abenteuer, Zauberei und teuflische Kunst, war sonst ein böser verlaufener Bube, der anfangs zu Wittenberg betteln umgangen und ihne, seiner bösen Art halben, niemand aufnehmen wollte. Dieser Wagener ward nun des Doct. Fausti Famulus, hielt sich bei ihm wohl, dass ihn D. Faustus hernach seinen Sohn nannte.“³⁸⁰

Das Vorleben Wagners zeigt, wie sehr er dem Profil seines abtrünnigen Meisters entspricht, der schließlich seinen treuen Gehilfen an Kindesstatt annimmt und als universalen Erben seines Vermögens einsetzt. Darüber hinaus verspricht er ihm: „Zum andern begehrest du meine Geschicklichkeit, die du ja bekommen wirst, wenn du meine Bücher liebhast, dich an niemand kehrest, sondern darbei bleibest.“³⁸¹ Doktor Faustus bittet Wagner, die Geheimnisse erst nach seinem Tod mit Hilfe des dienstbaren Geists, dem Affen „Auerhahn“, in eine „Historiam [zu] transferieren“. Schon bald trat das Befürchtete ein, und Faust starb als Opfer des Teufels. Dazu heißt es in der *Historia*: „D. Faustus erschien auch seinem Famulolebhaftig bei Nacht und offenbarte ihm viel heimlicher Dinge.“³⁸²

Neben Ausgaben der klassischen Faustsage existieren auch Werke, die Wagner in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Das Werk *Ander Teil von D. Johann Fausti Historien* von 1593³⁸³ gesteht Wagner eine zentrale Rolle zu, in der er allerdings ein vergleichbares Los erleidet wie Faust. Daneben verdeutlicht eine Darstellung aus den Niederlanden, *Die Historie van Christoffel Wagenaer*³⁸⁴ und *Das Wagnervolksbuch des 18. Jahrhunderts*³⁸⁵, dass der Famulus zur eigenständigen literarischen Gestalt aufgestiegen ist.

Die Sage von Wagner wurde 1925 durch Klabund, eigentlich Alfred Henschke (1890-1928), dramatisiert.³⁸⁶ Im Puppenspiel des 18. und 19. Jahrhunderts tritt Wagner in der gewohnten Form auf, wobei er sich bei Faust über die anfallende Hausarbeit beklagt, die ihn von seinen wissenschaftlichen Studien abhält. Faust erfüllt ihm daraufhin den Wunsch, einen Dienstboten einstellen zu dürfen, der in der Rolle des Kasperl auftritt.

³⁷⁹ Brockhaus: 1974, Bd. 19, S. 777

³⁸⁰ Spieß, in: Henning (Hg.): 1988, S. 119

³⁸¹ ebda.: S. 120

³⁸² ebda.: S. 131

³⁸³ Fritz (Hg.): 1910

³⁸⁴ Fritz (Hg.): 1913

³⁸⁵ Fritz (Hg.): 1914

³⁸⁶ Brockhaus: 1974, Bd. 19, S. 777

4.4.2 Wagner in Goethes *Faust*

Goethe übernahm weder die volkstümlich humoreske Figur des Kasperl, noch gewährt er Einblicke in das Vorleben des Famulus. Völlig divergent zu Faust, der sich in Form einer Selbstreflexion im Eingangsmonolog vorstellt, offenbart Wagner nur wenig von seiner Persönlichkeit und wird stattdessen durch andere Figuren eingeführt bzw. dargestellt. Wagner wird geschildert als der „nüchterne, beflissene, ungeniale und phantasielose Stubenhocker“³⁸⁷, oder, wie ihn Goethe in seinen *Paralipomena* skizziert: „Doctor und Professor Wagner“, eine Forscherpersönlichkeit mit klarem Verstand, aber kaltem Wissenschaftstreben, der über seine Schöpfung „sehr gloriozierend“.³⁸⁸ Im ersten Teil des *Faust* erscheint der menschen scheue, unscheinbare Mann bekleidet mit Schlafrock und Mütze im Studierzimmer seines Professors. Er wirkt zu diesem Zeitpunkt grotesk und in seiner Naivität geradezu bemitleidenswert. In den Szenen „Studierzimmer“ und „Laboratorium“ des zweiten Teils verändert sich das Bild des akribischen Wissenschaftlers. Sein Ehrgeiz, Fleiß und seine lebensferne Buchstabengelehrsamkeit haben sich bezahlt gemacht, Wagner ist in der akademischen Welt zu Ruhm und Ansehen gelangt, übertrifft darin seinen ehemaligen Lehrer bei Weitem. Der vormals bescheidene Mensch arbeitet an einem unbescheidenen Experiment. Unverändert bleibt hingegen Wagners unreflektierte Persönlichkeit, die nun dazu führt, dass er das Machbare bedenkenlos durchführt. Mit den Worten Erich Fromms gesprochen: „Wenn man sich erst einmal zu dem Prinzip bekennt, daß etwas getan werden soll, weil es technisch getan werden kann, werden alle anderen Werte entthront und die technische Entwicklung allein wird zur Grundlage der Ethik.“³⁸⁹ Zu diesem Zeitpunkt wirkt er nicht mehr komisch-grotesk, vielmehr gibt sein Handeln zu ernsthaften Bedenken Anlass. Doktor Wagner verkörpert als Arzt und Gelehrter eine Medizin, die Goethe vehement abgelehnt hat. Durch die Gegenüberstellung der beiden „realen“ Arztgestalten Faust und Wagner treten ihre komplementären Charaktere noch deutlicher hervor und zeigen gleichzeitig zwei Seiten der Medizin.

³⁸⁷ebda.: S. 777

³⁸⁸ Goethe: Werke FA, 1994, I. Abt., Bd. 7/1, S. 632-633

³⁸⁹ Fromm: 1980, S.38

4.4.3 Wagner - Der technologische, moderne Arzt

Wagner erscheint in der Tragödie erstmals bei der Beschwörung des Erdgeistes. Bevor sich die Tür des Studierzimmers öffnet und er eintreten kann, vermittelt Faustus einen ersten Eindruck von seinem Famulus: „O Tod! Ich kenn's - das ist mein Famulus - Es wird mein schönstes Glück zunichte! Daß diese Fülle der Gesichte Der trockne Schleicher stören muß! (518-521)

Sieht man davon ab, dass die Störung für den Gelehrten zu einem unpassenden Zeitpunkt stattfand, so spricht doch die Bezeichnung „der trockene Schleicher“ im Sinne von „beschleichen“, „heimsuchen“, „verfolgen“, für sich. Im folgenden Gespräch mit seinem Lehrer erscheint Wagner als ein höflicher und zurückhaltender Mann, der nur aufgrund seiner Wissbegierde die vordergründige Schüchternheit ablegt. Er wünscht durch Faustus in der Kunst der Rhetorik unterwiesen zu werden, „denn heutzutage wirkt das viel.“ (525) Die Unkenntnis auf diesem Gebiet schreibt er seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu, die ihn in ein Leben der Abgeschiedenheit von der „Welt“ drängt. Wagner beklagt jedoch keineswegs seine soziale Isolation, sondern allein das Fehlen eines notwendigen Übungsfeldes. „Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist, Und sieht die Welt kaum einen Feiertag, Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten, Wie soll man sie durch Überredung leiten?“ (530-533)

Wagner verkörpert einen bildungshungrigen wie ehrgeizigen Mann. Er wünscht, durch sprachgewaltige Reden bei seinen Zuhörern einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen, aber auch einen gewissen akademischen Rang zu erlangen. In der Neuzeit gab es bemerkenswerte Redner, die gemäß der antiken Auffassung in der antiken Rhetorik eine Kunstfertigkeit sahen, die lebenslange Schulung erfordert. Der Erfolg eines Redners lag dabei in seiner Überredungskraft. Um in der rhetorischen Praxis ein gewisses Können zu demonstrieren, war es durchaus üblich, sich die Besten Redewendungen und Formulierungen aus Publikationen anderer Autoren zu entleihen, geschickt in den eigenen Vortrag einzubauen und sich aus diesem „Ragout“ eine treffliche Rede zu konstruieren, deren Überzeugungskraft und künstlerische Ausführung von der Qualifikation des Vortragenden zeugen sollte. So erhielt der griechische Philosoph Hegesias (3. Jh. v. Chr.) den Beinamen „Peisithanatos“ („der zum Tode überredet“). Die Versuche des Gelehrten, seinem Famulus den Wesenskern der Lehre, den unabdingbaren Brückenschlag zwischen Vortragendem und Hörerschaft „von Herz zu Herzen“ (544) zu verdeutlichen, fallen bei Wagner auf unfruchtbaren Boden. Dieser hat sein Ziel vor Augen und beharrt auf seinem Standpunkt: „Allein der Vortrag macht des Redners Glück; Ich fühl es wohl noch bin ich weit zurück.“ (546-547)

Wagners Bestreben, wissenschaftliche Kenntnisse anzuhäufen und zu perfektionieren, wird einzig von der Befürchtung beeinträchtigt, dass er sein Vorhaben hinsichtlich der Kürze des menschlichen Lebens möglicherweise nicht erreichen kann. Sein Ausruf: „Ach Gott! die Kunst ist lang! Und kurz ist unser Leben“ (558-559) erinnert an die Eingangsworte der Aphorismen im Corpus Hippocraticum: „Das Leben ist kurz; die Kunst ist lang.“ Dem Einwand seines Vorgesetzten, dass geistiger Gewinn aus „eigner Seele“ kommen muss, begegnet Wagner höflich, verteidigt aber mit Nachdruck die

Verwendung der klassischen Werke: „Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen, Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht, Und wie wir’s dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ (570-573) Eine Meinung, die zu Beginn der Neuzeit nicht nur Wagner vertrat. Besonders in der Medizin galten die Werke von Hippokrates und Galen als Grundlage ärztlichen Wissens und Handelns. Wer sich wie Vesal (1514-1564) oder Paracelsus öffentlich dagegen auflehnte, beging einen offensichtlichen Verrat. Andreas Vesal, ein Schüler des überzeugten Galenverehrerers Franciscus Sylvius (1614-1672), musste erleben, dass sein ehemaliger Lehrer in ihm einen Verräter sah und den Namen Vesal kurzerhand in „vesanus“, „[den] Verrückten“ verwandelte.³⁹⁰ Doch die Schmähreden des medizinischen Establishments, das sich pragmatisch jeder neuen Erkenntnis zu widersetzen versuchte, konnten den Anatomen nicht davon abhalten, Galens Irrtümer zu publizieren. In diesem Zusammenhang sei auf Nietzsches Neologismus des „edlen Verräters“ hingewiesen, der zwar rein formell einen Verrat begeht, aber nur aus der Unabwendbarkeit der Situation heraus.³⁹¹ Paracelsus, Stadtarzt und Hochschullehrer in Bern, erstürmte den Weg für eine neue Medizin auf drastische Weise. Als er im Jahr 1529 die klassischen Medizinwerke mit dem Ausruf: „Ich sage euch, [...] meine schuchrinken [Schuhschnallen] seindgelerterdan euer Galenus und Avicenna und mein bart hat mererfarendan alle euer hohe schulen!“³⁹² öffentlich im Sankt-Johannis-Feuer verbrannte, eskalierte die Situation, und Paracelsus musste aus der Stadt fliehen.



Abb. 17 Karikatur auf die Bücherweisheit der Ärzte (18. Jht.)

³⁹⁰ Porter: 2003, S. 180-181

³⁹¹ Vgl. Frigo: Symposium „Verrat“, TU-München, 18./19.9.2009

³⁹² Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1924, I. Abt., Bd. 8, S. 65

Die herausragende Leistung dieser unbeugsamen Männer lag neben ihren Fachkompetenzen im Besonderen in ihrem Mut, den „edlen Verrat“ zu begehen und somit den Weg für die weitere Entwicklung in der Medizin zu bahnen. Ein Zeugnis für die langsame Veränderung von Bewusstseinsstrukturen zeigt der hohe Stellenwert, den die Humoralpathologie noch um 1800 für die Medizin besaß.

Wagners Begeisterung über die geistigen Errungenschaften längst vergangener Zeiten, die den Menschen so „herrlich weit gebracht“, wird von dem erfahrenen Gelehrten Faust nicht geteilt. Um Fassung bemüht, appelliert er an seinen Famulus: „Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln; Was ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist, In dem die Zeiten sich bespiegeln.“ (575-579) Im Gegensatz zu Wagner sieht Faust in der historischen Entwicklung wissenschaftlichen Gedankenguts nur eine Sammlung, eine „Rumpelkammer“ unumstößlicher Grundsätze, Paradigmen und scheinbare Wahrheiten der Welt, die längst der Vergangenheit angehören, deren Verrat jedoch einem Sakrileg gleichkommt. Letzten Endes handelt es sich aber nur um Menschenwerk, das Werk „der Herrn“. Wagner bleibt seiner Überzeugung treu, dass er in der Betrachtung historischer Schriftstücke tiefgründige Erkenntnisse über den Menschen gewinnen kann: „Allein die Welt! Des Menschen Herz und Geist! Möchte jeglicher doch was davon erkennen.“ (586-587) Faust resigniert und empfiehlt sich für den Abend. Wagner, der keinerlei Ermüdung zeigt, spürt weder die Diskrepanz, die zwischen ihnen liegt, noch besitzt er das Feingefühl, um zu bemerken, dass längst der Zeitpunkt gekommen ist, sich zu verabschieden. Stattdessen erbittet er die Fortsetzung des Gesprächs am nächsten Tag in der Hoffnung, seine vielfältigen Kenntnisse im anregenden Diskurs mit seinem Professor ergänzen, korrigieren, komplettieren zu können. Er strebt danach, sich gleich dem Vorbild des Universalgelehrten Faust das gesamte Wissen der gelehrten Welt, aller vier möglichen Fakultäten anzueignen.

„Ich hätte gern nur immer fortgewacht, Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Doch morgen, als am ersten Ostertage, Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.“
(596-601)

Wagner verlässt seinen Vorgesetzten, dessen kritischer Seelenzustand ihm gänzlich verborgen bleibt. Er wäre vermutlich in eine existenzielle Krise gestürzt, hätte Faust in derselben Nacht sein Leben beendet. Am folgenden Tag begeben sich Famulus und Professor auf einen Spaziergang vor die Tore der Stadt. Wagner versäumt nicht zu bemerken, dass nur die ehrenvolle Begleitung Fausts ihn zu einem derartigen Unternehmen veranlassen kann. Während der gesamten Tragödie entsteht nie der Zweifel an Wagners Wertschätzung, die er seinem Lehrer gegenüber empfindet. Er ist ein loyaler Mitarbeiter, fleißig und zielstrebig, der allein durch seine gelehrte Tätigkeit Freude empfindet und dem jede weitere Zerstreung als sinnlos erscheint. Wahrheitsgemäß gesteht er Faust, wie sehr er ihn um sein Genie und die daraus resultierende Hochachtung der Menschen bewundert.

Wagner kennt keinen Neid, denn sein Ziel, die Erlangung professoralen Ruhms und akademischer Anerkennung, will er durch ausdauernden Fleiß aus eigener Kraft erlangen.

„Welch ein Gefühl mußst du, o großer Mann!	Die Fiedel stockt, der Tänzer weilt.
Bei der Verehrung dieser Menge haben!	Du gehst, in Reihen stehen sie,
O! glücklich! wer von seinen Gaben	Die Mützen fliegen in die Höh’:
Solch einen Vorteil ziehen kann.	Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Der Vater zeigt dich seinem Knaben,	Als käm’ das Venerabile.“
Ein jeder fragt und drängt und eilt,	(1011-1021)

Durch eine schonungslose Beichte versucht der Verehrte das überhöhte Bild, das sein Assistent von ihm gewonnen hat, zu entmystifizieren. Doch Wagner, durch den Monolog peinlich berührt, kann seinen Vorgesetzten nicht verstehen. Es ist kein Schmeicheln oder Bagatellisieren, sondern ein wahrhaftiges Unverständnis gegenüber den Selbstvorwürfen Fausts. Wagners Ansicht nach hat dieser alles Erforderliche wie Mögliche geleistet, rein formell seine Aufgabe als Wissenschaftler und Mediziner erfüllt. „Des Menschen Herz und Geist!“ wollte Wagner „erkennen“ und doch ist er weit davon entfernt.

„Wie könnt ihr euch darum betrüben!	Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrst,
Tut nicht ein braver Mann genug,	So wirst du gern von ihm empfangen;
Die Kunst, die man ihm übertrug,	Wenn du, als Mann, die Wissenschaft vermehrest,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?	So kann dein Sohn zu höh’rem Ziel gelangen.“
	(1056-1063)

Der Arztberuf als väterliches Erbe und selbstverständliche Verpflichtung? Eine Reihe historischer Beispiele zeugen vom Mehrgenerationenberuf Arzt, einige davon finden auch in der vorliegenden Dissertation Erwähnung. Hier sind zu nennen: Aristoteles, Paracelsus, Eisenbarchtsowie Hufeland und Darwin in der zweiten Generation. Charles Darwin (1809-1882) hat sein Medizinstudium allerdings nie beendet, und auch für Hufeland war der ärztliche Beruf zeitlebens mit beträchtlichen physischen wie psychischen Belastungen verbunden. Fausts Äußerung im ersten Teil, „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen“ (682-683), tritt hier wieder in Erinnerung. Obwohl Wagner die emotionale Entgleisung Fausts, der sich einem gefühlsreichen Gedankenflug hingibt, nicht einordnen kann, bleibt der ahnungslose Famulus, wie ein gewissenhafter und ehrfurchtsvoller Sohn, in seinen Äußerungen respektvoll. Er erklärt sich solidarisch mit seinem geschätzten Lehrer und versucht ihm zu versichern, dass auch er derartige „grillenhafte Stunden“ (1100) kennt. Doch Wagner gibt auch klar zu verstehen, dass ihm Wünsche dieser Art völlig fremd sind. Stattdessen gesteht er seine wahre Leidenschaft - das Studium der Bücher. Die folgende Schilderung, eine der wenigen Passagen, in der Wagner von sich selbst erzählt, zeigt mehr als nur das Bild eines „Strebers“.

Der Famulus stellt auf beinahe zärtliche Weise, gleich einem ersten Liebesbekenntnis, seine stillen, glücklichen Momente dar:

„Wie anders tragen uns die Geistesfreuden, Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt! Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
Da werden Winternächte hold und schön, So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.“
(1104-1109)

Die folgenden Sätze Fausts erscheinen dagegen als harter Kontrast. Sein existenzielles Problem, die seelische Gespaltenheit des Gelehrten, kann der „moderne“ Wissenschaftler Wagner nicht nachempfinden. Allerdings scheint der Assistent erstmals von den Worten emotional beeindruckt, denn er reagiert ungewohnt impulsiv, geradezu erschrocken auf die Geisterbeschwörung seines Lehrers, um kurze Zeit später wieder eine sachliche Haltung anzunehmen. In der Gestalt des Pudels ahnt er nicht im Geringsten dessen wahren Kern. Der genaue Zeitraum zwischen dem Teufelsbündnis und Fausts Rückkehr bleibt im Ungewissen, beträgt aber mindestens ein Jahr. Ebenso lässt Goethe den weiteren Werdegang des Famulus zunächst ungeklärt. Erst im zweiten Teil der Tragödie tritt Wagner wieder auf.

Während Mephistopheles mit dem bewusstlosen Faust in dessen früherem Studierzimmer angelangt ist, finden sich zwei akademische Mitarbeiter ein, der Famulus Nikodemus sowie der ehemalige Schüler und jetzige Baccalaureus. Der Titel des Baccalaureus (mlat.), bachelier (frz.), bachelor (engl.) bezeichnet seit dem 13. Jahrhundert den niedrigsten akademischen Grad, nach Absolvierung des Studiums, der noch nicht dem Magister entspricht. Erstmals wurde der Titel an der Sorbonne verliehen.³⁹³ Durch die Rede des Teufels, aber auch im Dialog mit dem Famulus, klärt sich Wagners gegenwärtige berufliche Position. Vermutlich hat er, wie ehemals von ihm angekündigt „Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen“ (601), seine Kenntnisse in allen vier Fakultäten, so auch der Medizin, vervollständigt und nach Fausts Verschwinden dessen Stelle eingenommen. Obgleich der Teufel die Erfolge des ehemaligen Assistenten spöttisch kommentiert, kann er mit seinen Reden nicht darüber hinwegtäuschen, dass Wagner aus heutiger Sicht eine beachtliche Karriere gelungen ist. Er ist promoviert und besitzt als Lehrender, wie erhofft, eine große Hörerschaft. Wagner wurde für die Wissenschaft zum leuchtenden Beispiel - zur luziferischen Gestalt, hinter der, Mephistopheles zufolge, sogar Fausts Name verblasst:

„Wer kennt ihn nicht den edlen Doktor Wagner, Allwißbegierige Horcher, Hörer
Den ersten jetzt in der gelehrten Welt! Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er ist's allein der sie zusammenhält, Er leuchtet einzig vom Katheder.“
Der Weisheit täglicher Vermehrer. (6643-6649)

³⁹³ Brockhaus: 1967, Bd. 2, S. 234

Der neue Famulus gibt Mephistopheles bereitwillig Auskunft über seinen akademischen Lehrherrn, dessen Bescheidenheit er vordergründig rühmt. Für Doktor Wagner muss das plötzliche Verschwinden Fausts eine große Erschütterung in seinem stillen akademischen Leben dargestellt haben, denn noch immer hofft er auf dessen Rückkehr, hielt während der Abwesenheit Fausts das Studierzimmer unter Verschluss. Obwohl Nikodemus seinen Lehrmeister als bescheidenen, zarten Mann schildert, ist sein Respekt vor ihm und der über Monate andauernden alchemistischen Forschungsarbeit so groß, dass er Mephistopheles Wunsch, Wagner zu sehen, vehement ablehnt: „Ach! Sein Verbot ist gar zu scharf, Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf. Monatelang, des großen Werkes willen, Lebt'er im allerstillsten Stillen. Der zarteste gelehrter Männer, Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner, Geschwärtzt vom Ohre bis zur Nasen, Die Augen rot vom Feuerblasen; So lechzt er jeden Augenblick; Geklirr der Zange gibt Musik.“ (6673-6682) Erst nachdem Mephistopheles ihm versichert, dass er derjenige ist, der Wagners Glück günstig beeinflussen kann, eilt der Famulus zu dem selbstvergessenen Experimentator, um ihm den verheißungsvollen Besucher anzukündigen. Wagner steht unmittelbar vor dem Durchbruch seiner langwierigen Forschungsarbeit, als das Haus von der Glocke in Fausts Studierzimmer erschüttert wird. Nach all den Jahren hoffnungsvollen Wartens „[d]urchschauert“ (6820) ihn in diesem entscheidenden Moment das Läuten der langverstummtten Glocke. Doch Wagner ist mit Herz und Seele Wissenschaftler. Für ihn ist es undenkbar, das Experiment aufzuschieben oder gar abzubrechen. Es muss augenblicklich geschehen und es muss gelingen. Doch nicht nur „[d]ie Glocke tönt“ (6819), sondern es stellt sich auch noch ein ungebetener Gast ein.

„Nicht länger kann das Ungewisse
Der ernstesten Erwartung dauern.
Schon hellen sich die Finsternisse;
Schon in der innersten Phiolen
Erglüht es wie lebendige Kohle,

Ja wie der herrlichste Karfunkel,
Verstrahlend Blitze durch das Dunkel;
Ein helles weißes Licht erscheint!
O daß ich's diesmal nicht verliere!–
Ach Gott! Was rasselt an der Türe?“ (6821- 6830)

In dieser, Wagners Sternstunde, betritt bezeichnenderweise Mephistopheles das Laboratorium, denn „[e]s wird ein Mensch gemacht“ (6835). Dem Teufel gelingt es wieder einmal durch geschickte Fragestellung den Redefluss des Befragten anzuregen und trifft genau den zentralen Punkt bei Wagners Bestrebungen. Dieser gibt als Wissenschaftler nur zu gerne Auskunft über das unvorstellbare Novum seines Experiments, die „Zeugung“ eines Menschen, die keiner physischen Vereinigung bedarf, wie Wagner nun detailliert darstellt:

„Behüte Gott! wie sonst das Zeugen Mode war
 Erklären wir für eitel Possen.
 Der zarte Punkt aus dem das Leben sprang,
 Die holde Kraft die aus dem Innern drang
 Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
 Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
 Die ist von ihrer Würde nun entsetzt;
 Wenn sich das Tier noch weiter dran ergötzt,
 So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
 Doch künftig höhern, höhern Ursprung haben.
 Es leuchtet! seht!-Nun läßt sich wirklich hoffen
 Daß, wenn wir aus vielhundert Stoffen,

Durch Mischung, denn auf Mischung kommt es an,
 Den Menschenstoff gemächlich komponieren.
 In einen Kolben verlutieren
 Und ihn gehörig kohobieren,
 So ist das Werk im Stillen abgetan.
 Es wird! Die Masse regt sich klarer,
 Die Überzeugung wahrer, wahrer:
 Was man an der Natur geheimnisvolles pries,
 Das wagen wir verständig zu probieren,
 Und was sie sonst organisieren ließ,
 Das lassen wir kristallisieren.“
 (6838-6860)

Eine ausführliche alchemische Beschreibung der Homunculusherstellung bietet die Schrift *DeNaturarerum*(1538), welche allgemein Paracelsus zugeordnet wird, vermutlich aber von einem seiner Schüler verfasst wurde. Die Anweisung besagt, dass zur Erschaffung eines Homunculus, der „einem Menschen gleich, doch durchsichtig“ ist, u.a. männliche Spermien über vierzig Tage in wärmenden Pferdemit der Fäulnis ausgesetzt werden müssen.³⁹⁴ Goethe, der eine naturphilosophische, vitalistische Auffassung gegenüber der Entstehung des Lebens vertrat, studierte das Paracelsus zugeschriebene Werk, neben anderen paracelsischen Schriften wie z. B. *Liber de homunculis*.³⁹⁵

Darüber hinaus hatte er *Die Geschichte der Chemie* (1797) von Johann Friedrich Gmelin (1748-1804) über einen längeren Zeitraum entliehen, ein Werk, das auf den Prozess der Homunculuszeugung bei Paracelsus eingeht und deutliche Parallelen zu der Homunculus Szene im *Faust* trägt.³⁹⁶ Von wesentlicher Bedeutung, im praktischen, wie auch im symbolhaften Sinn, war in diesem Zusammenhang die Retorte (Phiole). Sie galt den Alchemisten als „eine Art von »matrix« respektive »uterus«, aus welchem der »filius philosophorum« [...] geboren wird“, und die als wesentliche Grundvoraussetzung die Form eines Eies besitzen sollte.³⁹⁷

Analog zum wissenschaftlichen Fortschritt der Neuzeit veränderte sich auch das alchemistisch-mystische Homunculuskonzept, das durch Idee der Zeugung eines künstlichen Menschen unter empirisch-naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten ersetzt wurde. Daraus resultiert, dass die Menschen des 21. Jahrhunderts die Retorte, wie sie im zweiten Teil des *Faust* Erwähnung findet, nicht mehr als Symbol einer mystischen Idee verstehen, sondern in Wagners Darstellung eines extrauterinen Zeugungsvorgangs eine In-vitro-Fertilisation erkennen. Doch zwischen den Geschehnissen in

³⁹⁴ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1922, I. Abt., Bd. 11, S. 307-403

³⁹⁵ Paracelsus, in: Sudhoff (Hg.): 1933, I. Abt., Bd. 14, S. 325-336.

³⁹⁶ Trunz, in: Goethe: Werke HA, 1996, Bd. 3, S. 621-622; Benzenhöfer: 2003, S. 120

³⁹⁷ Jung: 1972, S. 275-277

Wagners Laboratorium und den Erfolgen der hochtechnischen Forschungsstätten der Gegenwartsmedizin liegen Jahrhunderte des Explorierens.³⁹⁸

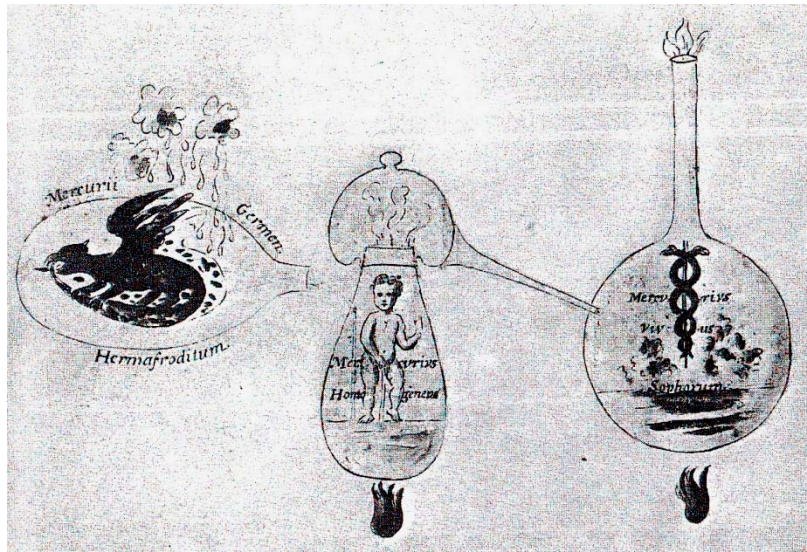


Abb. 18 Der Homunculus als >Manneken piss< (1630)

Indessen war der menschliche Traum - das Geheimnis der Entstehung des Lebens zu entschlüsseln, der Natur ihren „Schleier“ zu entreißen - in all der Zeit ungebrochen erhalten geblieben und ließ vielschichtige Gedankenmodelle entstehen, die nicht selten in kontroversen Diskussionen entbrannten. Bereits Aristoteles, Sohn einer wohlhabenden Ärztesfamilie, setzte sich mit Vorstellungen der Zeugung und Entwicklung des Menschen auseinander. Die epigenetische Schule, deren Vertreter sich auf Aristoteles bezogen, vertraten die Ansicht, dass die menschlichen Organe und Strukturen erst im Laufe der Schwangerschaft angelegt werden und im Prozess der Individualentwicklung reifen müssten. Die Theorie der Epigenese stand der genetischen Vorstellung des Hippokrates entgegen, dessen „Prinzip die Präformation des Lebewesens im Samen war.“³⁹⁹ Die Streitigkeiten um die Entstehung des Lebens waren auch um 1800 noch nicht beendet. Die Präformationslehre blieb bis in das 19. Jahrhundert als vorherrschende entwicklungsbiologische Theorie nahezu unangefochten bestehen. Abwechselnd behaupteten Wissenschaftler entweder im weiblichen Ei (Ovisten) oder im männlichen Spermium (Animalkulisten) einen winzigen, aber vollständigen Organismus, einen Homunculus entdeckt zu haben, bis schließlich die Epigenese ungeteilte wissenschaftliche Anerkennung fand.

Zu Goethes Lebenszeit war jedoch das große Rätsel noch nicht gelöst. Die vorherrschenden medizinischen Theorien von mechanischen und chemischen Phänomenen sowie das Wirken einer lebensspendenden Kraft lieferten nur unbefriedigende Erklärungsansätze. Um so mehr lenkten die von Luigi Galvani (1737-1798) und Alessandro Volta (1745-1827) Ende des 18. Jahrhunderts an Froschschenkeln durchgeführten elektrischen Versuche die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf

³⁹⁸ ebda.: S. 277

³⁹⁹ Zemb: 1961, S. 113

sich, da sie doch auf die Verbindung zwischen elektrischer Stimulation und chemischen Reaktionen hinwiesen. Diese neuen Erkenntnisse wurden auch außerhalb der wissenschaftlichen Kreise mit großem Interesse aufgenommen. In einem Gespräch mit Lord Byron (1788-1824) äußerte Mary Shelley (1797-1851), die Autorin des 1818 erschienenen Romans *Frankenstein*, die Überlegungen: „Vielleicht würde man eine Leiche wieder zum Leben erwecken. Der Galvanismus hatte Beispiele dieser Art geliefert: Vielleicht ließen sich Einzelteile eines Menschen herstellen, zusammensetzen und mit Lebenskraft beseelen?“⁴⁰⁰ Entsprechend sinniert bereits der 15-jährige Protagonist Victor Frankenstein über eine vom Blitz getroffene Eiche und die Erklärung, die er im Anschluss an das Ereignis durch einen befreundeten Wissenschaftler erhält: „eine mir völlig neue und überraschende Theorie, die er über das Thema Elektrizität und Galvanismus aufgestellt hatte. Alles, was er sagte, stellte Cornelius Agrippa, Albertus Magnus und Paracelsus, die Helden meiner Phantasie, weit in den Schatten.“⁴⁰¹ Als sich Frankenstein an der Universität in Ingolstadt immatrikuliert, vergisst er über seinen Studien der menschlichen Anatomie und Physiologie die Zeit. Die Faszination der naturwissenschaftlichen Forschung erfasst ihn so stark, dass er nicht zögert, alle bisher in der Medizin geltenden Grenzen zu überschreiten, Frankenstein äußerte sich selbst: „Wo, fragte ich mich oft, liegen Wesen und Ursprung des Lebens? Das war eine kühne Frage, und noch dazu eine, die bisher immer als Geheimnis betrachtet worden war. Aber bei so vielen Dingen stünden wir kurz vor der Lösung des Problems, wenn uns Feigheit oder Gleichgültigkeit nicht von weiterem Forschen abhielten.“⁴⁰² Frankenstein und Wagner kamen durch kühnes Agieren mit der Erschaffung einer menschlichen Kreatur dem Geheimnis des Lebens augenscheinlich auf die Spur. Den eigenen Untergang wird der geläuterte Frankenstein später seinem allzu großen Wissensdurst und Übermut zuschreiben. Wagner aber ahnt nicht im Geringsten die Gefahr, die er entfesselt hat, erkennt nicht die Zweischneidigkeit seines Handelns. Als sich tatsächlich etwas in der Phiole zu bewegen beginnt, ruft Wagner erregt aus:

„Es steigt, es blitzt, es häuft sich an,
Im Augenblick ist es getan.
Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll,
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.
Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,

Es trübt, es klärt sich; also muß es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich gebärden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimnis liegt am Tage.
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.“ (6865-6878)

⁴⁰⁰ Shelley:2006, S. 10

⁴⁰¹ ebda.: S. 50

⁴⁰² ebda.: S. 62-63; vgl. von Engelhardt; Wißkirchen(Hg.): 2006, S. 113-126

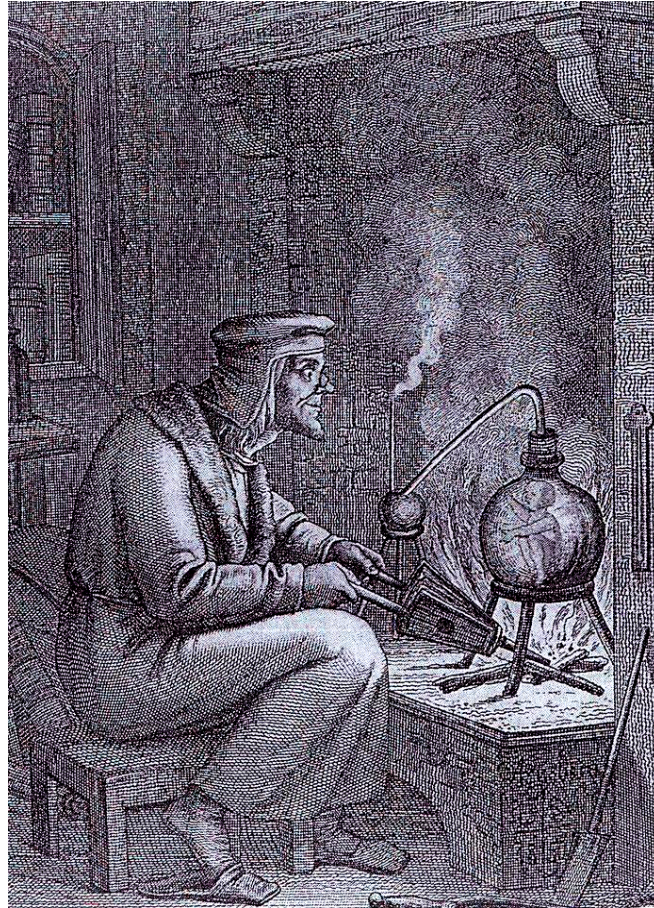


Abb. 19 Seibert: Geburt des Homunculus (1885)

Nach unermüdlicher Forschungsarbeit hat Wagner das Unglaubliche vollbracht und seinen ehrgeizigen Plan in die Tat umgesetzt. Vielleicht hat er manches Mal selbst am Erfolg des Unternehmens gezweifelt. Nun aber ist es offensichtlich, er hat sein Ziel erreicht, das Rätsel des Lebens gelöst und damit alle Zweifler widerlegt.

Wagner, der Medizin-Techniker, ist weder überheblich, noch zählt er zu den forsch Agierenden. So hat er der Natur ihren Schleier zwar nicht entrissen, wohl aber durch beständiges Forschen und Experimentieren gewissermaßen entwendet. Problematisch ist hier Wagners Arglosigkeit, Kurzsichtigkeit, Bedenkenlosigkeit. Sein zielgerichteter Blick ermöglicht ihm ein punktuell scharfes Sehen, lässt aber gleichzeitig die Ränder verschwimmen.

Wie zur Bestätigung dessen, was sich vor Wagners Augen abgespielt hat, äußert sich seine Schöpfung - das Menschlein - selbst zu Wort: „Nun Väterchen! Wie stehts? es war kein Scherz. Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz. (6879-6880)

Homunculus, das geistige Kind Wagners, ist durch das Phiolenglas von seinem „Vater“ getrennt. Seine Erschaffung war in der Tat kein Scherz. Zum einen, weil sie nicht nur reine Imagination bzw. Idee blieb, sondern zur Realität wurde, wie die Nobelpreisverleihung an den „Vater“ der Retortenbabys, Robert Edwards, im Jahr 2009 bezeugt. Zum andern, weil sie die Hybris des medizinischen Forschers schlechthin darstellt. Das durchsichtige Menschlein steht nach Goethes

Intentionen für dasjenige, was der Mensch in der Welt des Physischen im eignen Innern erblicken kann. Der Wissenschaftler und Medizin-Techniker Wagner lebt und handelt (denkt) allein nach den Gesetzen des Physischen. Dadurch wird ihm jedoch, so Goethe, die Möglichkeit der wahren „Menschheitserkenntnis“ genommen. „Er wird niemals den Homo, den Menschen, erkennen, er wird nur einen Homunculus, einen auf dem Wege zur Menschwerdung stehen gebliebenen, elementaren Geist sich vor die Seele stellen können.“⁴⁰³

Die Tatsache, dass das geistige Wesen Mephistopheles bei der „Geburt“ des geistigen Wesens Homunculus anwesend ist, diese sogar begünstigt hat, deutet auf die Zweiseidigkeit des Unternehmens, aber auch auf eine geistige Verwandtschaft der beiden hin. „Denn solche geistige Wesen wie der Homunculus, die durch die vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt werden, zählt man zu den Dämonen.“⁴⁰⁴ Damit soll aber nicht angedeutet werden, dass das Menschlein den dunklen Charakter des Teufels besitzt. Goethe spricht zu Eckermann von der „Überlegenheit des Homunculus gegenüber Mephistopheles, indem er ihm an geistiger Klarheit gleiche, aber die Tendenz zum Schönen und zu fördernder Tätigkeit voraus habe.“⁴⁰⁵

Homunculus wendet sich sogleich von seinem Erzeuger ab und seinem geistigen Verwandten Mephistopheles zu. Wagner, der um Wiederaufnahme des Gespräches bemüht ist, richtet eine Frage an das helllichtige Wesen Homunculus:

„Nur noch ein Wort; bisher muß‘ ich mich schämen, Denn Alt und Jung bestürmt mich mit Problemen. Zum Beispiel nur: noch niemand konnt‘ es fassen, Wie Seel‘ und Leib so schön zusammenpassen,	So fest sich halten als um nie zu scheiden, Und doch den Tag sich immerfort verleiden. Sodann-“ (6891-6897)
--	--

Vom rein historischen Standpunkt aus betrachtet, fällt Wagners Tätigkeit in die Epoche einer in zunehmendem Maße voranschreitenden Mechanisierung des Körpers⁴⁰⁶ und einer damit verbundenen Vorstellung von Körper, Geist und Seele, aber auch von Krankheit, Gesundheit, Therapie und Heilung. Trotz der zeitlichen Nähe zu Faust verkörpert Wagner einen völlig anderen neuen Arzt- und Gelehrtentypus als sein ehemaliger Lehrer. Faust, mit seinem Bedürfnis, die tieferen Zusammenhänge ergründen zu wollen, steht hier im starken Kontrast zu dem rationalen materialistisch denkenden Kollegen. Die mit Descartes endgültig vollzogene Trennung von Körper und Seele sowie die Frage nach deren Vorhandensein und Berechtigung sollten sich bis in unsere Gegenwart fortsetzen. Vielerlei Kontroversen wurden bisher darüber ausgefochten.

Descartes‘ abstraktes Gottesbild fand vor allem im kirchlichen Gefüge eine gefährliche Gegnerschaft. Die Spaltung von Körper und Seele war weit mehr als eine reine Glaubensfrage. Sie war zum Dogma geworden, entsprach einer fest gefügten Ordnung mit der Aufteilung des Machtgefüges in Kirche und

⁴⁰³ Steiner, in: Poskauer (Hg.): 1982, Bd. 2, S. 150

⁴⁰⁴ Goethe zu Eckermann 16. 12.1829: Werke FA, 1999, II. Abt., Bd. 12, S. 365

⁴⁰⁵ ebda., S. 365

⁴⁰⁶ Vgl. von Engelhardt: 1999

Staat, die jeweils Abgaben bzw. Steuern von der Bevölkerung einforderten. Wer das Dogma der Leib-Seele-Dichotomie antastete oder gar anzweifelte, befand sich unmittelbar zwischen den Fronten. Als Descartes 1633 von der Verurteilung Galileo Galileis erfuhr, vernichtete er das Manuskript zu seinem ersten Werk *Lemonde* (1632/1633), da er ein ähnliches Schicksal wie dieser oder der italienische Naturphilosoph Giordano Bruno (1548-1600), den man in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte, befürchtete. In seinem Hauptwerk *Meditationen über die erste Philosophie* (1641) setzt sich Descartes mit den klassischen Themen der Philosophie des Mittelalters - Gott-Leib-Seele-auseinander.

Durch seine Methode des Zergliederns und Analysierens eines Sachverhaltes unterschied sich Descartes grundlegend von der Herangehensweise anderer Gelehrter. Allerdings bezieht er keine eindeutige Position, scheint sich vielmehr hin und her zu winden, vielleicht ein Resultat seiner Angst vor Verfolgung, die ihn zu einem rastlos Umherziehenden werden ließ?

Benedictus de Spinoza (1632-1677) stand Descartes analytisch-rationellem Konzept der beiden bezugslosen Substanzen ablehnend gegenüber. Für ihn gab es keine Zweifel: „Der Körper kann die Seele nicht zum Denken induzieren, und die Seele kann den Körper nicht zur Bewegung oder zur Ruhe oder sonst etwas induzieren [...] denn Seele und Körper sind ein und dasselbe.“⁴⁰⁷ Körper und Seele waren demnach keinesfalls zwei verschiedene Gegenstände, sondern nur unterschiedliche Aspekte derselben Tatsache. Doch auch er musste erfahren, wie gefährlich es war, der eigenen Überzeugung treu zu bleiben.

Faust sprach bereits im ersten Teil zu Wagner: „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? Die wenigen, die was davon erkannt, Die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“ (589-593)

Goethe, der Spinoza öffentlich seine Wertschätzung erwies, vertrat bei diesem Thema eine entsprechend klare Meinung: „Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung [...] die notwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern [...] wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben, und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.“⁴⁰⁸

Wagner als reiner Naturwissenschaftler kann sich von diesem geisteswissenschaftlich geprägten Problem der Medizin kein richtiges Bild machen, dementsprechend muss er seiner Hörerschaft die Antwort schuldig bleiben. Anstelle von Homunculus wendet sich Mephistopheles an Wagner: „Halt ein! ich wollte lieber fragen: Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen? Du kommst, mein Freund, hierüber nie ins Reine“ (6897-6899). Ohne die Antwort abzuwarten, wenden sich Teufel und Homunculus von Wagner ab und Faust zu. Dennoch verbirgt sich auch in diesem Wortspiel des Mephistopheles eine tiefere Bedeutung. Damit leitet er gewissermaßen von der Problematik der Leib-Seele Dichotomie in der Medizin über zu einem weiteren großen Thema, der Trennung von Geistes-

⁴⁰⁷ Durant: 1953, S. 176

⁴⁰⁸ Goethe an C. v. Knebel, 8.4.1812: Werke, II. Abt., Bd. 7, S. 44

und Naturwissenschaften, Gefühl und Verstand, Anima und Animus.⁴⁰⁹ Wie bereits unter 4.1 erörtert, unterschied bereits Paracelsus ein männliches Prinzip „der trockenen Gelehrsamkeit“ und ein weibliches, „freigebige[s] und gut[es]“ Prinzip.⁴¹⁰ Doch auch in Goethes Werk treten immer wieder Ansätze hervor, welche die männliche mit der weiblichen Seite versöhnen wollen, oder wie C.G. Jung anerkennend bemerkte, Goethe „sei nicht nur das „Gesellenstück“ der Schattenbewältigung, sondern das seltene „Meisterwerk“ der Anima-Interpretation gelungen, die volle Entfaltung des unbewußten weiblichen Seelenbildes.“⁴¹¹ Goethe selbst verkörpert auf besondere Weise die gelungene Integration der beiden Prinzipien, die sich entgegen Mephistopheles Häme in der Person des Dichters auf eine harmonische Art und Weise vereinigen.

Goethes wacher Geist, sein Intellekt, den er in so vielerlei Richtungen zu lenken wusste, vereinen sich mit einer aus dem tiefsten Herzen kommenden Naturverehrung - eine Synthese von Animus und Anima. Wagner äußert sich nicht zu dieser Rede des Mephistopheles. Als Teufel, Homunculus und Faust die Reise in das antike Griechenland antreten wollen, ist es Wagner, der zurückbleiben soll. Das Menschlein redet beschwichtigend auf ihn ein und nennt eine Reihe lapidarer Aufgaben, deren Relevanz Wagner an sein Studierzimmer binden soll. Die Absurdität tritt noch einmal deutlicher hervor, als das Wesen seinen eigenen Mission, die es in der Welt zu finden glaubt, als das „Tüpfchen auf das i“ beschreibt:

„Du bleibst zu Hause Wichtigstes zu tun.	Entdeck‘ ich wohl das Tüpfchen auf das I.
Entfalte du die alten Pergamente,	Dann ist der große Zweck erreicht
Nach Vorschrift sammle Lebens-Elemente	Solch einen Lohn verdient ein solches Streben:
Und füge sie mit Vorsicht eins ans andre.	Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?	Und Wissenschaft und Tugend-auch vielleicht.
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre	Leb wohl! (6988-6999)

Homunculus, das klare geistige Wesen, vertröstet Wagner mit einer passenden Aufgabe. Wagner soll in der oberflächlichen Welt der Materie seine wissenschaftliche Studien betreiben und die alten Quellen studieren. Doch er gibt seinem Schöpfer gewissermaßen als Abschiedsgeschenk einen letzten weisen Rat, das „Was“, den Gegenstand der Untersuchung zu bedenken, aber noch mehr das „Wie“, den Weg dorthin. „Unsere Naturwissenschaft, Technik und all die verfeinerte Lebenskunst sind nicht anders als ein zwielichtig-magisches Zwischenreich, in dem der Versuch unternommen wird, ohne Glauben [...] die Lebens- und Welträtsel auf intellektuelle Weise zu lösen. Jede Erkenntnis ohne Demut [...] ist aber häufig ebenso wie das Tun ohne Glaube ein gefährlicher Sprengstoff.“⁴¹² Wagners ehemaliger Lehrer hat am Ende seines Lebens diese Zusammenhänge erkannt, oder zumindest erahnt, denn er wünschte: „Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen, Die Zaubersprüche ganz und gar

⁴⁰⁹ Vgl. Nager: S. 110-113

⁴¹⁰ Braun: 1988, S. 38

⁴¹¹ Jung, in: Nager: 1994, S. 310-311; Jung: 1978, Bd. 13, S. 46-51

⁴¹² Buchinger: 1967, S. 24; vgl. von Engelhardt, in: Frewer; Winau (Hg.): 1997, S. 37; Wilmanns: 2004, S. 12-15

verlernen; Stünd ich, Natur! vor dir ein Mann allein, Dawär's der Mühe wert ein Mensch zu sein“ (11404-11407). Doch wie Wagners Vorgeschichte im Dunklen liegt, bleibt auch seine Zukunft im Ungewissen. Welche Richtung er am Scheideweg einschlägt, wird sich in der Tragödie nicht erschließen. Betrübt erwidert Wagner den Abschiedsgruß des Homunculus:

„Leb wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte schon ich seh dich niemals wieder.“ (6999-7000)

Die wissenschaftliche Grunderkenntnis der vorliegenden Dissertation hat gezeigt, dass Goethe in seinem *Faust* das Porträt dreier Arztgestalten geschaffen hat. Die Fülle an Beschreibungen aus den Bereichen Physiologie, Pathologie und Therapie zeugen von Goethes weit gefächertem medizinischen Wissens- und Erfahrungsspektrum sowie seiner Beziehung zur zeitgenössischen Medizin des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Für die Darstellung und Interpretation der Forschungsgegenstände wurde der Handlungszeitrahmen überschritten, retrospektiv wie prospektiv. Das bedeutet, dass neben der neuzeitlichen Medizin auch Krankheitskonzepte der Antike und der Zeit um 1800 einfließen. Darüber hinaus lenkt die medizinhistorische Auseinandersetzung den Blick in die Gegenwart.

Goethe lässt in seinem Werk drei Arztgestalten auftreten, von denen zwei, Faust und Chiron, wörtlich als Ärzte Erwähnung finden. Wagner kann erst durch die Interpretation entsprechender Textstellen als dritte Gestalt identifiziert werden. Dagegen wird Mephistopheles, anders als bei Nager (1994), nicht in die Berufsgruppe Arzt aufgenommen, da er ausschließlich in der Coexistenz mit Faust in dieser Rolle auftritt.

Im Zentrum der Untersuchung steht der Arzt und Gelehrte Doktor Heinrich Faust, der bei Goethe 100 Jahre alt wird. Wagt man einen Vergleich mit dem Geburtsjahr der historischen Figur des Doktors Johann Faustus, füllt Heinrich Fausts Leben die Zeitlücke zwischen dem ausgehenden Mittelalter und der Neuzeit bis Descartes. Diese Schwellensituation, mit einem zunehmend dualistischen Wissenschaftsverständnis, erweist sich für Faust als Hybris des ärztlichen Berufes, an der er scheitert und letztendlich selbst zum „Patienten“ wird. Die Erkrankung Fausts wird von Goethe auf literarische Weise dargestellt. Sie erschließt sich stufenweise durch die Szenen: „Nacht“, „Vor dem Tor“ und „Studierzimmer“. Dabei wird die Melancholie als solche vom Autor nicht ausdrücklich benannt, sondern liegt vielmehr in Form von Symptombeschreibungen im Werk verborgen. Dietrich von Engelhardt spricht hier von der medizinischen Funktion der Literatur, durch die ein Krankheitsbild in holistischer Art und Weise vermittelt wird. Indem sich die Literatur starren empirisch wissenschaftlicher Formen entwindet und der künstlerischen Freiheit bedient, kann sie sich kreativ in Raum und Zeit, Realität und Fiktion bewegen. Die literarische Funktion der Medizin stellt wiederum das Krankheitsbild der Melancholie als „Diagnose“ Fausts in den Mittelpunkt der Betrachtung. Das heißt Melancholie wird unter medizinhistorisch- und geistesgeschichtlichen Aspekten analysiert und beschrieben.⁴¹³ Aktuelle Definitionen, die sich anbieten (z. B. ICD 10), werden hier herangezogen, um in der Literatur vorweggenommene Diagnosen und Deutungsmuster auf ihre Gegenwartsrelevanz hin zu überprüfen, bzw. einen Transfer für neue Erklärungsansätze zu schaffen.⁴¹⁴ Letztlich bietet die Darlegung medizinischer Sachverhalte im Werk jedem Leser, nicht nur dem Mediziner oder Literaturwissenschaftler, durch eine dritte Dimension, die genuine Funktion der literarisierten

⁴¹³ Vgl. von Engelhardt: 2007, S. 238-239

⁴¹⁴ Vgl. Nager: 1994

Medizin, die Möglichkeit seine, „Vorstellungen über Krankheit und Heilung, Arzt und Patient, über Chancen und Grenzen der Medizin“, zu überprüfen und zu erweitern (ausf. S. 137 f).⁴¹⁵

Diese Systematik kann auch auf Nagers (1994) Deutung von einer „dreifache[n] Verschuldung“ der Arztgestalt Faust angewendet werden, die sich auf den Verrat am eigenen Lebensplan, die zweifelhaften Lehrmethoden sowie der Verabreichung einer todbringenden Arznei an Tausende bezieht.⁴¹⁶ Diese Ansicht wird in der vorliegenden Arbeit nicht geteilt, da die Schuldfrage nur vor dem wissenschaftshistorischen Hintergrund und der Pathografie Fausts diskutiert werden kann.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die von Schad (2002) vorgenommene Gegenüberstellung von Wilhelm Meister und Heinrich Faust. Der Evolutionsbiologe kommt zu dem Schluss, dass Faust „nur Mediziner“ ist, während Wilhelm Meister sich zu einem Arzt entwickelt, der seine heilkundigen Fähigkeiten unmittelbar dem Kranken widmet. Im geistesgeschichtlichen Zusammenhang, wie ihn Schad aufzeigt, verkörpert Faust das „zentrische Ich als Charakteristikum des neuzeitlichen Menschen“, Wilhelm Meister hingegen „das wahre Ich jedes Menschen.“⁴¹⁷ Wechselt man von der geistesgeschichtlichen auf die medizinhistorische Ebene, muss diese Betrachtungsweise dahin gehend modifiziert werden, dass Faust durchaus ein engagierter, sich sorgender Arzt war, der an seinen Ansprüchen zugrunde ging. Dabei muss auf die Problematik hingewiesen werden, die sich bei der Deutung historischer Krankheitsschilderungen unter modernen medizinischen Gesichtspunkten ergibt. Symptome, die man in der heutigen Medizin einer bestimmten Diagnose zuordnet, sucht man in historischen Beschreibungen vergeblich. Dieses Phänomen der „Pathomorphose“ benennt den Gestaltenwandel von Krankheit.⁴¹⁸ Um reine spekulative Deutungen zu vermeiden, liegt der Schwerpunkt der Analyse deshalb weniger auf der Erstellung einer differenzierten Diagnose, als vielmehr auf der Beobachtung und Beschreibung von Erscheinungen.

So wird der Frage nachgegangen, inwieweit Nagers Diagnose Depression auf die literarische Figur Faust zutrifft. Bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert bezeichnete die Depression „das ubiquitäre Symptom der traurigen, gedrückten Verstimmung, während mit »Melancholie« ein definierter Zustand seelischen Leidens bzw. eine Krankheit gemeint [war].“⁴¹⁹ Erst im 19. Jahrhundert kam es zu einer Angleichung der Begriffe. Wenngleich die Melancholie inzwischen nahezu vollständig von der Bezeichnung Depression abgelöst wurde, findet sie auch in den Lehrbüchern der modernen Psychiatrie noch immer als synonyme Erwähnung.⁴²⁰ Durch das gegenwärtig verwendete internationale Klassifikationssystem (ICD 10) wurde die Diagnostik depressiver Erkrankungen objektivierbar. Der Oberbegriff der Affektiven Störungen (F 30-F 39) fasst die Gruppe der sogenannten uni- und bipolaren Störungen zusammen, deren Leitsymptome in einer Veränderung der Stimmung oder Affektivität bestehen. Anfänglich liegen den jeweiligen Episoden oftmals belastende Ereignissen oder

⁴¹⁵ von Engelhardt: 2007, S. 238-239

⁴¹⁶ Vgl. Nager: 1994, S. 252

⁴¹⁷ Schad in: Husemann: 2002, S. 144

⁴¹⁸ Leven: 1997, S. 14

⁴¹⁹ Baer: 1998, S. 45

⁴²⁰ Vgl. Schmidt-Degenhard: 1990, S. 168

Lebensumstände zugrunde.⁴²¹Die Textstelle (1554-1571), in der Faust gegenüber Mephistopheles sein leidvolles Dasein beklagt und der Monolog der „Sorge“ (11453-11466; 11471-11486), eine allegorische Darstellung der Schwermut, weisen charakteristische Symptome auf, wie sie sowohl in historischen Krankheitskonzepten und -definitionen, als auch in der modernen Klassifikation einer Depression zu finden sind. Unter Berücksichtigung der oben genannten Problematik geht die vorliegende Untersuchung insgesamt mit Nagers Diagnose „Depression“ konform. Die Symptome bleiben bei Faust jedoch nicht unipolar auf eine depressive Stimmungslage beschränkt, sondern wechseln im Verlauf der Handlung immer wieder, zum Teil sehr plötzlich, mit Phasen eines gehobenen Stimmungsniveaus, im Sinne manischer Episoden. Mit heutigem Verständnis würde Heinrich Fausts Symptomatik einer bipolaren affektiven Störung zugeordnet.

Die Person des Dichters selbst wird in den Publikationen von Möbius (1896), Kretschmer (1929) und Eissler (1983 und 1985) überwiegend pathologisch dargestellt. Die Autoren sehen im seelenkranken Faust Goethes autobiografische Krankheitsdarstellung. Dagegen verstehen Carus (1937), Husemann (2002), Nager (1994), Schipperges (1996) den Protagonisten nur als ein Element der vielschichtigen Persönlichkeit des Autors. Goethe wird hier auf eine umfassende und sehr differenzierte Weise beschrieben, nicht nur unter psychopathologischen Gesichtspunkten als „Patient“ oder neurotischer Genius, sondern auch als Wissenschaftler und heilkundigen Dichter. Darüber hinaus findet Goethes „Lebenskunst“ bzw. sein Umgang mit Gesundheit, Krankheit und Therapie bei den Autoren Carus, von Engelhardt (2008), Schipperges eine vertiefte Beachtung. Wolfram Schmitt (2010) teilt die oben genannten Ansichten sowohl im Bezug auf Goethes Kompetenzen, das Leben trotz seiner labilen psychischen Konstitution zu meistern, versteht seine dichterische Tätigkeit als Ressource zur Selbststabilisierung und Selbstheilung, als auch in der Annahme, dass der Einfluss dieser Auseinandersetzung in Goethes Dichtung offensichtlich ist.⁴²² Der Psychiater diagnostiziert bei Goethe eine bipolare, zylothyme Affektstörung, die in emotionalen Spannungssituationen mit der Bereitschaft zur „autoskopischen Halluzination“ bzw. „Heautoskopie“⁴²³ und Fluchtendenzen einhergeht.⁴²⁴ Das von Schmitt beschriebene Doppelgänger-Erlebnis lässt Goethe bei *Wilhelm Meister* einfließen. Unbenannt bleibt das Phänomen im *Faust*. Im Ausruf: „Zwei Seelen wohnen, ach in meiner Brust, Die eine will sich von der andern trennen“ (1110-1111) offenbart sich Faust als ein in sich gespaltener Mensch. Die Auswegslosigkeit seiner Lebenssituation und die daraus resultierende affektive Erregung führt zu einer Abspaltung der Teilperson (Doppelgänger) Mephistopheles. Der Fluchtaspekt, wie ihn Schmitt schildert, spiegelt sich in den Reisen durch die Welten wieder. Neben einer psychogenen Komponente der affektiven Störung kann im Bezug auf das Werk jedoch vermutet

⁴²¹ Vgl. Berger: 2004, S. 541- 637

⁴²² Schmitt, in: von Engelhardt; Barkoff: 2010, S. 257

⁴²³ Der Begriff „Heautoskopie“ (Spiegelhalluzination) als Erscheinungsform hirnpathologischer Veränderungen oder Begleiterscheinung diverser Erkrankungen (z. B. Depression), wurde erstmals von Erich Menninger-Lerchenthal (1935) beschrieben. Allerdings ist das Phänomen in der Literatur seit Jahrhunderten als das „Doppelgängersyndrom“ bekannt. Es bezeichnet einerseits die dunkle Seite des Menschen, andererseits das Trugbild (halluzinatorisch, visionär) der eigenen Gestalt. Vgl. Menninger-Lerchenthal, 1935

⁴²⁴ ebda.: S. 244

werden, dass die Worte Fausts auf eine im geistesgeschichtlichen Zusammenhang gebrauchten Metapher für die Spaltung von Herz und Verstand hindeuten. Dieser Trennungsprozess, der in der Neuzeit seinen Ausgang nahm und zu Goethes Lebens- und Schaffenszeit einen Höhepunkt erreicht hatte, ist bis heute nicht abgeschlossen. Die Therapiemethoden im *Faust* lassen Parallelen zu den Konzepten Reils, Heinroths und Hufelands erkennen und umfassen die Bereiche Medizin (Diätetik, Materia medica) und Psychotherapie (psychisch-moralisch). Die Chirurgie findet im Gegensatz zu den *Wilhelm Meister* Romanen Goethes keine Erwähnung.

Goethe konnte nach eigenen Angaben in der lebenslangen Auseinandersetzung mit seinen zahlreichen physischen wie psychischen Leiden für sich einen Schulungsweg erkennen. In diesem Zusammenhang weist Wenzel auf die Diskrepanz zwischen schriftlichen Aussagen des gesunden Goethe hin, die er als „reine Lippenbekenntnisse“ bezeichnet und seiner persönlichen Haltung als ungeduldiger Patient.⁴²⁵ Das Studium der Primär- und Sekundärquellen bestätigt, dass Goethe in medizinischen Extremsituationen (Schmerz) „aufbrausenden Unmuthes“ sein konnte, wie Carl Vogel (1833) beschreibt.⁴²⁶ Allerdings räumt sein letzter Arzt ein, dass dies ein Phänomen der jüngeren Jahre war, denn der alte Goethe sei ein ebenso geduldiger wie dankbarer Patient gewesen. Entgegen der diagnostischen Einschätzung Wenzels zeugen darüber hinaus Publikationen von Carus, Hufeland, Schipperges und von Engelhardt von einer besonderen Authentizität Goethes im Bezug auf seine Lebens- und Krankheitskunst.

Im Sinne der genuinen Funktion einer literarisierten Medizin⁴²⁷ besticht *Faust* auch nahezu 200 Jahre nach seiner Publikation durch die reale Darstellung der Seelenkrankheit des Protagonisten im dialogischen Kontext mit seinem „Behandler“. Sie weitet den Blick auf epochale Entwicklungen und Umbrüche von „Krankheit“ und „Therapie“. Gleichzeitig bildet sie gesellschaftliche, geistesgeschichtliche und medizinhistorische Zusammenhänge ab. Darüber hinaus sind Parallelen zum modernen Krankheitsbild der Depression offensichtlich, denn das Bestreben des emanzipierten Menschen nach Glückseligkeit blieb nicht auf eine Epoche beschränkt. Im 21. Jahrhundert kennt man die Zusammenhänge zwischen persönlichem Glück und missglückter Verwirklichung, und auch heute spricht man von der „Depression als Volkskrankheit.“⁴²⁸ Hervorzuheben ist hier der Ansatz des Psychiaters Harry Merl, dessen „Traum vom gelungenen Selbst“ einer modernen Form des Glückseligkeitsstrebens sehr nahe kommt. Merl definiert den „Traum“ als Motor für „jedes menschliche Handeln. Er hat in jeder Lebensphase eine andere Gestalt.“ Es ist das Bedürfnis „nach Anerkennung eines Menschen als Person an sich und nach Anerkennung seiner Fähigkeiten.“ Scheitert der Traum vom gelungenen Selbst, kann sich die Enttäuschung auf verschiedene Weise, wie z. B. in einer psychischen oder larvierten Depression, manifestieren.⁴²⁹

⁴²⁵ Wenzel: 1992, S. 89

⁴²⁶ Vogel: 1965, S. 7

⁴²⁷ von Engelhardt: 2007, S. 238-239

⁴²⁸ Bschor; Adli, in: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 105, 2008, S. 783

⁴²⁹ Merl, in: Geisbauer (Hg.): 2006, S. 63

Um Goethes Vorstellungen von Heilung, wie sie sich im *Faust* darstellt, mit einem heutigen Verständnis von Gesundheit in Einklang zu bringen, erscheint es notwendig, neben der Pathogenese ergänzend nach der Salutogenese, der Entstehung von Gesundheit zu fragen. In diesem Zusammenhang sei auf den salutogenetischen Ansatz des Medizinsoziologen Aaron Antonovsky (1923-1994) hingewiesen. Antonovsky bezeichnet die Salutogenese als Basis des Lebens, die nur durch eine ständige Wechselwirkung zwischen Gesundheit und Krankheit zu verstehen ist, denn sowohl Krankheit als auch deren Vermeidung kann den Prozess der gesunden Entwicklung ermöglichen und ergänzen. Ein besonderer Stellenwert kommt den Ressourcen des Einzelnen zu, da sie helfen können, Gesundheit zu erhalten oder sogar wiederzuerlangen. Dabei gilt es, ein Ziel zu formulieren, das stark genug ist, um die Krankheit zu überwinden oder mit ihr zu leben, eine Entwicklung oder Erhaltung der Gesundheit zu fördern.⁴³⁰ Dabei sind die Wege zu diesem Lebensziel so einzigartig wie die Menschen und nicht selten chaotisch.⁴³¹

Eine systematisch chronologische Abhandlung der medizinhistorischen Theorien, die im Werk Goethes verstreut vorliegen, musste zugunsten der dissertationsrelevanten Orientierung an den Arztgestalten aufgegeben werden. Diese Struktur resultiert aus der Textanalyse der Handlung. Hervorzuheben ist aber, dass die Kerntheorien der Primärerkrankung detailliert erforscht und dargelegt werden.

Goethe hat mit *Faust* ein monumentales Werk geschaffen, das sich einer erschöpfenden Analyse widersetzt. Der wissenschaftliche Beitrag dieser Arbeit kann deshalb nur partiell bleiben. Die unbehandelten Textstellen bieten eine Reihe an Möglichkeiten für weitere medizinisch orientierte Forschungen. Denkbar ist die Bearbeitung des Themas Wahnsinns im Spiegel der Figur Gretchens, ein Vergleich der realen Ärzte Faust und Wagner oder eine Gegenüberstellung von Heinrich Faust und Wilhelm Meister. Zudem existiert keine systematische Aufarbeitung der Frage, inwieweit Faust seinen Schuldwahn bzw. den fixen Wahn im Sinne Reils überwinden konnte oder diesen nur durch Größenwahn ersetzt hat.

⁴³⁰ Vgl. Antonovsky: 1997

⁴³¹ Vgl. ebda.

6. Zusammenfassung

In der vorliegenden Dissertation werden die Arztgestalten in Goethes *Faust* vor dem Hintergrund der Medizin um 1800 sowie der medizinischen Denkweise Goethes dargestellt und interpretiert. Das Kernstück der Auseinandersetzung mit dem Thema stellen die vier zu untersuchenden Figuren im Werk dar, die jeweils für sich analysiert werden.

Der in Kapitel 1 aufgezeigte Stand der medizinischen literarischen Goetheforschung hat ergeben, dass eine umfassende Darstellung der Arztgestalten im Werk bisher nicht stattgefunden hat. Durch systematisch-hermeneutische Analyse der medizinisch relevanten Textstellen in beiden Teilen der Dichtung konnte ein erster Schritt zur Aufarbeitung dieser Wissenschaftslücke geleistet werden.

In das Verständnis von Medizin und Arztberuf zu Goethes Lebens- und Schaffenszeit wird in Kapitel 2 eingeführt. Die Diskussion ist insofern von Relevanz, da im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert eine einzigartig, facettenreiche Vielfalt medizinischer Theorien zu konstatieren ist, die eine essentielle Wirkung auf das ärztliche Berufsverständnis haben sollte. Dabei erhält die Diskussion um Theorien und Vertreter der sich neu entwickelnden Psychiatrie einen hervorzuhebenden Stellenwert. Dass neben Vertretern der Medizin hier auch Vertreter der Philosophie mit ihren wissenschaftlichen Theorien herangezogen werden, ergibt sich aus der engen Verzahnung von Natur- und Geisteswissenschaften.

In Kapitel 3 wird skizzenhaft Goethes Zugang zur Medizin behandelt. Dieser Zugang ist geprägt durch sein lebenslanges Interesse an der medizinischen Wissenschaft sowie seiner Pathografie. Besondere Gewichtung erhält das Kapitel 3.2. Goethes Verbindung zu seelischen Erkrankungen. Die Frage nach der Psychopathologie in Goethes Werken bzw. die nach seinen autobiografischen Anteilen, welche sich scheinbar in Goethes Figur des seelenkranken Heinrich Faust widerspiegeln, wird in der Literatur kontrovers diskutiert (s.a. Kap. 5).

Die zentrale Figur der Tragödie, in Kapitel 4, ist der akademisch gebildete Arzt und Universalgelehrte Doktor Heinrich Faust. Er steht an der Wende zur Neuzeit und ist den damit verbundenen Umbrüchen ausgesetzt. Die beiden *Faust*-Teile schildern den Weg des Menschen, hier im Besonderen den des Arztes, zu einem neuen Welt- und Naturverständnis und seinem Bedürfnis, dieses durch methodisches Vorgehen erfassbar zu machen. Der zunehmende Dualismus in den Wissenschaften spiegelt sich in der seelischen Zerrissenheit des Protagonisten wider. Faust gehört als Arzt einerseits der alten Ordnung an, in der eine Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften noch gegeben war, der andererseits als gelehrter Mensch unvermeidlich nach neuen Erkenntnissen und Fortschritt strebt. Als junger Mediziner muss er während einer Epidemie die Grenzen der zeitgenössischen Medizin und die Hilflosigkeit ärztlichen Handelns erfahren, ein dramatisches Erlebnis, das ihn fortan begleitet hat. Im ersten Teil der Tragödie führt ihn seine seelische Erkrankung auf den Höhepunkt einer im höchsten Maß existenziellen Krise, die sich zwar in Suizidgedanken vorübergehend entlädt, aber nicht wirklich überwunden wird. Diese Gemütsstimmung bildet die Voraussetzung für das Erscheinen des Teufels

und ist richtungweisend für jedes weitere Geschehen in der Handlung. Mit dem Abschluss des Vertrages endet Fausts Tätigkeit als Arzt. Der Hoffnungslose übergibt sich des Weiteren der „Therapie“ des Mephistopheles, der ihm den scheinbar einzigen Ausweg aus seiner körperlich-seelischen Erstarrung und Genesung verspricht. Die darauf folgende Reise durch die kleine und die große Welt schildert eine Reihe von Behandlungsversuchen.

Anhand der medizinisch relevanten Textstellen wird die Handlung in beiden Teilen der Tragödie verfolgt. Die Interpretation findet dabei vor dem Hintergrund der Medizin um 1800 statt, wird aber an entsprechender Stelle durch Aspekte der antiken und neuzeitlichen Medizin ergänzt. Sie konzentriert sich hier vor allem auf die Bereiche Gesundheit, Krankheit Therapie und Heilung, da diese im Wesentlichen das medizinische Wissen- und Erfahrungsspektrum Goethes umfassend widerspiegeln. Darüber hinaus kommt der akademischen Lehre eine kontextadäquate Beachtung zu. Um die Problematik bei der Deutung historischer Krankheitsschilderungen zu umgehen, wird Fausts Seelenkrankheit in der Untersuchung zwar beschrieben, zunächst aber nicht als Diagnose formuliert. In Kap. 5 wird skizziert, in wieweit Fausts Seelenkrankheit im 21. Jahrhundert als Depression bezeichnet werden kann. Als Grundlage dienen hier v.a die im Original studierten Werke von Immanuel Kant *Der Streit der Fakultäten in drei Abschnitten* und *Von der Macht des Gemüths durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn* (1798), Johann Christian Reil *Rhapsodien auf die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttung* (1805), Johann Christian Heinroth *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens oder die Störungen und ihre Behandlungen* (1818); *Lehrbuch der Anthropologie* (1831) und Christoph Wilhelm Hufeland *Makrobiotik* (1796; 1797). Anschließend kommt es zu einer Gegenüberstellung der „Krankheit“ des Protagonisten mit dem realen Krankheitsbild der „affektiven, bipolaren Störung“, wie sie im gegenwärtig verwendeten Klassifikationssystem (ICD 10) definiert wird. Darüber hinaus werden Goethes Vorstellungen von Therapie allgemein (Diätetik, Materia medica, Chirurgie) und speziell als Methode der Lebensbewältigung (Diätetik, psychische Methode) an einigen signifikanten Beispielen im Werk thematisiert. In der Diskussion wird ferner der Frage nachgegangen, inwieweit tatsächlich eine Heilung der Erkrankung stattgefunden hat. Damit ist nicht allein die im Werk offensichtliche Heilung im theologischen Sinn der himmlischen Erlösung gemeint, sondern im ganzheitlich, medizinischen Verständnis Goethes. Dabei finden medizinhistorische und geistesgeschichtliche Aspekte in Form der bereits aufgeführten Krankheitskonzepte und der Glückseligkeitsforderung der Aufklärung Erwähnung. Es werden aber auch Fausts eigener Wunsch nach Befreiung von seinen Leiden und seine subjektive Wahrnehmung berücksichtigt. Dem Aspekt der Heilung im Werk wird das heutige Verständnis von Heilung und Gesundheit in Form des Copingmodells⁴³² und der Salutogenese⁴³³ gegenübergestellt.

In Kapitel 4.2 kann Goethe durch die Figur des rational klaren, aber kalten Mephistopheles unbeschadet seine Universitäts- und Ärztekritik äußern, aber auch sein weites Wissensspektrum

⁴³² Vgl. Von Engelhardt: 2008, S. 14-15

⁴³³ Vgl. Antonovsky: 1997

demonstrieren. Obwohl der Teufel im Bezug auf die Medizin eine große Aussagekraft besitzt, wird er nicht als eigenständige Arztgestalt betrachtet, da er in seiner Rolle nur mit und durch Faust gerechtfertigt wird. Darüber hinaus kann Mephistopheles im Sinne Heinroths als dunkle Seite des seelisch kranken Menschen, hier von Faust, verstanden werden, die sich in der Gestalt des vermeintlich Bösen des Doppelgängers manifestiert. Goethe verzichtet jedoch in seiner Dichtung auf eine heterogene Beziehung zwischen den Vertragspartnern, der Dualismus von *Gut* und *Böse* wird aufgehoben. Hier findet Heinroths anthropologisch orientierter Ansatz, den er in seinem *Lehrbuch der Anthropologie* (1822) vertritt, ihren Niederschlag. Zugrunde liegt ein völlig neues Verständnis von moralischer Schwäche, überschießender Leidenschaft und Schuld im Zusammenhang mit Geisteskrankheit.

Im Verlauf der Handlung verschmilzt der allzu menschliche Teufel so stark mit dem Rollenbild Faust, dass auch ihn die Hybris des ärztlichen Berufes trifft. Auf seine vernichtende Niederlage reagiert er mit körperlichen Symptomen. Die Tragik des Mephistopheles besteht darin, dass er schon zu Beginn der Handlung (Prolog) weiß, dass er im Großen wie im Kleinen zum Scheitern verurteilt ist.

Der heilkundige, weise Arzt Chiron (Kapitel 4.3) führt bis zu den medizinischen Wurzeln der Menschheit zurück. Kentauren zählen zu den mythologischen Halbwesen. Vom Kopf bis zu den Hüften ganz Mensch, besitzen sie den Unterleib eines Pferdes. Entsprechend verbinden sich in Chiron zwei Körperachsen. Die horizontale Achse des Pferdekörpers steht für ein bildhaftes, intuitives Bewusstsein des Heilens. Die vertikale Achse des menschlichen Körpers entspricht einem höheren Bewusstsein. Chiron verkörpert den Übergang von einer archaischen Medizin der Wurzelfrauen und Priesterheiler zur naturalistischen Medizin der griechischen Antike. In Chiron und Faust begegnen sich nicht nur zwei Ärzte im Werk, sondern auch zwei wesentliche Epochen der Menschheits- und Medizingeschichte. Zum Zeitpunkt ihrer Begegnung hat der Kentaure bereits erkannt, dass seine Heilkräfte atavistisch geworden sind. Bezeichnenderweise ist er es, der Faust auf seiner Suche nach Helena zum anderen Ufer des Flusses trägt. Mehr kann der mythologische Arzt nicht tun für den Menschen aus der Neuzeit, dessen hohes Streben er nicht verstehen kann. Deshalb verweist er ihn an die überzeitliche Seherin Manto, die tiefer in die Seele des Suchenden blickt.

Doktor Wagner (Kapitel 4.4) hat, wie sein ehemaliger Professor, alle vier möglichen Fakultäten studiert und gilt in der akademischen Welt als herausragender Universalgelehrter. Doch er arbeitet, denkt und fühlt nicht mehr universell, sondern ist hoch spezialisiert. Aufgrund seiner exzellenten kognitiven Fähigkeiten, gepaart mit Fleiß und Strebsamkeit, hat er auf seinem Forschungsgebiet den größten, wenngleich auch fragwürdigsten Erfolg für einen Humanmediziner erreicht, die Erschaffung eines künstlichen Menschen. Für Wagner zählt der Augenblick, bis ihn sein Forscherdrang einem neuen, utopischen Ziel entgegenstreben lässt. Sein Streben ist auf die Endlichkeit beschränkt, er ist verstandes-, aber nicht vernunftbegabt, und wie Mephistopheles fehlt es ihm an höheren Idealen. Nach dem Verständnis Goethes sollte ärztliches Handeln aber geprägt sein von Weitblick und der Fähigkeit, reinen, kühlen Verstand mit einem lebendigen Beschauen zu verbinden. Nur so kann er dem

Menschen in seiner Ganzheit gerecht werden. Folgerichtig ist das Resultat von Wagners Experimenten kein Mensch - Homo -, sondern nur ein Homunculus. Doch das erschaffene Wesen überflügelt seinen Erzeuger im wahrsten Sinne des Wortes. Wagner steht am Scheideweg. Homunculus bietet seinem Schöpfer, ehe er sich von ihm verabschiedet, einen letzten, weisen Rat. Er solle nicht allein das „Was“, also den Forschungsgegenstand bedenken, sondern vor allem das „Wie“, den Weg zum wahren Rätsel des Lebens. Es bleibt offen, welche Richtung Wagner einschlagen wird. Entscheidet er sich dafür, dass in der medizinischen Forschung weiterhin allein das Machbare zählt, nunmehr verbunden mit dem Traum der Beherrschbarkeit ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Folgen, oder aber nimmt er sich den Rat des Menschleins zu Herzen und wird ein Vertreter einer gewandelten Medizin, dem der Brückenschlag zwischen Geistes- und Naturwissenschaft, zwischen Herz und Verstand gelingt. Wagner steht für den zeitlosen Arzt, der bis in das 21. Jahrhundert zur Auseinandersetzung mit den Fragen nach der Bedeutung von Medizin und Arztberuf einlädt. Der Rat des Homunculus an Wagner ist gleichzeitig ein Angebot Goethes an den Leser, über den „Tellerrand“ zu blicken und sich auf die zeitlose wie dringliche Thematik einzulassen, für eine lebendige Medizin, „die den ganzen Menschen beschäftigt, da sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt“.⁴³⁴

Die an sich differenten Arztcharaktere verbindet das Bewusstsein um den Atavismus ihres methodischen Repertoires. Durch sie werden medizinhistorisch epochale Krisen in der Medizin dargestellt. Alle drei Ärzte wie auch der Teufel scheitern mit ihrer Medizin.

Goethe wollte mit seinem *Faust* keinen psychopathologischen Diskurs führen. Im Sinne der genuinen Funktion einer literarisierten Medizin kann sein Werk allerdings als Einladung und Anregung zum Dialog verstanden werden, Wege und Leistungen der Medizin zu beachten und zu würdigen, aber auch Krisen als natürliche Notwendigkeiten anzuerkennen.⁴³⁵ Die Dissertation darf deshalb nicht nur als Darstellung ärztlichen Scheiterns im großen Stil verstanden werden. Betrachtet man die Errungenschaften der gegenwärtigen Medizin und die hohe Fachkompetenz des ärztlichen Standes, charakterisieren die behandelten Arztgestalten vielmehr Wendepunkte und Herausforderungen, die gemeistert wurden, auch wenn sich, und hier schließt sich der Kreis, die forschungsleitenden Fragen der Dissertation immer wieder neu stellen.

⁴³⁴ Goethe: Werke HA, 1981, Bd. 9, S. 361

⁴³⁵ Vgl. von Engelhardt: 2007, S. 238-239

7. Literaturverzeichnis

1. Primärliteratur

Agrippa (Heinrich Cornelius) von Nettesheim: De occulta philosophia libri tres. Johann Soter (lat. 1533). Auswahl, Einführung und Kommentar von Willy Schrödter. Reichl, Remagen 1967

Bibel: Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung, hg. im Auftrag der Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, des Bischofs von Luxemburg, des Bischofs von Bozen-Brixen. Herder, Freiburg i.Br., Basel, Wien 1980

Boccaccio, Giovanni: Dekameron (ital. 1349-1353, ersch. 1470). Anaconda, Köln 2010

Carus, Carl Gustav: Lehrbuch der Gynäkologie oder systematische Darstellung der Lehren und Erkenntnis und Behandlung eigenthümlicher gesunder und krankhafter Zustände, sowohl der nicht Schwangeren, Schwangeren und gebärenden Frauen, als der Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder. Bd.1, Th.1. Lechner, Wien 1820, 2. Aufl.1832

Carus, Carl Gustav: Vorlesungen über Psychologie gehalten im Winter 1829/30 zu Dresden (1831). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1958

Carus, Carl Gustav: Briefe über Goethes Faust (1835). Saucke, Hamburg 1937

Carus, Carl Gustav: Goethe. Zu dessen näherem Verständnis (1843). Die Arche, Herford 1948

Carus, Carl Gustav: Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele (1846). Scheitling, Stuttgart 2. Aufl. 1851

Carus, Carl Gustav: Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt (1857). Dingfelder, Andechs 1986

Chamisso, Adelbert von: Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. Friedrich de la Motte Fouqué (Hg.). Schrag, Nürnberg 1814

Cox, Joseph Mason: Praktische Bemerkungen über Geisteszerrüttung (engl.1804). Rengersche Buchhandlung, Halle 1811

Dante, Alighieri: Die Göttliche Komödie (ital. 1472). Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main und Wien 1990

Dilthey, Wilhelm: Die Entstehung der Hermeneutik (engl.1900). In: Gesammelte Schriften. Bd. V. Teubner, Leipzig und Berlin 1924, S. 317-338

Dostojewski, Fjodor M.: Der Doppelgänger (russ. 1846). Frühe Romane und Erzählungen. Piper, München 2000

Erasmus von Rotterdam: Encomium Artis Medicae. Lob der Heilkunst (lat. 1518). Manutius, Heidelberg 2008

Fritz, Josef (Hg.): Andertheil D. Johann Fausti. Historien von seinem Famulo Christoff Wagner (1593). Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle an der Saale 1910

Fritz, Josef (Hg.): Die historie van Christoffel Wagenaer (niederl. 1593). Brill, Leiden 1913

Goethe, Johann Wolfgang: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Frankfurter Ausgabe (FA), in 40 Bänden, einschließlich der amtlichen Schriften und Zeichnungen, mit Kommentar und Registern. I./II. Abt., Bd. 1-40. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1986-1999

Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Eine Tragödie (1808). In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe (HA) in 14 Bänden, mit Kommentar und Registern. Bd. 3. Erich Trunz (Hg.) Sonderausgabe zum 250. Geburtstag Goethes, identisch mit der 16. überarb. Aufl. Beck, München 1998

Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe (WA), hg. im Auftrag der Großherzogin von Sachsen. Abt. I-IV, 133 Bände in 143 Teilen, Nachdruck der Ausgabe Weimar. Böhlau 1887-1919. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1987

Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Eine Tragödie in 2 Bänden. Mit fortlaufenden Erklärungen von Karl Julius Schröer, erweitert durch Hinweise aus Schriften und Vorträgen von Rudolf Steiner, hg. v. Heinrich O. Proskauer, 2 Bde. Zbinden, Zürich 1982

Goethe, Johann Wolfgang: Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik von Angelika Reimann. Bd. 7, 1821-1827 und Bd. 8, 1828-1832. Artemis, Zürich 1995 und 1996

Grimm, Jacob: Deutsche Mythologie (1835). Marix, Wiesbaden 2007

Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm (Hg.): Deutsches Wörterbuch in 33 Bänden. Hirzel, Leipzig 1854-1984. Deutscher Taschenbuch Verlag, Nachdruck der Erstausgabe, München 1984

Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Veröffentlichte Schriften (1914-1970) (= Gesammelte Werke. I. Abt., Bd. 2). Klostermann, Frankfurt am Main 1977

Heinroth, Johann Christian: Lehrbuch der Anthropologie. Vogel, Leipzig 1831

Heinroth, Johann Christian: Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens oder die Störungen und ihre Behandlungen. Vogel, Leipzig 1818

Heinroth, Johann Christian: Lehrbuch der Seelenheilkunde. Vogel, Leipzig 1824

Heinroth, Johann Christian: Anweisungen für angehende Irrenärzte zu richtiger Behandlung ihrer Kranken. Vogel, Leipzig 1825

Heinroth, Johann Christian: Der Schlüssel zu Himmel und Hölle im Menschen oder über moralische Kraft und Passivität; ein Beitrag zur Seelenheilkunde. Lehnhold, Leipzig 1829

Hildegard von Bingen: Heilkunde. Das Buch von dem Grund und Wesen und der Heilung der Krankheiten (Causae et Curae, dt.). Nach den Quellen übersetzt und erläutert von Heinrich Schipperges. Müller, Salzburg 1957, 4. Aufl. 1981

Hildegard von Bingen: Der Mensch in der Verantwortung. Das Buch der Lebensverdienste (Liber Vitae Meritorum, dt.). Nach den Quellen übersetzt und erläutert von Heinrich Schipperges. Müller, Salzburg 1965, 3. Aufl. 1972

Hoffmann, Ernst Theodor Amadäus: Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus eines Kapuziners. Hg. von dem Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier in 2 Bänden. Bd. 2. Duncker & Humblot, Berlin 1815

Homer: Ilias und Odyssee. Zweisprachige Lizenzausgabe. Zweitausendeins, Frankfurt am Main 2008

Hufeland, Christoph Wilhelm: Makrobiotik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern (1796/1797), Teil 1-2. Wittich, Berlin 3. Aufl. 1805, Macklot, Stuttgart 6. Aufl. 1826.

Hufeland, Christoph Wilhelm: Neue Auswahl kleiner medizinischer Schriften. Bd. 1. Veit &Comp., Berlin 1831

Jung, Carl Gustav: Psychologie und Alchemie (= Gesammelte Werke. Bd. 12). Walter, Olten und Freiburg i. Br. 1972

Jung, Carl Gustav: Studien über alchemistische Vorstellungen (= Gesammelte Werke. Bd. 13). Walter, Olten und Freiburg i. Br. 1978

Jung, Carl Gustav: Das symbolische Leben. Verschiedene Schriften (=Gesammelte Werke. Bd. 18/1). Walter, Olten und Freiburg i. Br. 1981

Jung, Carl Gustav; Wilhelm, Richard: Geheimnis der Goldenen Blüte. Das Buch von Bewusstsein und Leben. Diederichs Gelbe Reihe, München 2005

Kafka, Franz. Das Schloß. Fischer, Darmstadt 1926, Lizenzausgabe 1986

Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft (1781) (= Gesammelte Werke. I. Abt., Bd. 4). Reimer, Berlin 1911

Kant, Immanuel: Die Metaphysik der Sitten (1797) (= Gesammelte Werke. I. Abt., Bd. 6). Reimer, Berlin 1907

Kant, Immanuel: Der Streit der Facultäten in drei Abschnitten (1798) (= Gesammelte Werke. I. Abt., Bd. 7). Reimer, Berlin 1907

Keudell, Elise: Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke. Böhlau, Weimar 1931. Zentralantiquariat der DDR, Nachdruck, Leipzig 1982

Kramer, Heinrich (Institoris): Der Hexenhammer. Malleus maleficarum (lat. 1486). Günter Jeroschek; Wolfgang Behringer (Hg.). Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2000

Luther, Martin: Leib. Sorge für denselben (1527). In: Geist aus Luther's Schriften oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens. Bd. 3. F. W. Lommler et al. (Hg.). Leske, Darmstadt 1830

Mann, Thomas: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde. Fischer, Frankfurt am Main 1947, 35. Aufl. 2005

Mann, Thomas: Über Goethes »Faust« (1938). In: Adel des Geistes. Zwanzig Versuche zum Problem der Humanität. Aufbau, Berlin 1956, S. 575-616

Marlow, Christopher: Doktor Faustus. Die tragische Geschichte vom Leben und Tod des Doktor Faustus (engl. 1589). Reclam, Leipzig 1966

Meyrink, Gustav: Der Golem (1915). Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, Wien, Zürich 1969

Möbius, Paul Julius: Über das Pathologische bei Goethe. Barth, Leipzig 1898

Nietzsche, Friedrich Wilhelm: Also sprach Zarathustra. Vom freien Tode (1883). Kritische Studienausgabe. Nikol, Hamburg 2010

O'Donnell, Kevin: Pocket-Guide Bibel. Kreuz, Stuttgart 2007

Paracelsus: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften aus den Jahren 1530 geschrieben in der Oberpfalz, Regensburg, Bayern und Schwaben. (= Sämtliche Werke. I. Abt., Bd. 8), hg. v. Karl Sudhoff. Barth, München 1924

Paracelsus: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften. Die große Wundarznei und anderes Schriftwerk des Jahres 1536 aus Schwaben und Bayern. (= Sämtliche Werke. I. Abt., Bd. 10 und 12), hg. v. Karl Sudhoff. Oldenbourg, München und Berlin 1928 und 1929

Platon: Die Unsterblichkeit der Seele (Phaidon) (griech. um 385 v. Chr.). Artemis & Winkler, Düsseldorf 2007

Reil, Johann Christian: Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Curt, Halle 1803

Schiller, Friedrich: Gedichte (= Sämtliche Werke. Nationalausgabe. Bd. 2, Teil II B), hg. v. Norbert Oellers. Böhlau, Weimar 1993

Schiller, Friedrich: Briefwechsel. Schillers Briefe 1.11.1796-31.10.1798 (= Sämtliche Werke. Nationalausgabe. Bd. 29), hg. v. Norbert Oellers; Frithjof Stock. Böhlau, Weimar 1977

Schiller, Friedrich: Briefwechsel. Schillers Briefe 1.1.1801-31.12.1802 (= Sämtliche Werke. Nationalausgabe. Bd. 31), hg. v. Stefan Ormanns. Böhlau, Weimar 1985

Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung I (1814-1818) (= Sämtliche Werke. Bd. 2). Brockhaus, Mannheim 4. Aufl. 1988

Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung II. Zur Rhetorik (1844) (= Sämtliche Werke. Bd. 3). Brockhaus, Mannheim 4. Aufl. 1988

Schopenhauer, Arthur: Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt. In: Parerga und Paralipomena I (1851) (= Sämtliche Werke. Bd. 5). Brockhaus, Mannheim 4. Aufl. 1988

Schopenhauer, Arthur: Parerga und Paralipomena II (1851) (= Sämtliche Werke. Bd. 6.). Brockhaus, Mannheim 4. Aufl. 1988

Schopenhauer, Arthur: Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik (1854) (= Sämtliche Werke. Bd.4). Brockhaus, Mannheim 4. Aufl. 1988

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums (1838-1840). Insel, Frankfurt am Main und Leipzig 2001

Schwab, Gustav: Das Volksbuch vom Doktor Faustus(1843). Der Morgen, Berlin 1988

Shelly, Mary: Frankenstein oder Der moderne Prometheus (engl. 1818). Reclam, Leipzig 2006

Spies, Johann: Historia D. Johann Fausten dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler (1587). Hans Henning (Hg.). Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, Olten, Wien 1979, 2. Aufl. 1988

Storm, Theodor: Ein Doppelgänger (1882). Reclam, Stuttgart 2006

Thomas von Aquin: Über den Lehrer. Demagistro. Quaestio XI (lat. 1256-1259). Gabriel Jüssen; Gerhard Krieger; Jacob Hans, Josef Schneider (Hg.). Meiner, Hamburg 2006

Töndle, Herbert; Fischer, Thomas: Strafgesetzbuch und Nebengesetze (= Kommentare; Bd. 10). Beck, München 54. Aufl. 2007, S. 1389, §12 I 2

Virchow, Rudolf: Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre. Zwanzig Vorlesungen. Hirschwald, Berlin 1858, 2. Aufl. 1859

Vogel, Carl: Goethe's letzte Krankheit, beschrieben von D. Carl Vogel zu Weimar. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. Reimer, Berlin 1833

Weizsäcker, Viktor von: Warum wird man krank? Ein Lesebuch. Wilhelm Rumpau (Hg.). Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008

Winckelmann, Johann Joachim: Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Malherey und Bildhauer-Kunst. Hagenmüller, Friedrichstadt, Dresden 1755

Wittgenstein, Ludwig: Logisch-philosophische Abhandlung, Tractatuslogico-philosophicus (1921). Kritische Edition. Brian Mc Guinness; Joachim Schulte (Hg.). Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998

Wolff, Sabattia Joseph: Die Kunst krank zu seyn: nebst einem Anhang von Krankenwärtern, wie sie sind und seyn sollten. Für Aerzte und Nichtärzte. Amelang, Berlin 1811

2. Sekundärliteratur

Aktories, Klaus; Förstermann, Ulrich; Hofmann, Franz Bernhard (Hg.): Allgemeine und Spezielle Pharmakologie und Toxikologie. Urban & Fischer, München und Jena 1975, 9. Aufl. 2005

Amberger, Mechthild; Schähl, Dietrich (Hg.): Gifte. Geschichte der Toxikologie. Springer, Berlin, Heidelberg, New York 1988

Andersen, Hans Christian: Der Schatten (dän. 1847). Märchen - gesehen von Günter Grass. Steidl, Göttingen 2004,

Antonovsky, Aaron: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit (1975). Alexa Franke (Hg.). Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, Tübingen 1997

Arenz, Dirk: Heautoskopie. Doppelgängerphänomen und seltene Halluzination der eigenen Gestalt. In: Der Nervenarzt 72 (2001) S. 376-379

Baer, Rolf: Themen der Psychiatriegeschichte. Enke, Stuttgart 1998

- Bähr, Andreas (Hg.): Sterben von eigener Hand. Selbsttötung als kulturelle Praxis. Böhlau, Köln 2005
- Bäumer, Gertrud: Das geistige Bild Goethes im Licht seiner Werke. Bruckmann, München 1950
- Balkenohl, Manfred: Der Eid des Hippokrates. Derscheider, Abtsteinach 2007, 2. Aufl. 2009
- Barkhoff, Jürgen: Johann Wolfgang von Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: Körperkult - Körperzwang – Körperstörung: im Spiegel von Psychopathologie, Literatur und Kultur. Jürgen Barkhoff; Dietrich von Engelhardt (Hg.). Mattes, Heidelberg 2010, S. 226-231
- Baron, Frank: Dr. Faustus: From History to Legend. Fink, München 1978
- Bartscherer, Agnes: Paracelsus, Paracelsisten und Goethes Faust. Ruhfus, Dortmund 1911
- Bauer, Axel: Georg Ernst Stahl. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 190-201
- Baumann, Ursula: Vom Recht auf den eigenen Tod. Geschichte des Suizids vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Böhlau, Weimar 2001
- Beck, Matthias: Seele und Krankheit: psychosomatische Medizin und theologische Anthropologie. Schönigh, Paderborn, München, Wien 2000, 3. erw. Aufl. 2003
- Beneke, Rudolf: Goethe als pathologischer Anatom. In: Die medizinische Welt 12 (1932) S. 432-434
- Benzenhöfer, Udo: Paracelsus. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1997, 3. Aufl. 2003
- Benzenhöfer, Udo: Der Arztphilosoph Viktor von Weizsäcker. Leben und Werk im Überblick. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007
- Berger, Hermann: Berührungspunkte zwischen dem Studenten Goethe und der Medizin. Ein Streifzug durch Dichtung und Wahrheit. In: Münchner medizinische Wochenschrift 36 (1935) S. 1452-1453
- Berger, Mathias (Hg.): Psychische Erkrankungen. Klinik und Therapie. Urban & Fischer, München und Jena 1999, 2. Aufl. 2004

Beschoner, Petra; Braun, Maxi: Das Burnout-Syndrom bei Ärzten in Deutschland. Ein Überblick mit Fokus auf die Psychiatrie. In: Nervenheilkunde 26 (2007) S. 113-128

Boerner, Peter: Johann Wolfgang von Goethe. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1964, 8. Aufl. 2008

Braun, Lucien: Paracelsus. Alchimist – Chemiker. Erneuerer der Heilkunde. Eine Bildbiographie. Schweizer Verlagshaus, Zürich und Luzern 1988

Braun, Peter: Schiller, Tod und Teufel. Die Rede des Herrn von G. vor einem Totenschädel. Artemis & Winkler, München 2005

Brednow, Walter: Christoph Wilhelm Hufeland, Arzt und Erzieher im Lichte der Aufklärung. (=Sitzungsberichte der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. Bd. 105, Heft 6). Akademie, Berlin 1964

Brednow, Walter: Zum Begriff des „Pathologischen“ bei Goethe. In: Medizinhistorisches Journal 8 (1973) S. 257-287

Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bänden (1796). Brockhaus, Wiesbaden 17. überarb. Aufl. 1966-1971, Bd.1-19

Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden (1796). Brockhaus, Leipzig und Mannheim, 19. überarb. Aufl. 1991, Bd. 15

Bronisch, Thomas: Der Suizid. Ursachen, Warnsignale, Prävention. Beck, München 2002

Bryan, Magee: Geschichte der Philosophie. Conventgarden, München 2007

Buchinger, Otto: Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschlossenheit. Turm, Bietigheim/Württ. 1967

Buchinger, Otto: Heilfastenkur. Gesund werden, gesund bleiben. Methode und Wirksamkeit eines heilkundlichen Königswegs. Wilkens, Bad Bevesen 50.-58. Aufl. 1980

Bühler, Axel (Hg.): Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation. Autoren SynchronPublishers, Heidelberg 2003

Conrady, Karl Otto: Goethe. Leben und Werk. Athenäum, Frankfurt am Main 1987

Cowen, David; Helfland, William: Die Geschichte der Pharmazie in Kunst und Kultur. Du Mont, Köln 1990

Damm, Sigrid: Christiane und Goethe. Eine Recherche. Insel, Frankfurt am Main und Leipzig 2001

Deichgräber, Karl: Goethe und Hippokrates. Ausgewählte kleine Schriften. Hans Gärtner, Ernst Heitsch; Ulrich Schindel (Hg.). Weidmann, Hildesheim, München, Zürich 1984

Desmond, Adrian; Moore, James: Darwin. List, München und Leipzig 1991

Deutsches Rechtslexikon in 3 Bänden (1988). Horst Tilch; Frank Arloth (Hg.). Beck, München 3. Aufl. 2001, Bd.1

Doberer, Kurt Karl: Die Goldmacher. Zehntausend Jahre Alchemie. Universitas, München 1987, 2. Aufl. 2003

Dörner, Klaus: Der gute Arzt. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung. Schattauer, Stuttgart und New York 2001, 2. Aufl. 2003

Durant, Will: Die großen Denker. Füssli, Zürich 1953

Durkheim, Émile: Der Selbstmord (franz. 1895). Suhrkamp, Frankfurt am Main 2006

Eberlein, Johann Konrad: Albrecht Dürer. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2003, 2. Aufl. 2006

Eckart, Wolfgang; Grandmann, Christoph (Hg.): Ärztelexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart. Springer, Heidelberg 2000, 3. Aufl. 2006

Eckart, Wolfgang Uwe; Jütte, Robert (Hg.): Medizingeschichte. Eine Einführung. Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2007

Eissler, Kurt Robert: Goethe: eine psychoanalytische Studie (1775-1786). 2 Bde. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1987

Engelhardt, Dietrich von: Medizin in ihren Beziehungen zur Philosophie im Zeitalter der Aufklärung. In: Mitteilungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 18 (1883) S. 59-65

Engelhardt, Dietrich von: Der metaphysische Krankheitsbegriff des Deutschen Idealismus. Schellings und Hegels naturphilosophische Grundlegung. In: Medizinische Anthropologie. Eduard Seidler (Hg.). Springer, Berlin 1984, S. 17-31

Engelhardt, Dietrich von: Mesmer in der Naturforschung und Medizin der Romantik. In: Franz Anton Mesmer und die Geschichte des Mesmerismus. Beiträge zum internationalen wissenschaftlichen Symposium anlässlich des 250. Geburtstages von Mesmer, 10.-13. Mai in Merseburg. Heinz Schott (Hg.). Steiner, Stuttgart 1985, S. 88-107

Engelhardt, Dietrich von; Gerigk, Horst-Jürgen; Pressler, Guido; Schmitt, Wolfram (Hg.): Melancholie in Literatur und Kunst. Pressler, Hürtgenwald 1990

Engelhardt, Dietrich von: Medizin in der Literatur der Neuzeit. Bd. 1. Darstellung und Deutung. Pressler, Hürtgenwald 1991 a

Engelhardt, Dietrich von: Romantische Mediziner. In: Klassiker der Medizin. Bd. 2. Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991 c, S. 95-118

Engelhardt, Dietrich von: Zur historischen Entwicklung der Ethik in der Medizin - Prinzipien, Methoden, Theorien. In: Geschichte und Theorie der Ethik in der Medizin. Grundkurs Ethik in der Medizin, Andreas Frewer; Rolf Winau (Hg.). Palm & Enke, Erlangen und Jena 1997, S. 37-59

Engelhardt, Dietrich von: Natur und Geist, Evolution und Geschichte. Goethe in seiner Beziehung zur romantischen Naturforschung und metaphysischen Naturphilosophie. In: Goethe und die Verzeitlichung der Natur. Peter Matussek (Hg.). Beck, München 1998, S. 58-80

Engelhardt, Dietrich von: Krankheit, Schmerz und Lebenskunst. Eine Kulturgeschichte der Körpererfahrung. Beck, München 1999

Engelhardt, Dietrich von: Georg Ernst Stahl im Urteil der Medizingeschichte - Dimensionen, Phasen, Perspektiven. In: Georg Ernst Stahl (1659-1734) in wissenschaftshistorischer Sicht. Leopoldina Meeting am 29. und 30. Oktober 1998 in Halle (S.) (= Acta historica Leopoldina 30). Dietrich von

Engelhardt, Alfred Gierer (Hg.). Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, Halle 2000 a, S. 59-80

Engelhardt, Dietrich von: Medizin in der Literatur der Neuzeit. Bd. 2. Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur von 1800-1995. Pressler, Hürtgenwald 2000 b

Engelhardt, Dietrich von: Paracelsus im Urteil der Naturwissenschaften und Medizin des 18. und 19. Jahrhunderts. Darstellung, Quellen, Forschungsliteratur. (= Acta historica Leopoldina 35). Barth, Heidelberg 2001

Engelhardt, Dietrich von; Wißkirchen, Hans (Hg.): „Der Zauberberg“ - die Welt der Wissenschaften in Thomas Manns Roman. Schattauer, Stuttgart 2003 a, S. 1-25

Engelhardt, Dietrich von: Der chemie- und medizinhistorische Hintergrund von Goethes „Wahlverwandtschaften“ (1809). In: Erzählen und Wissen: Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes „Wahlverwandtschaften“. Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae. Bd. 93. Gabriele Brandstetter (Hg.). Rombach, Freiburg i. Br. 2003 b, S. 279-306

Engelhardt, Dietrich von; Oehmichen, Manfred (Hg.): Schuld und Sühne, Verbrechen und Strafe. Schmidt-Römhild, Lübeck 2005a

Engelhardt, Dietrich von: Medizin der Romantik. In: Enzyklopädie Medizingeschichte. Werner Gerabek; Bernhard Haage; Gundolf Keil; Wolfgang Wegner (Hg.). De Gruyter, Berlin 2005 b, S. 903-907

Engelhardt, Dietrich von: Mary Shelleys Frankenstein oder Der moderne Prometheus (1818). In: Von Schillers Räubern zu Shelleys Frankenstein. Wissenschaft und Literatur im Dialog um 1800. Dietrich von Engelhardt; Hans Wißkirchen (Hg.). Schattauer, Stuttgart 2006, S. 113-126

Engelhardt, Dietrich von: Der geisteskranke Sittlichkeitsmörder Moosbrugger in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* im Kontext der Wissenschaft und Literatur um 1900. In: Der „Mord“. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Dietrich von Engelhardt; Manfred Oehmichen (Hg.). Schmidt-Römhild, Lübeck 2007, S.237-266

Engelhardt, Dietrich von: Krankheit und Lebenskunst. Goethe als Patient im Urteil des Arztes, Naturphilosophen und Malers Carl Gustav Carus. In: Auf den Schultern des Anderen. Festschrift für

Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag. Andrea Bartl; Antonie Magen (Hg.). Mentis, Paderborn 2008, S. 43-62

Engelhardt, Dietrich von; Barkhoff, Jürgen (Hg.): Körperkult – Körperzwang – Körperstörung: im Spiegel von Psychopathologie, Literatur und Kultur. Mattes, Heidelberg 2010

Eulenburg, Albert (Hg.): Real-Encyklopädie der gesamten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Bd. 15. Urban & Schwarzenberg, Wien und Leipzig 1880-1883, 3. Aufl. 1897, S. 172-199

Faust, Volker: Schwermut. Depression erkennen und verstehen, betreuen, behandeln und verhindern. Hirzel, Stuttgart und Leipzig, 1999

Figal, Günter (Hg.): Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (1960). Akademie, Berlin 2007

Fintelman, Volker (Hg.); Broderson, Kai; Henning, Lukas: Carl Gustav Carus. Begründer einer spirituellen Medizin und ihre Bedeutung für das 21. Jahrhundert. Mayer, Stuttgart 2007

Fischer, Hans: Goethe und die wissenschaftliche Medizin seiner Zeit. In: Arzt und Humanismus. Das humanistische Weltbild in Naturwissenschaft und Medizin. Hans Fischer (Hg.). Artemis, Zürich 1962, S. 229-247

Fischer-Homberger, Esther: Medizin vor Gericht. Gerichtsmedizin von der Renaissance bis zur Aufklärung. Huber, Bern, Stuttgart, Wien 1983

Freese, Hans Ludwig: Kinder sind Philosophen. Quadriga, Weinheim 4. Aufl. 1992

Freytag, Hartmut (Hg.): Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Böhlau, Köln, Wien, Weimar 1993

Friedenthal, Richard: Goethe - sein Leben und seine Zeit. Piper, München 1963

Fröschle, Hartmut: Goethes Verhältnis zur Romantik. Königshausen & Neumann, Würzburg 2002

Fromm, Erich: Märchen, Mythen, Träume. Eine Einführung in das Verständnis einer vergessenen Sprache. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1951, 2. Aufl. 1981

Fromm, Erich: Die Revolution der Hoffnung. Für eine Humanisierung der Technik. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1968, 6. Aufl. 1980

Gaier, Ulrich: Fausts Modernität. Essays. Reclam, Stuttgart 2000

Gardner, Howard: Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft. Klett-Cotta, Stuttgart 1989

Gerabek, Werner E.; Haage, Bernhard; Keil, Gundolf; Wegner, Wolfgang (Hg.): Enzyklopädie der Medizingeschichte. De Gruyter, Berlin und New York 2005

Gerber-Münch, Irene: Goethes Faust. Eine tiefenpsychologische Studie über den Mythos des modernen Menschen. Stiftung für Jungesche Psychologie, Küsnacht 1997

Gerst, Thomas: Symposion: Das Bild des Arztes im 21. Jahrhundert. Selbstfindung unter veränderten Rahmenbedingungen. In: Deutsches Ärzteblatt 105 (2008) C 1935

Gerst, Thomas; Hibbeler, Birgit: Berufsrecht: Wenn Ärzte ihre Pflicht verletzen. In: Deutsches Ärzteblatt 108 (2011) C 407-410

Gieschen, Jens-Peter; Meier, Klaus: Straftakte Faust: Goethes berühmte Triebtäter auf dem juristischen Prüfstand; Tathergang, Schuldfrage, Anklageschrift. Eichborn, Frankfurt am Main 1993

Gieseke, Sunna: Abhängigkeitserkrankungen. „In der Sucht sind wir alle gleich“. In: Deutsches Ärzteblatt 106 (2009) C 1390-1393

Girard, René: Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz. Hanser, München 2002

Glatzel, Johann: Mord und Totschlag. Tötungshandlungen als Beziehungsdelikte. Eine Auswertung psychiatrischer Gutachten. Kriminalistik Verlag, Heidelberg 1987

Glatzel, Johann: Empirisch begründete Mutmaßungen über das Morden. In: Der „Mord“ Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Dietrich von Engelhardt; Manfred Oehmichen (Hg.). Schmidt-Römhild, Lübeck 2007, S. 37-52

Göres, Jörn (Hg.): Goethe Seine äußere Erscheinung. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Insel, Frankfurt am Main und Leipzig 1980, 1. Aufl. 1999

Goerke, Heinz: Medizin und Technik. 3000 Jahre ärztliche Heilmittel für Diagnostik und Therapie. Callwey, München 1988

Goertz, Hans-Jürgen: Religiöse Bewegungen in der Neuzeit. Enzyklopädie deutscher Geschichte. Bd. 20. Oldenbourg, München 1993

Golinski, Jahn: Das geheime Leben eines Alchemisten. In: John Fauvel et al. (Hg.): Newtons Werk. Die Begründung der modernen Naturwissenschaft. Birkhäuser, Basel, Bern, Berlin 1993

Goschler, Constantin: Rudolf Virchow. Mediziner-Anthropologen-Politiker. Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2009

Grebe, Anja: DerDürer-Weg. Tümmels, Nürnberg 2004

Greif, Stefan: Sympathie für den Teufel? Zum Teufelsbild der Goethezeit. (= Paderborner Universitätsreden. Nr. 55). Paderborn 1996

Grigenti, Fabio: Die Topologie des Mordes. Dantes *Göttliche Komödie*. In: Der „Mord“ Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Dietrich von Engelhardt; Manfred Oehmichen (Hg.). Schmidt-Römhild, Lübeck 2007, S. 95-109

Groß, Dominik: Die Aufhebung des Wundarztberufs. Ursachen, Begleitumstände und Auswirkungen am Beispiel des Königreichs Württemberg (1806-1918). (= Sudhoffs Archiv Beihefte 41). Steiner, Stuttgart 1999

Guntern, Gottlieb: Die kopernikanische Revolution in der Psychotherapie. Der Wandel vom psychoanalytischen zum systemischen Paradigma. In: Familiendynamik, 1 (1980) S. 2-41

Guntern, Gottlieb: Im Zeichen des Schmetterlings. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1995

Hartmann, Fritz: Philippe Pinel. In: Klassiker der Medizin. Bd. 2. Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 7-23

Hauser, Marianne: Gestalten des Bösen. Phänomenologie ihres Ursprungs und Ansätze zu ihrer begrifflichen Auslegung. CIS-Verlag, Altenberge 1986

Hausig, Hans Wilhelm (Hg.): Götter und Mythen im alten Europa. (= Wörterbuch der Mythologie. 1. Abt. Die alten Kulturvölker, Bd.2). Klett, Stuttgart 1973

Hautzinger, Martin; Petermann, Franz (Hg.): Kognitive Verhaltenstherapie bei Depression
Behandlungsanleitungen und Materialien. Psychologie Verlags Union, Weinheim 1989, 5. Aufl. 2000

Helmich, Peter: Allgemeinmedizin. Grundlagen hausärztlichen Handelns. Urban & Schwarzenberg, München, Wien, Baltimore 1993

Hemleben, Johannes: Rudolf Steiner. Rowohlt,Reinbek bei Hamburg 1963

Henning, Hans: Faust-Bibliographie. 3 Teile in 5 Bänden. Aufbau, Berlin und Weimar 1966-1976

Heusser, Peter. Goethes Wissenschaftsmethode und die modern Medizin. In: Literatur und Medizin.
Peter Stulz; Frank Nager; Peter Schulz (Hg.). Chronos, Zürich, 2005, S. 39-49

Hill, Lothar: Glauben oder Wissen? Der Mensch zwischen Naturgesetz und Gott. Urachhaus, Stuttgart
2006

Hinderer, Walter (Hg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik. Königshausen & Neumann, Würzburg
2002

Holm-Hodulla, Rainer Matthias: Leidenschaft. Goethes Weg zur Kreativität. Eine Psychobiografie.
Vandenhoeck& Ruprecht, Göttingen 2008

Hübner, Kurt: Wahrheit des Mythos. Beck, München 1985

Huizinga, Johan: Herbst des Mittelalters (niederl. 1919). Kurt Köster (Hg.). Kröner, Stuttgart 1930,
12. Aufl. 2006

Husemann, Friedrich; Wolff, Otto (Hg.): Das Bild des Menschen als Grundlage der Heilkunst.
Entwurf einer geisteswissenschaftlich orientierten Medizin. Bd. 3. Freies Geistesleben, Stuttgart 1956,
3. Aufl. 1986

Husemann, Friedrich: Goethe und die Heilkunst. Einführung in die Denkweise einer neuen Medizin.
Freies Geistesleben, Stuttgart 1936, 3. Aufl. 2002

Jankrift, Kay Peter: Mit Gott und schwarzer Magie. Medizin im Mittelalter. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2005

Jaspers, Karl: Einführung in die Philosophie. Piper, München 1953

Jaton, Anne-Marie: Johann Caspar Lavater. Philosoph - Gottesmann-Schöpfer der Physiognomik. Eine Bildbiographie. Schweizer Verlagshaus, Zürich 1988

Kaiser, Wolfram: Zu Problemen der ärztlichen Ethik im 18. Jahrhundert. In: Ethik in der Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften. Bd. 55. Wolfram Kaiser; Arina Völker (Hg.). Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle an der Saale 1985, S. 58-68

KastingerRiley, Helene M.: Hildegard von Bingen. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 3. Aufl. 1998

Kerényi, Karl: Die Mythologie der Griechen. Bd. 1. Die Götter- und Menschheitsgeschichten. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1966, 10. Aufl. 1988

Kerényi, Karl: Die Mythologie der Griechen. Bd. 2. Die Heroen-Geschichten. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1966, 9. Aufl. 1987

Kick, Hermes Andreas: Von dem Versuch das Böse zu töten: Zu Werner Herzogs *Nosferatu* - Verfilmung. In: Der „Mord“ Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Dietrich von Engelhardt; Manfred Oehmichen (Hg.). Schmidt-Römhild, Lübeck 2007, S. 339-348

Klein, Wassilios; Nielsen, Kirsten et al.: Teufel. In: Theologische Realenzyklopädie in 36 Bänden (1976-2004). Bd. 33. De Gruyter, Berlin 2002, S. 113-147

Klibansky, Raymond; Panofsky, Erwin; Saxl, Fritz: Saturn und Melancholie - Studien zur Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und der Kunst. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990

Knoepffler, Nikolaus; Savulescu, Julian (Hg.): Der neue Mensch? Enhancement und Genetik. Alber, Freiburg 2009

Koch, Klaus; Eckart, Otto; Roloff, Jürgen; Schmoldt, Hans: Bibellexikon. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, Olten, Wien 1978, 1. Aufl. 1987

Kolkmann, Friedrich-Wilhelm; Seyfarth-Metzger, Ingrid; Stobrawa, Franz: Leitfaden: Qualitätsmanagement im deutschen Krankenhaus. Bundesärztekammer. Ärztegemeinschaft der Deutschen Ärztekammern (Hg.): Zuckschwerdt, München, Basel, Wien, New York 2001, 3. Aufl.

Kolkmann, Friedrich Wilhelm: Der Arztberuf im Wandel der Gesellschaft. Vom Sinn der Freiheit des Arztberufes. Vortrag vom 7.9.2004. Frischer Wind, Baden-Baden 2004

Koopmann, Helmut: Naturphilosophie im Zauberberg. In: „Der Zauberberg“ - die Welt der Wissenschaften in Thomas Manns Roman. Dietrich von Engelhardt; Hans Wißkirchen (Hg.). Schattauer, Stuttgart 2003, S. 130-135

Korff, Hermann August Hermann: Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung einer klassisch-romantischen Literaturgeschichte. Bd. 1-4 (1923-1955). Eichborn, Frankfurt am Main 2007

Kretschmer, Ernst: Geniale Menschen. Springer, Berlin 1929

Kreutzer, Hans Joachim: Über die Musik in Goethes Faust. In: Walter Hinderer (Hg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik. Königshausen & Neumann, Würzburg 2002, S.447-458

Kreutzer, Hans Joachim: Faust – Mythos und Musik. Beck, München 2003

Kreuzer, Helmut (Hg.): Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C.P. Snows These in der Diskussion. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1987

Küng, Hans; Stietencron, Heinrich; van Ess, Josef; Bechert, Heinz: Christentum und Weltreligion. Islam, Hinduismus und Buddhismus. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main und Wien 1984

Kuper, Michael: Agrippa von Nettesheim - Der echte Faust. Zerling, Berlin 1994

Lambrecht, Roland: Der Geist der Melancholie - Eine Herausforderung philosophischer Reflexion. Fink, München 1996

Lautenbach, Ernst: Lexikon Goethe Zitate. Auslese für das 21. Jahrhundert. Genius, Erdkugel. Aus Werk und Leben. Iudicum, München 2004

Leibbrand, Werner: Romantische Medizin. Goverts, Hamburg 1937

Leibbrand, Werner: Der göttliche Stab des Äskulap. Eine Metaphysik des Arztes. Müller, Salzburg 1939

Leibbrand, Werner: Die spekulative Medizin in der Romantik. Claassen, Hamburg 1956

Leibbrand, Werner; Wettley, Annemarie: Der Wahnsinn. Geschichte der abendländischen Psychopathologie. Orbis academicus. Bd. II/12. Alber, Freiburg und München 1961

Leven, Karl-Heinz: Die Geschichte der Infektionskrankheiten. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Ecomed, Landsberg am Lech 1997

Leven, Karl-Heinz (Hg.): Antike Medizin. Ein Lexikon. Beck, München 2005

Lewin, Louis: Die Gifte in der Weltgeschichte. Springer, Berlin 1920

Lichtenthaeler, Charles: Der Eid des Hippokrates: Ursprung und Bedeutung. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln 1984

Lind, Georg: Häftlinge moralischer als Mediziner? In: Münchner Abendzeitung. 3.8.2009, S. 17

Linfert, Carl: Hieronymus Bosch. Gesamtausgabe der Gemälde. Phaidon, Köln 1959

Locher, Wolfgang G.: Michael Servetus (1511-1553) das berühmteste Opfer des Reformators Jean Calvin. In: Münchner ärztliche Anzeigen. 97 (2009) S. 2

Lorenz, Rüdiger: Salutogenese – Grundwissen für Psychologen, Mediziner, Gesundheits- und Pflegewissenschaftler. Reinhardt, München 2004

Lücke, Manfred H.: Edward Jenner. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 309-327

Lüllmann, Heinz; Mohr, Klaus: Pharmakologie und Toxikologie. Arzneimittelwirkungen verstehen-Medikamente gezielt einsetzen. Thieme, Stuttgart und New York 1999, 14. überarb. Aufl.

Mahal, Günther: Faust. Die Spuren eines geheimnisvollen Lebens. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1995

Maisak, Petra: Johann Wolfgang Goethe – Zeichnungen. Reclam, Stuttgart 1996, durchgesehene und bibliographisch ergänzte Ausgabe 2001

Mayer, Caroline: Stiftungsprofessur „Naturheilkunde und Komplementärmedizin“ an der TU München. Interview mit Prof. Dr. Dieter Melchart. In: Münchner ärztliche Anzeigen. 98 (2010) S. 3-4

Mayer, Petra: Burn-Out bei Ärzten. „Die schlimmste Zeit meines Lebens“. In: Deutsches Ärzteblatt. 106 (2009) C 242

Mayerhofer, Johann: Faust beim Fürstbischof von Bamberg. In: Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte. 3 (1890) S. 177-178

Meier, Mischa: Pest. Geschichte eines Menschheitstraumas. Klett-Cotta, Stuttgart 2005

Menninger-Lerchenthal, Erich: Das Truggebilde der eigenen Gestalt (Heautoskopie, Doppelgänger). Karger, Berlin 1935

Merl, Harry: Der Traum vom gelungenen Selbst. In: Reteaming. Methodenhandbuch zur Lösungsorientierten Beratung. Wilhelm Geisbauer (Hg.). Auer, Heidelberg 2004, 2. Aufl. 2006

Messadié, Gerald: Teufel, Satan, Luzifer. Universalgeschichte des Bösen. Komet, Frechen 1999

Meusel, Johann Georg (Hg.): Briefe Philipp von Huttens an Moritz von Hutten (1540). In: Historisch-literarisches Magazin. Th 1., Bayreuth und Leipzig 1785, S. 93

Meyring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Beltz UTB, Weinheim und Basel 2007, 9. Aufl.

Million, Theodore: Masters of Mind. Exploring the Story of Mental Illness from Ancient Times to the New Millennium. WilleyHoboken, New Jersey 2004

Moses, Stéphane: „Natur! Natur!“: Sigmund Freuds Goethe-Traum. In: Goethe und das Zeitalter der Romantik. Walter Hinderer (Hg.) Königshausen & Neumann, Würzburg 2002, S. 231-241

Müller, Ingo W.: Friedrich Hoffmann. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 202-214

Müller, Irmgard: Hildegard von Bingen. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 44-56

Nager, Frank: Goethe - Der heilkundige Dichter. Insel, Frankfurt am Main und Leipzig 1990, 2. Aufl. 1994

Namora, Fernando: Götter und Dämonen der Medizin: 22 Porträts berühmter Ärzte von Hippokrates bis Alexander Fleming (port. 1952). Be.bra, Berlin 2002

Naphy, William; Spicer, Andrew: Derschwarze Tod. Die Pest in Europa (engl. 2000).Magnus, Essen 2003

Negelein, Günther von (Hg.): Was zum Herzen spricht vergisst man nicht. Verlag am Goetheanum, Dornach/Schweiz 2011

Oehmichen, Manfred; König, H.G.; Meissner, Christoph: Mord: die Realität. Definition, Epidemiologie, Ermittlungen, Prävention. In: Der „Mord“ Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Dietrich von Engelhardt; Manfred Oehmichen (Hg.). Schmidt- Römhild, Lübeck 2007, S. 13-36

Panofsky, Erwin: Leben und Kunst Albrecht Dürers (engl. 1943). Rogner & Bernhard, München 1977

Petzold Theodor Dierk: Gesundheit ist ansteckend! Heilphasen und innere Bilder. Verlag gesunde Entwicklung, Bad Gandersheim 2000

Petzold Theodor Dierk: Praxisbuch Salutogenese – Warum Gesundheit ansteckend ist. Südwest, München 2010

Pfeifer, Klaus: Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts. Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2000

Picard, Max: Die Flucht vor Gott. Eugen Rentsch (Hg.). Erlenbach-Zürich, Konstanz 1934, 4. Aufl. 1980

Picard, Max: Die Welt des Schweigens (1948). Piper, München 5. Aufl.1988

Pieper, Josef: Über das Schweigen Goethes (1951). Kosel, München 2. Aufl. 1962

Pongratz, Ludwig: Problemgeschichte der Psychologie. Francke, München 1984

Porter, Roy: Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg und Berlin 1. Aufl. 2003

Praetorius, Johannes: Hexen-, Zauber- und Spukgeschichten aus dem Blocksberg. Wolfgang Möhrig (Hg.). Insel, Frankfurt am Main 1979

Preußler, Otfried; Pleticha, Heinrich (Hg.): Das grosse Balladenbuch. Thienemann, Stuttgart und Wien 2000

Psyhyrembel. Klinisches Wörterbuch. De Gruyter, Berlin und New York 262. Aufl. 2010

Psyhyrembel. Psychiatrie Klinische Psychologie Psychotherapie. Jürgen Margraf; Franz Müller-Spahn (Hg.). De Gruyter, Berlin und New York 2009

Quitkin, Frederick M.; Endicott, Jean; Wittchen, Hans-Ulrich: Depression und andere affektive Störungen: In: Handbuch Psychische Störungen. Eine Einführung. Frederic I. Kass; John M. Oldham, Herbert J. Pardes (Hg.). Beltz, Weinheim 1996, 2. Aufl. 1998, S. 118-141

Rabbata, Samir: Arbeitssituation von Ärztinnen und Ärzten. Mehr Zeit für die Familie gewünscht. In: Deutsches Ärzteblatt 106 (2009)C 363

Rehder Stefan: Gott spielen. Im Supermarkt der Gentechnik. Pattloch, München 2007

Rothe, Philipp Herbert: Medizinisches in Goethes „Wilhelm Meister“-Romanen. Med. Diss., München 2009

Safranski, Rüdiger: Das Böse oder Das Drama der Freiheit. Fischer, Frankfurt am Main 1999, 9. Aufl. 2011 a

Safranski, Rüdiger: Goethe & Schiller. Fischer, Frankfurt am Main 2011 b

Schad, Wolfgang: Erziehung ist Kunst. Freies Geistesleben, Stuttgart 1986, 3. Aufl. 1994

Schad, Wolfgang: Goethes Faust. In: Friedrich Husemann (Hg.). Goethe und die Heilkunst. Freies Geistesleben, Stuttgart 1935, 3. Aufl. (Neuaufkl.) 2002, S. 127-150

Schad, Wolfgang: Goethes Weltkultur. In: Gesammelte Schriften 1. Freies Geistesleben, Stuttgart 2007

Schad, Wolfgang: Goethes Schweigen. Vortrag vom 3.10.2003 in Weimar. In: Erziehungskunst 10 (2007) S. 1061-1071

Schad, Wolfgang; Dušan Pleštil (Hg.): Naturwissenschaft heute im Ansatz Goethes. Mayer, Stuttgart 2008

Schatz, Iris: Doktor Eisenbarth. Beispiellose Operationen und Arzneien. In: Deutsches Ärzteblatt 106 (2009) C-469

Schings, Hans-Jürgen: Melancholie und Aufklärung. Metzler, Stuttgart 1977

Schings, Hans-Jürgen: Zustimmung zur Welt. Goethe-Studien. Königshausen & Neumann, Würzburg, 2011

Schipperges, Heinrich: 5000 Jahre Chirurgie: Magie, Handwerk, Wissenschaft. (= Kosmos Bibliothek, Bd. 253). Franckh, Stuttgart 1967

Schipperges, Heinrich: Paracelsus. Der Mensch im Licht der Natur. Klett, Stuttgart 1974

Schipperges, Heinrich: Paracelsus. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates zu Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 95-112

Schipperges, Heinrich: Goethe - seine Kunst zu leben. Betrachtungen aus der Sicht eines Arztes. Knecht, Frankfurt am Main 1996, 1. Aufl.

Schipperges, Heinrich: Heilsamer Trunk. Die Geschichte des Heiltranks. Rombach, Freiburg 2000

Schlemm, Sonja; Buntrock, Stefan: Hadern zwischen Leben und Tod: Suizidalität als Ausdruck einer Lebenskrise. In: Ethische Probleme in Lebenskrisen. Grundkurs Ethik in der Medizin. Andreas Frewer; Rolf Winau (Hg.). Palm & Enke, Erlangen und Jena 2005, S.68-98.

Schmidt, Jochen: Goethes Faust, Erster und Zweiter Teil, Grundlagen – Werk – Wirkung. Beck, München 1999, 2. Aufl. 2001

Schmidt-Degenhardt, Michael: Melancholie in der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts. In: Dietrich von Engelhardt; Horst-Jürgen Gerigk; et al.(Hg.). Pressler, Hürtgenwald 1990, S. 162-181

Smit, Frans: Gustav Meyrink. Auf der Suche nach dem Übersinnlichen. Langen Müller, München 1988

Schmitt, Wolfram: Zur Phänomenologie und Theorie der Melancholie. In: Melancholie in der Literatur und Kunst, Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur. Bd. 1. Dietrich von Engelhardt; Horst-Jürgen Gerigk; Guido Pressler; Wolfram Schmitt (Hg.). Pressler, Stuttgart 1990, S. 14-27

Schmitt, Wolfram: Goethes Doppelgänger-Erlebnis. In: Körperkult - Körperzwang – Körperstörung: im Spiegel von Psychopathologie, Literatur und Kultur. Jürgen Barkoff; Dietrich von Engelhardt (Hg.). Mattes, Heidelberg 2010, S. 243-257

Schnalke Thomas: Johann Wolfgang von Goethe – ein entschiedener Fürsprecher anatomischer Wachsm Modelle. In: Anatomischer Anzeiger 168 (1989) S. 391-394

Schneider, Hans-Joachim; Sieverts, Rudolf (Hg.): Handwörterbuch der Kriminologie in 5 Bänden. Bd. 3. De Gruyter, Berlin 1966-1998, 2. Aufl. 1974

Schneider, Johannes W.: Der Doppelgänger. Verlag für Anthroposophie, Dornach 2000

Schiffer, Eckhard: Wie Gesundheit entsteht – Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfahndung. Beltz, Weinheim 2001

Schöne, Albrecht: Schillers Schädel. Beck, München 2000, 2. Aufl. 2002

Schott, Heinz: Justinus Kerner (1786-1862) als „romantischer“ Arzt und Lebenskünstler. Mesmerismus zwischen Wissenschaft und Narration. In: Von Schillers Räubern zu Shelleys Frankenstein. Dietrich von Engelhardt; Hans Wißkirchen (Hg.).Schattauer, Stuttgart 2006, S. 233-252

Schulz, Karlheinz: Goethe. Eine Biographie in 16 Kapiteln. Reclam, Stuttgart 1999

Schwabe, Hans: Der lange Weg der Chirurgie. Vom Wundarzt und Bader zur Chirurgie. Strom, Zürich 1986

Schwalbe, Julius: Zur Geschichte der „plastischen Anatomie“. In: Deutsche medizinische Wochenschrift 22 (1896) S. 761-762

Schwerd, Wolfgang (Hg.); Adebahr, Gustav.; Eicher, Wolfgang; Leithoff, Horst et al.: Rechtsmedizin. Lehrbuch für Mediziner und Juristen. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln 1992, 5. neu bearb. Aufl., S. 165; 212-238; 270-282;

Seidmann, Peter: Religiöse und philosophische Wurzeln der Psychotherapie. In: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 15, Transzendenz, Imagination und Kreativität. Gion Condrau (Hg.). Kindler, Zürich 1979, S. 353-365.

Shazer de, Steve: Worte waren ursprünglich Zauber. Von der Problemsprache zur Lösungssprache. Auer, Heidelberg 2009, 2. Aufl. 2010

Shorter, Edward: Geschichte der Psychiatrie. Fest, Berlin 1999

Signori, Gabriele (Hg.): Trauer, Verzweiflung und Anfechtung. Selbstmord und Selbstmordversuche in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften (= Forum Psychohistorie; 2). Edition Discord, Tübingen 1994

Sloterdijk, Peter: Der Zauberbaum. Die Entstehung der Psychoanalyse im Jahr 1785. Epischer Versuch zu Philosophie der Psychologie. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1977

Snow, Charles Percy: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz (engl 1959). Klett, Stuttgart 1967

Steiger, Johann Anselm: Melancholie, Diätetik und Trost. Konzepte der Melancholie - Therapie im 16. und 17. Jahrhundert. Manutius, Heidelberg 2001

Steiner, Rudolf: Geisteswissenschaftliche Erläuterungen zu Goethes „Faust“. Vorträge aus den Jahren 1911 bis 1919. 2 Bände. Rudolf Steiner Verlag, Dornach/Schweiz 1982

Störig, Hans Joachim: Weltgeschichte der Philosophie. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1985

Sudhoff, Karl: Paracelsus und Goethe. In: Die medizinische Welt 39 (1939) S. 1409-1412

Toellner, Richard: Albrecht von Haller. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 245-261

Toellner, Richard: Hermann Boerhaave. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 215-230

Tripp, Matthias: Marie- François-Xavier Bichat. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 328-338

Unschuld, Paul U.: Der Arzt als Fremdling in der Medizin? Zuckschwerdt, München 2010, 2. Aufl.

Urzidil, Johannes: Goethe, J.B. Paar und Hahnemann. In: Die medizinische Welt 24 (1932) S.865-866

Urzidil, Johannes: Goethe in Böhmen. Koch, Darmstadt, Berlin, Wien 1962

Völker, Klaus (Hg.): Künstliche Menschen. Phantastische Bibliothek. Suhrkamp, Frankfurt 1994

Völker, Ludwig: Muse Melancholie-Therapeutikum Poesie. Fink, München 1978

Völker, Ludwig: Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle a. d. Saale 1985, Bd. 55

Voßkamp, Wilhelm: „Jeder sey auf seine Art ein Grieche! Aber er sey's.“ Zu Goethes Romantikkritik in der Zeitschrift Ueber Kunst und Alterthum. In: Goethe und das Zeitalter der Romantik. Walter Hinderer (Hg.). Königshausen & Neumann, Würzburg 2002, S. 121-131

Vulpus, Wolfgang: Goethe und die Medizin. Die medizinische Welt 34 (1932) S. 1226-1228

Watzlawick, Paul; Beavin, Janet; Jackson, Don: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Huber, Bern 1969

Weisser, Ursula: Hippokrates. Galen. In: Klassiker der Medizin. Bd. 1. Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 11-29

Weizsäcker, Carl Friedrich von: Zeit und Wissen. Hanser, München und Wien 1992

Wenzel, Manfred: Goethe und die Medizin. Selbstzeugnisse und Dokumente. Insel, Frankfurt am Main und Leipzig 1. Aufl. 1992

Wicht, Helmut: Anatomische Anekdoten. Steinkopff, Darmstadt 2010

Wiesing, Lambert: Philosophie der Wahrnehmung. Bd. 1562. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2004

Wilmanns, Juliane Claudia; Schmitt, Günther: Die Medizin und ihre Sprache. Lehrbuch und Atlas der Medizinischen Terminologie nach Organsystemen. Ecomed, Landsberg am Lech 2002

Wilmanns, Juliane Claudia: Räume der Heilkunst. Wege und Irrwege der Medizin im 20. Jahrhundert. Veranstaltungsforum der Kester-Haeusler-Stiftung im Kloster Fürstenfeld, Vortrag vom 28. Oktober 2004

Wilpert, Gero von: Goethe-Lexikon. Kröner, Stuttgart 1998

Wissowa, Georg (Hg.): PaulysRealencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Chiron.6. Halbbd.. Druckenmüller, Stuttgart 1899, Sp. 2302-2308

Wittern, Renate: Samuel Hahnemann. In: Klassiker der Medizin. Bd. 2. Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker. Dietrich von Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.). Beck, München 1991, S. 37-50

Wolters, Gereon (Hg.): Franz Anton Mesmer und der Mesmerismus. Wissenschaft, Scharlatanerie, Poesie (=Konstanzer Bibliothek. Bd. 12). Universitäts-Verlag Konstanz, Konstanz 1988

Zahrnt, Heinz: Martin Luther in seiner Zeit - für unsere Zeit. Süddeutscher Verlag, München 1983

Zahrnt, Heinz: Wie kann Gott das zulassen? Hiob - Der Mensch im Leid. Piper, München 1985, 5. Aufl. 1991

Zemb, Jean-Marc: Aristoteles. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1961

Zweig, Stefan: Die Heilung durch den Geist. Mesmer, Mary Baker-Eddy, Freud. Insel, Leipzig 1931

8. Abbildungsverzeichnis

- 1) Carl Gustav Carus: „Allegorie auf Goethes Tod“, Öl auf Leinwand (1832). Frankfurter Goethe-Haus. In: John Gage: Kulturgeschichte der Farbe/Von der Antike bis zur Gegenwart. E.A. Seemann Verlag, Leipzig 2009, S. 112, Abb. 81
- 2) Johann Wolfgang von Goethe: Zeichnungen. „Zwischenkieferdemonstration“, Feder auf Papier (um 1790). Sammlung Weimarer Klassik. In: Petra Maisak: Johann Wolfgang Goethe. Zeichnungen. Philipp Reclam Jun., Stuttgart 2000, S. 186, Abb. 136
- 3) Johann Wolfgang von Goethe: „Künstlerische Anatomiestudien-Skizzen von Körperteilen“, Bleistift, Feder auf Papier (1781). Stiftung Weimarer Klassik. In: Petra Maisak: Johann Wolfgang Goethe. Zeichnungen. Philipp Reclam Jun., Stuttgart 2000, S. 112, Abb. 73
- 4) Albrecht Dürer: „Adam und Eva“, Kupferstich (1504). Corte di Mamiano, bei Parma, Fondazione Magnani Rocca. In: Norbert Wolf: Albrecht Dürer 1471-1528. Das Genie der deutschen Renaissance. Taschen Verlag, Köln 2010, S. 83
- 5) Albrecht Dürer: „Melencolia I“ Kupferstich (1514). Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum. In: Norbert Wolf: Albrecht Dürer 1471-1528. Das Genie der deutschen Renaissance. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 50
- 6) Albrecht Dürer: „Alchemistischer Arzt“, Ausschnitt aus dem Studienblatt mit dem Raub der Europa und verschiedenen anderen Darstellungen, Feder auf Papier (1495). Wien Graphische Sammlung Albertina. In: Albrecht Dürer 1471-1528. Das gesamte graphische Werk Handzeichnungen. Eingeleitung Wolfgang Hütt. Verlag Rogner & Bernhard, München 1971, S. 107
- 7) BerndtNotke: „Lübecker Totentanz“ Original Tafelgemälde, Öl auf Leinwand (1463). Marienkirche Lübeck. Eigene Fotografie von der Replikation
- 8) Hieronymus Reusner: „Die wysseroß“ (um 1550). In: John Gage: Kulturgeschichte der Farbe/Von der Antike bis zur Gegenwart. E.A. Seemann Verlag, Leipzig 2009, S. 147, Abb. 105
- 9) William Blake: „Die Prüfung des Hiob. Satan schüttet die Plagen über Hiob aus“ Tempera auf Mahagoni (1826-1827). London Tate Gallery. In: The York Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei. DVD-Rom, 2002

- 10) Albrecht Dürer (vermutl.): Bebrillter Scholar, Holzschnitt (um 1494), vermutl. Albrecht Dürer. In: Sebastian Brant: *Narrenschiff (1494)*, Anaconda Verlag, Köln 2011, S. 14
- 11) Satirischer Stich auf die Heilkunst (16. Jht.). Ms. RF 1 rés., fol.66, Bibliotheque Nationale, Paris. In: Albert S. Lyons; R. Joseph Petrucelli II: die Geschichte der Medizin im Spiegel der Geschichte der Kunst. Du Mont, Köln 1980, S. 362, Abb. 555
- 12) H. van der Moolen: Ausschnitt aus „De wonderdokter Fop“, handcolorierter Holzschnitt (18. Jht.). Nationale Library of Medicine, Bethesda Maryland. In: Albert S. Lyons; R. Joseph Petrucelli II: Die Geschichte der Medizin im Spiegel der Geschichte der Kunst. Du Mont, Köln 1980, S. 488, Abb. 759
- 13) Die Hauptgötter der Heilkunst -Apollon, Chiron und Asklepios -Wandmalerei aus Pompeji (1. Jht.n. Chr.). Neapel Museo Nazinale Archeologico. In: Die Zeit. Lexikon in 20 Bänden. Zeitverlag Gerd Bucerius, Hamburg 2005, Bd. 3, S 63
- 14) Johann Elsholtz: Stiche aus *Clysmatica* (1667). Col. Brand., Bibliothèque Nationale, Paris. In: Albert S. Lyons; R. Joseph Perucelli II: Die Geschichte der Medizin im Spiegel der Geschichte der Kunst. Du Mont, Köln 1980, S. 432, Abb. 669
- 15) Johann Wolfgang von Goethe: „Aesculap-Tempel in der Villa Borghese im Mondschein“ Bleistift, Feder auf Papier (1787) Stiftung Weimarer Klassik. In: Petra Maisack: Johann Wolfgang Goethe. Zeichnungen. Philipp Reclam Jun., Stuttgart 2000, S. 155, Abb 111
- 16) Gustav Heinrich Eberlein: „Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel“, Gipsbüste (1897). Stiftung Weimarer Klassik. In: Peter Braun: Schiller, Tod und Teufel. Rede des Herrn von G. vor einem Totenschädel. Artemis & Winkler Verlag, Düsseldorf und Zürich 2005, S. 63
- 17) Zeitgenössische Karikatur auf die Bücherweisheit der Ärzte. In: Klaus Pfeifer: Medizin der Goethezeit. Christoph Wilhelm Hufeland und die Heilkunst des 18. Jahrhunderts. Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2000, Abb. 29
- 18) „Der Homunculus als >Manneken piss<“ *Cabalamineralis.>Arbor philosophica<* Frankfurt 1630. Fig. LXXXIII. In: Carl Gustav Jung: Psychologie und Alchemie. In: Gesammelte Werke. Lilly Jung-Merker; Elisabeth Rüd (Hg.). Walter Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1972, Bd. 12, S. 279, Abb.221

- 19) Engelbert Seibertz: „Faust. Eine Tragödie von Goethe“ Ausschnitt, Stahlstich (1885). Tübingen.
In: Udo Benzenhöfer. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2003, S.121

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die in der Fakultät für Medizin in der Technischen Universität München zur Promotionsprüfung vorgelegte Arbeit mit dem Titel:

Arztgestalten in Goethes *Faust*

im

Institut für Geschichte und Ethik der Medizin

unter Anleitung und Betreuung durch

Univ.-Prof. Dr. Dietrich von Engelhardt, em.

ohne sonstige Hilfe erstellt und bei der Abfassung nur die gemäß § 6 Abs. 5 angegebenen Hilfsmittel benutzt habe.

Ich habe die Dissertation in dieser oder ähnlicher Form in keinem anderen Prüfungsverfahren als Prüfungsleistung vorgelegt.

Ich habe den angestrebten Doktorgrad noch nicht erworben und bin nicht in einem früheren Promotionsverfahren für den angestrebten Doktorgrad endgültig gescheitert.

Die Promotionsordnung der Technischen Universität München ist mir bekannt.

München, den 19.03.2012

.....